P.O. genu. 1919 o-34

Börse und Leben.

Roman

von

August Schrader.

H

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Börse und Leben.

Original-Roman in vier Bänden

von

August Schrader.

III. Band.

Wien 1861.

Franz Leo's Verlags-Expedition.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Börse und Leben.

Original-Roman in vier Bänden

von

August Schrader.

III. Band.

Wien 1861.

Franz Leo's Verlags-Expedition.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Verhandlungen.

Wir erinnern den Leser daran, daß sich Markus, der Justizrath und Emil von Sydow auf Elsborn befanden. Der Baron Andreas hatte die Wahl zwischen dem Schuldgefängnisse und dem Verkaufe seines Gutes. Das Eine war ihm so fürchterlich als das Andere. Schon früh am Morgen, nach der Ankunft der Gäste beriethen sich die Brüder. Emil drang auf den Verkauf, um der peinlichen Situation ein Ende zu machen.

„Was bietet Dir der Justizrath?“ fragte er.

„Ich habe die Unterhandlungen mit ihm noch nicht eröffnet.“

„Gib der Eisenbahn-Kompagnie den Vorzug, sie bietet ohne Zweifel die höchste Summe.“

„Damit sie meine mühsam erschaffenen Anlagen zerstöre,“ rief Andreas in großer Aufregung. „Der Justizrath sucht ein Gut für seine Mündel — —“

„Der Juſtizrath iſt ein Spekulant, ein Geldmann — die Kompagnie wird von ihm kaufen und der Unterhändler macht einen bedeutenden Gewinn, den Du ſelbſt brauchen kannſt.“

„So ſchaffe einen anderen Käufer.“

Levi Markus ward gerufen. Man verlangte von ihm die Beſchaffung von hunderttauſend Thalern, die als Hypothek auf dem von Schulden frei gemachten Gute ſtehen bleiben ſollten. Auf dieſe Weiſe hoffte man den Verkauf zu umgehen.

„Hypothek?“ murmelte der Jude. „Das wird ſchwer halten, wenn es nicht geradezu unmöglich iſt. Für einen guten Käufer werde ich ſorgen.“

„Wer iſt dieſer Käufer?“

„Ich ſelbſt bin es!“ war die Antwort.

Baron Emil brach in ein lautes Lachen aus.

„Laſſen wir den Scherz,“ fügte er dann hinzu, „die Sache iſt ernſt. Sagten Sie nicht, Herr Markus! daß Sie Geld beſchaffen wollten?“

„Allerdings; aber ich habe nachgedacht und gefunden, daß es verlorene Mühe iſt.“

„So!“ rief Emil. „Als Käufer müſſen Sie jedoch Geld haben?“

„Natürlich!“ antwortete der Jude mit Suffiſance.

„Und leihen wollen Sie nicht?“

„Weil ich nicht kann.“

„Man bietet Ihnen ein bedeutendes Honorar, wenn Sie uns dienen.“

„Ich diene Ihnen, indem ich kaufe.“

„Aber der Justizrath hat sich auch als Käufer gemeldet.“

„Der Justizrath?“ fragte Markus überrascht.

„Sie hören es, mein Freund!“

Der Jude murmelte einige unverständliche Worte.

„Der Meistbietende hat den Vorzug,“ sagte Baron Emil. „Ich begreife Sie, Verehrtester! Sie wollen von unserer Verlegenheit Vortheil ziehen. Jetzt ändert sich die Situation, da Sie einen Konkurrenten haben. Ein Jude bleibt doch stets ein Jude! Warum haben Sie mir gestern nicht gleich Ihre Absicht unumwunden mitgetheilt?“

„Ich bin Kaufmann, mein Herr Baron!“

„Gut, so bleiben Sie Kaufmann. Geben Sie in einer Stunde Ihr Gebot ab.“

Markus zog sich zurück. Die beiden Brüder waren allein. Andreas schien von dem Gespräche nicht viel gehört zu haben, er saß in trübem Nachsinnen auf seinem Lehnstuhle.

„Andreas!“

„Emil?“

„Der Verkauf ist unvermeidlich. Sei vernünftig und füge Dich. Willst Du mir das Arrangement überlassen?“

„Unter der Bedingung, daß die Eisenbahn-Kompagnie ausgeschlossen bleibt.“

Emil schüttelte den Kopf über diese Grille seines Bruders.

„Wie thöricht!“ rief er aus. „Wenn Du der Besitzer von Elsborn nicht mehr bist, so kann es Dir gleich sein, was mit dem Gute geschieht. Die Hauptsache ist, daß wir vortheilhaft verkaufen, damit Dir ein erklecklicher Ueberschuß bleibe.“

Der Gutsherr sann einen Augenblick nach, dann sagte er mit sichtlicher Anstrengung:

„Gib mir bis morgen Frist; morgen werde ich Dir meinen festen Entschluß mittheilen.“

„Das hängt von dem Justizrathe ab.“

„Wie?“

„Er hat die verhängnißvollen Wechsel in Händen.“

„So suche ihn zu bestimmen.“

Emil ging zu dem Justizrathe.

„Ich bin Ihr Gast, Herr Baron!“ war die höflich ertheilte Antwort auf den Antrag; „ich glaube es mit meiner Pflicht vereinbaren zu können, wenn ich dem Wunsche Ihres Herrn Bruders nachkomme. Uebrigens sehen Sie mich bereit, Alles zur gütlichen Ausgleichung der Sache beizutragen. Es würde mich schmerzen, als Rechtsanwalt einschreiten zu müssen.“

Markus verabschiedete sich unter dem Vorwande, daß er einen Spaziergang durch die Umgegend machen

wolle; er würde aber Abends zurückkehren, fügte er hinzu, wenn man ihm für die nächste Nacht gastliche Aufnahme gewähren wolle.

„Schlafen Sie unter dem Dache, das vielleicht bald das Ihrige ist!“ antwortete Baron Emil ironisch.

„Tritt dieser Fall ein, so werden Sie sich über mich nicht zu beklagen haben,“ versicherte der Jude mit einem verbindlichen Lächeln.

Markus verließ, wie ein Spaziergänger gekleidet, daß Schloß. Ein Arbeiter des Gutsherrn begegnete ihm.

„Wo liegt die Moorschenke, mein Freund?“ fragte er ihn.

Der Bauer zeigte nach der Gegend und beschrieb den Weg dorthin sehr genau.

„Wie weit ist es bis zu der Schenke?“ fragte Levi.

„Auf dem Wege, den ich Ihnen angedeutet habe, können Sie in einer Stunde bei der Schenke sein.“

Der Jude schritt rüstig aus. Nach einer Stunde betrat er das Gastzimmer der Schenke. Ein einziger Gast befand sich in dem verräucherten Raume, und dieser Gast, ein wohlgekleideter Mann von vierzig und einigen Jahren, schien auf den Ankommenden gewartet zu haben.

„Endlich!“ rief er, als der Jude eintrat.

„Welch' eine entsetzliche Luft weht hier!“ rief Markus mit aristokratischem Widerwillen. „Sie ist zum Ersticken.“

„Ich bewohne ein Zimmer im erſten Stock," ſagte der Fremde. „Damit Sie mich gleich antreffen ſollten, habe ich mich hier aufgehalten. Folgen Sie mir."

Beide Männer ſtiegen die Treppe hinan und betraten ein bäueriſch eingerichtetes Zimmer, deſſen geöffnete Fenſter eine ſchöne Ausſicht nach dem Walde boten. Die Männer ſetzten ſich an den Tiſch, der zwiſchen den beiden Fenſtern unter einem alten Spiegel ſtand.

„Die Zeit iſt mir lang geworden," ſagte der Fremde. „Man iſt in dieſem Neſte auf ſich allein angewieſen, und die Bauern ſind tölpiſch und dumm wie das liebe Vieh."

„Ich bedauere, daß ich nicht früher abkommen konnte," ſagte Markus.

„Was für Nachrichten bringen Sie?"

„Ich glaube gute."

„Sie glauben es?"

„Der Baron iſt gezwungen, zu verkaufen."

„Vortrefflich; aber —?"

„Wir haben einen Konkurrenten."

„Wen?" fragte raſch der Fremde.

„Den Juſtizrath Ernſt aus Köln."

„Das iſt bedenklich. Der Mann iſt reich, und ſollte ihm Kaſſe fehlen, ſo hilft der Banquier Kaiſer."

Markus erzählte umſtändlich, was ihm ſeit ſeiner Abreiſe von Köln begegnet war, und ſchloß mit der Schilderung der Zuſtände auf Elsborn.

„Morgen Früh also wird die Sache entschieden?“ fragte der Fremde.

„Ja. Um zu reussiren, müssen wir den Justizrath überbieten und sofort Zahlung leisten, da es sich um die Einlösung von Wechsel handelt, die der Justizrath in Händen hat.“

„Was ist zu thun?“

„Ich habe auf dem Wege hieher darüber nachgedacht.“

„Und das Resultat?“

„Der Baron entäußert sich nur gezwungen seines Besitzthums, und der Justizrath zwingt ihn durch seine Wechsel. Demnach wäre folgerichtig der erste unserer Schritte der, daß wir den Rechtsanwalt beseitigen und die Wechsel kaufen. Dann befindet sich der Baron in unserer Gewalt, und der Konkurrent ist beseitigt, wenn er uns nicht überbieten will.“

„Wie hoch beläuft sich die Summe der Wechsel?“

„Siebzig bis achtzigtausend Thaler. Ich habe zwar dem Baron die Hoffnung auf eine Anleihe abgeschnitten, um die Sache bis zum Eclat zu treiben und da ich Ihre Ansicht nicht kannte; jedenfalls aber werden wir wohl thun, die Wechsel zu kaufen.“

„So kaufen Sie; hier sind achtzigtausend Thaler.“

Der Fremde zog ein Taschenbuch hervor, das mit Banknoten und Staatspapieren gefüllt war; er zählte die genannte Summe davon ab, und gab sie dem Juden.

„Vergessen Sie nicht," fügte er hinzu, „die Wechselschuld als Hypothek auf das Gut umtragen zu lassen und die Prolongation auf drei Monate zu stellen."

„Gut, nun erscheine ich dem Baron als ein Retter in der Noth, während er, ohne es zu wissen, in unsere Hände fällt. Aber da fällt mir ein . . ."

„Was?" fragte der Fremde.

„Der Justizrath macht Börsengeschäfte — wenn er nun, um uns von dem Handel fern zu halten, dem Baron Nachsicht schenkte, wenn er ihn ferner nicht zwänge, Geld zu beschaffen?"

„Dann müßten wir den Justizrath zwingen."

„Aber wie?"

„Dadurch, daß Sie ihm dieses Billet überreichen."

Der Fremde riß ein Blatt aus seinem Taschenbuche und schrieb mit dem Bleistifte einige Zeilen darauf. Dann faltete und siegelte er das Papier mit einer Oblate, die er ebenfalls aus dem Taschenbuche zog. Er gab dem Juden das Briefchen mit den Worten:

„Machen Sie Gebrauch davon, wenn der Justizrath erklärt hat, daß er dem Baron Frist schenkt."

„Sie haben die Adresse vergessen."

„Deren bedarf es nicht. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie nur im äußersten Nothfalle davon Gebrauch machen; tritt der Fall nicht ein, so geben Sie mir das Papier zurück. Ich erwarte Sie morgen in diesem Wirthshause."

Dies war ungefähr der Hauptinhalt des Gespräches, das die beiden Männer, die sich unbelauscht wähnten, ziemlich laut geführt hatten. Und wer sollte sie auch belauschen, da sich in dem Zimmer kein Versteck für einen Lauscher befand? Es war weder ein Alkoven, noch die Thüre eines Nebenzimmers, noch ein Vorhang vorhanden. Wenn sie gesehen hätten, daß sich dicht neben dem offenen Fenster das eines anderen Zimmers befand, in welchem eine junge Dame lag, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit das ganze Gespräch Wort für Wort anhörte, und bald ironisch lächelte, bald ein ärgerliches Gesicht machte! Was würde Herr Markus gesagt haben, wenn er in dieser jungen Dame die Doppelgängerin der Nachbarin seiner Mutter erkannt hätte.

„Ihr habt die Rechnung ohne den Wirth gemacht!" flüsterte sie. „Der arme Baron soll nicht in Eure Schurkenhände fallen, und wenn Ihr mit einer Million ausgerüstet wäret."

Als Markus mit einer brennenden Zigarre an das Fenster trat, und laut die Landschaft bewunderte, zog sie sich rasch zurück und verschwand in dem Zimmer. Sie brauchte ja nicht mehr zu wissen.

Der Jude kam gegen Abend allein und ermüdet nach Elsborn zurück.

Andreas von Sydow hatte den ganzen Tag in seinem Zimmer verbracht, während Emil mit dem Justizrathe eine kleine Jagdpartie gemacht.

Digitized by Google

Nach dem Abendessen, als beide allein waren, fragte Emil den Bruder:

„Hast Du einen Entschluß gefaßt?"

„Nein!" war die kalt und kurz ertheilte Antwort.

„Du machst Dir zu viel Sorgen, Bruder! gib das Gut hin, das Du Dir nicht erhalten kannst, und lebe künftig heiter und gemüthlich als schlichter Privatmann. Der Justizrath meint es gut mit Dir, er will nicht, daß Du zu kurz kommst. Aber er muß als redlicher Rechtsanwalt seine Pflichten gegen diejenigen erfüllen, die ihm ihr Vertrauen geschenkt haben. Entschließe Dich, Bruder! damit wir den hinterlistigen Juden aus dem Hause jagen können, der offenbar eine zweideutige Rolle spielt."

„Morgen! Morgen!" sagte fest der Baron. „Für heute laß mich in Ruhe."

„Mensch! Du siehst ja entsetzlich aus," sagte Emil theilnehmend.

„Ich bin krank, die Gicht macht mir zu schaffen."

„So gehe diesen Sommer in ein Bad, wie der Arzt Dir gerathen hat. Scheint es doch, als ob Elsborn Dein Liebchen wäre, das Du in Deiner Eifersucht nicht verlassen willst."

„Gewiß, Emil! ich werde reisen, sobald meine Geschäfte geordnet sind. Willst Du mich begleiten?"

„Wenn es sein muß, bis an den Nordpol!"

Emil sah den Bruder mitleidig an.

„Andreas!“ fuhr er in einem herzlichen Tone fort, „haſt Du noch etwas auf dem Gewiſſen, ſo theile es mir mit — Du weißt ja, daß ich nach beſten Kräften rathe und helfe. Wäre ich reich, Du ſollteſt Dich weder mit Juden noch mit Chriſten abplagen.“

Bei dem Worte „Gewiſſen“ zuckte Andreas zuſammen?

„Was willſt Du ſagen?“ fragte er erſchreckt. „Was ſoll ich auf dem Gewiſſen haben?“

„Ich meine, ob Dich noch ein Geheimniß an dieſe unglückſelige Erdſcholle feſſelt, die man Elsborn nennt?“

„Nein, nein; Du kennſt alle meine Geheimniſſe! Geh' zu Bett, morgen Früh theile ich Dir meinen Entſchluß mit!“

Er reichte Emil die Hand, und ſchwankte in ſein Kabinet.

„Armer Bruder!“ murmelte dieſer. „Die Natur hat Dich mit einem unglückſeligen Temperamente beſchenkt. Man muß gewiſſe Dinge im Leben nicht ſo ernſt nehmen, wenn man den Kopf oben behalten will.“

Emil ging zu dem Juſtizrathe, um mit ihm zu rauchen und zu plaudern. Liſette brachte den Thee, den er als holländiſcher Major liebte. Gegen zehn Uhr ging er zur Ruhe. Der Juſtizrath war zu aufgeregt, als daß er ſchon das Bett aufſuchen ſollte. Eine köſtliche Mainacht hatte ſich auf die Erde herabgeſenkt;

der Vollmond schwebte am klaren Himmel und verbreitete ein magisches Licht. Der Park, der vor den Fenstern lag, glich einem duftigen Paradiese. Die Blüthen der Obstbäume schimmerten wie Schnee durch die laue Halbnacht. Die Lust zu einem Spaziergange erwachte in dem Justizrathe; da er mehr als einmal am Tage den Garten betreten und den Weg dahin kannte, entschloß er sich, eine halbe Stunde den Park zu durchstreichen. Den Städter, der größtentheils zwischen Mauern lebt, reizt eine helle Mainacht; der Landmann hat weniger Sinn dafür, er hat ja die Natur stets vor Augen.

Der Justizrath verließ sein Zimmer, ging leise über den Korridor, die breite Treppe hinab, und tappte im Erdgeschosse nach der Thüre, die er als die zum Garten führende kennen gelernt hatte. Sie war angelehnt. Der Spaziergänger stieg drei Stufen hinab, und befand sich im Garten. Langsam verfolgte er den Hauptweg. Mancherlei Gedanken drängten sich ihm auf. Mit einer Art Sehnsucht flüsterte er vor sich hin:

„Könnte Hermine an meiner Seite diese herrliche Nacht genießen! Das ist Poesie, das ist Schönheit, die das Herz, den Geist erhebt. Wir armen Menschen, die wir nur nach Gewinn ringen! Indem wir einem Phantome nachjagen, vernachlässigen wir den wahren Genuß des Lebens, der mit so geringen Mitteln zu erkaufen ist. Bedarf es denn eines solchen Parks, um frische

Digitized by Google

Luft zu athmen? Die Wiese, der Wald, das Feld genügen, und diese sind für Jedermann."

Der Jurist lächelte über seine Reflektionen, als er die Lage des Barons bedachte, der seine Freiheit verpfändet hatte, um in dieser Abgeschiedenheit leben zu können. Er kam zu der Ansicht, daß man dem Leben nur dann die poetische Seite abgewinnen könne, wenn man sich der völligen Unabhängigkeit von seinen Nebenmenschen zu erfreuen habe. Und was schafft die Unabhängigkeit? Das Geld! Ueberall ist die Erde eine Börse: in den Städten, in den Dörfern, auf den einsamsten Weilern. Der Bauer macht in Aktien und spielt in der Lotterie, wie der Bürger und Kaufmann.

Unser Spaziergänger trat langsam aus einem Gebüsche hervor. Die große Gartenmauer zog sich in kurzer Entfernung vor ihm hin. Er blieb stehen und lehnte sich gedankenvoll an einen Baum. Die Gegend hatte Aehnlichkeit mit dem Landsitze, auf dem er Herminen kennen gelernt; er erinnerte sich, daß er vor Jahren ebenfalls über eine solche Mauer gestiegen war, um die Geliebte zu überraschen.

„Das war eine schöne Zeit!" seufzte er. „Damals trübte keine Spekulation das Glück meiner Liebe. Jetzt lassen mich die Geschäfte meine arme Hermine vergessen; jetzt wäre mir diese Mauer viel zu hoch!"

Plötzlich sah er, daß sich auf der Kappe der Mauer Etwas bewegte. Dieses Etwas ward immer größer, und

nach einigen Minuten ſtand ein Mann auf dem Rande, der ſich umſah und dann nach einem Baum lief, der dicht an der Mauer ſtand. Hier verſchwand er in den Zweigen, um nach einigen Sekunden an dem runden Stamme zu Boden zu gleiten. Ohne Verweilen ging er zwiſchen den Beeten hin, und verſchwand in der Eremitage, deren Fenſter im Mondenſcheine flimmerten.

„Was iſt das?“ fragte ſich der überraſchte Spaziergänger.

In dieſem Augenblicke ſchlug die Schloßuhr zehn. Kaum waren die hellen Glockentöne verklungen, ſo ließ ſich ein Geräuſch von Schritten in dem Hauptwege vernehmen.

Der Juſtizrath trat hinter den dicken Stamm einer Linde, die ſeinen Körper völlig bedeckte. Nun ſah er zu ſeiner großen Verwunderung die Geſtalt einer Frau raſch ſich nähern, nnd bald erkannte er die liebliche Liſette, die leicht wie ein Sylph an ihm vorüberſchlüpfte, ohne ihn zu gewahren.

„Ein Stelldichein!“ dachte lächelnd der Juſtizrath. „Beide Theile ſind pünktlich wie die Schloßuhr. Auch an Liebesabenteuern fehlt es auf Elsborn nicht. Schade, daß mit der Beſitzveränderung vielleicht auch dieſes zarte Verhältniß zerſtört wird. Wo jetzt im Verborgenen die Liebe ſeufzt, braust vielleicht in einem Jahre die Lokomotive.“

Ernſt war unſchlüſſig, ob er zurückkehren oder das Pärchen belauſchen ſollte. Das Mitleiden beſtimmte ihn,

das Erstere zu wählen. In dem Augenblicke, als er seinen Platz verlassen wollte, zeigte sich eine zweite Gestalt, die ebenfalls von dem Schlosse herkam. Es war die Gestalt eines Mannes. Langsam durchschritt sie den breiten Hauptweg des Parkes. Der Justizrath verbarg sich wieder hinter dem Baumstamme und lauschte. Die Gestalt kam näher. Es war der Baron Andreas.

„Ah," dachte Ernst, „der Alte hat Wind bekommen, er wird seine verliebte Pflegetochter den Armen des Geliebten entreißen wollen."

Der Baron schlug einen Seitenweg ein und verschwand im Gebüsche. Nach einigen Minuten erschien er wieder, einen Spaten und eine Hacke tragend. Rüstig schritt er der Eremitage zu.

Der Justizrath war neugierig auf den Ausgang dieses Abenteuers; er schlüpfte von einem Baume, von einem Strauche zum andern, bis er sich verstohlen dem Häuschen nähern konnte, dessen Rückseite dicht an dem Gebüsche stand. Ein kleines Fenster gestattete ihm, das Innere zu übersehen. Der Mond warf sein volles Licht durch die offene Thüre, so daß der Raum zunächst der Schwelle hell beleuchtet ward. Das Liebespärchen befand sich ohne Zweifel in dem dunkeln Hintergrunde. Der Baron stand mit verschränkten Armen und starrte den Boden an. Hacke und Spaten lagen auf der etwas erhöhten Schwelle.

Martin — er war der Mann, der über die Mauer gestiegen — und Lisette hatten sich bei der Ankunft des Alten auf die im Dunkeln stehende Bank gekauert. Nicht die Neugierde, sondern die Angst vor der Entdeckung ihres Liebesgeheimnisses veranlaßte die beiden jungen Leute, athemlos auf die Entfernung des Barons zu warten. Lisette ahnte zwar nicht, daß hier ein Verbrechen zum Grunde liegen könne, denn sie hielt ihren Wohlthäter für den besten Menschen von der Welt; aber sie wünschte doch, daß Martin, obgleich er schon einmal das seltsame Gebahren des Barons gesehen, fern sein möge. Das arme Mädchen glaubte an eine Geistesverwirrung ihres Wohlthäters

Der Justizrath war Jurist und Spekulant, er hoffte in den Besitz eines Geheimnisses zu kommen, das ihm bei seiner Konkurrenz mit dem Juden von Vortheil sein könne. Der Baron stand seiner Meinung nach im Begriffe, einen Schatz zu graben. Es läßt sich nicht leugnen, das der Gutsbesitzer, von Angst getrieben, eine unkluge Handlung vornahm. Das Gewissen mahnte ihn, Alles zu beseitigen, was zur Entdeckung seiner That führen konnte. Der Gedanke, daß bei Anlage der Eisenbahn der Park umgegraben werden müsse, erfüllte ihn mit Entsetzen und scheuchte ihn aus der Ruhe empor, in die ihn die Zeit und seine Sophisterie eingewiegt.

Der Zufall hatte hier eine seltsame Vereinigung von Personen gefügt.

Der Baron war lange in seiner Stellung verblieben. Plötzlich raffte er sich, wie es schien mit großer Anstrengung, zusammen.

„Warum zögere ich?“ murmelte er, so laut, daß es die Lauscher deutlich vernehmen konnten. „Und was beginne ich denn, daß ich erzittere? Thorheit, Thorheit!“ rief er lachend. „Frisch ans Werk, in einer halben Stunde ist Alles gethan! Dann bin ich frei und kann mein Gut verkaufen. Dann mögen sie hacken, graben und bauen — mir gilt es gleich!“

„Was ist das?“ dachte der Justizrath. „Dieser geheimnißvolle Akt steht also mit dem Verkaufe des Gutes in Verbindung. Mich hat ein glückliches Ungefähr hieher geführt.“

Er fuhr fort mit doppelter Aufmerksamkeit zu lauschen. Indem er dem Fenster näher trat, bemerkte er die Köpfe der beiden jungen Leute, die fest aneinandergeschmiegt auf der Bank im Innern saßen.

Der Gutsherr machte sich an die Arbeit; er begann mit der Hacke den Boden aufzuhauen, und die lockere Erde mit der Schaufel auf die Seite zu räumen. Es war dies eine ebenso mühselige als ungewohnte Arbeit für die Hände des Barons; nach jeder Minute unterbrach er sich und stützte sich keuchend auf den Stiel seines Werkzeugs.

Eine halbe Stunde verfloß.

Größer als die Neugierde des Justizraths war die Pein der beiden Liebenden, die vielleicht auf Stunden noch eingesperrt bleiben konnten. Als der Baron mit seiner Schaufel Geräusch machte, flüsterte Martin:

„Lisette!“

„Nun?“ fragte schüchtern das junge Mädchen.

„Machen wir uns dem armen Herrn bemerkbar.“

„Warum?“

„Ich werde ihm in der Arbeit helfen.“

„Nein, nein!“

„Sieh' nur, wie er sich abmüht.“

„Ach ja, ich bedauere ihn von Herzen!“ seufzte Lisette.

In diesem Augenblicke sank der Baron auf dem Rande der Grube nieder, die bereits so tief geworden war, daß man nur die Hälfte seines Körpers sah.

„Meine Kräfte schwinden!“ murmelte er. „Das ist eine schwere Arbeit! Sabine, Sabine! Du hast mich sehr unglücklich gemacht!“

Er ließ den Kopf sinken und verblieb wohl zehn Minuten in dieser Stellung.

Da schlug die Schloßuhr Eilf.

Der Gräber raffte sich zusammen, und fuhr der Arbeit fort. Lisette begann leise zu weinen; begriff, daß ein verhängnißvoller Grund ihren Wohlthäter, den sie über Alles liebte, zwang, diese für ih

ungewohnte Verrichtung vorzunehmen. Der Gedanke, daß der alte Mann krank sei, erpreßte ihr Thränen. Wie gern würde sie hilfreiche Hand geleistet haben, aber ein banges Gefühl hielt sie davon zurück.

„Martin!“ flüsterte sie bebend.

Der junge Mann drückte ihr die Hand, zum Zeichen, daß er bereit sei, sie anzuhören.

„Könnten wir uns doch durch das Fenster leise entfernen.“

„Der Herr Baron würde uns bemerken.“

„Jetzt beugt er sich so tief nieder, daß er uns nicht sehen kann.“

„Aber er wird uns hören und wir werden ihn erschrecken.“

„Ach Gott, was beginnen wir denn?“

„Wir bleiben, und schweigen über Alles was geschehen möge.“

„Der arme Mann ist sehr krank!“ seufzte Lisette. „Ich habe es längst bemerkt.“

„Still, still!“

Beide schwiegen und lauschten. Der Baron hatte seine Thätigkeit eingestellt. Alles war still.

„Wenn ihm ein Unglück begegnet wäre!“ flüsterte Martin.

„Ich werde mich stellen, als ob ich aus dem Schlosse käme um ihn zu suchen.“

Der Baron stieß einen dumpfen Schrei aus,

Liſette ſprang empor.

„Ach,“ hörte man die dumpfe Stimme des Barons murmeln, „ich bin am Ziele!“

Dann brachte er mit großer Mühe einen Gegenſtand auf den Rand der Grube.

„Hinweg, hinweg!“ rief er tonlos. „Noch eine letzte Anſtrengung, und Alles iſt beſeitigt.“

Mühſam ſtieg er aus dem Loche empor; wie eine unheimliche, phantaſtiſche Geſtalt erſchien er auf dem Hügel der lockeren Erde, die unter ſeinen Füßen wich. Man ſah wie er einen Gegenſtand auf ſeine Schultern lud und ſich entfernen wollte. Er ſank noch einmal unter der Laſt zurück. Stöhnend raffte er ſich wieder zuſammen und trat auf die Schwelle der Thüre. Dann verſchwand er. Man hörte ſeine Schritte, die ſich raſch entfernten.

„Großer Gott!“ ſtammelte Liſette.

„Der arme Mann!“ fügte Martin hinzu.

„Haſt Du erkannt, was er forttrug?“

„Nein, nein — ich habe mich geirrt. Das ungewiſſe Mondenlicht hat mich getäuſcht.“

Liſette ſank ſchluchzend an ſeine Bruſt.

„Bedenke, er iſt mein Wohlthäter, mein zweiter Vater.“

„Fürchte Nichts, geliebtes Mädchen! ich werde ſchweigen wie das Grab.“

Sie ſchloſſen ſich innig einander in die Arme. Liſette riß ſich zuerſt los.

„Was beginnen wir?“ fragte Martin.

„Benützen wir den günstigen Augenblick, um die Eremitage zu verlassen; der Baron wird ohne Zweifel bald zurückkehren.“

„Er soll nie erfahren, daß wir ihn belauscht haben.“

Beide verließen das Häuschen. Als sie das Freie betraten, sahen sie einen Schatten zwischen den Bäumen verschwinden.

„Was war das?“ flüsterte bestürzt Lisette.

„Eine fremde Person.“

„In unserm Garten, um diese Zeit!“

„Sie wird dem Baron folgen,“ meinte Martin.

„Das ist eine schreckliche Nacht!“ flüsterte weinend das junge Mädchen.

Martin war unschlüßig, ob er dem Baron folgen sollte oder nicht.

„Lisette! gehe in das Schloß zurück,“ sagte er nach einer Pause.

„Warum denn?“

„Ich kann Dich hier nicht allein lassen. Jene Gestalt macht mich besorgt, denn es läßt sich annehmen, daß sie das nächtliche Werk des armen Barons belauscht hat. Ich wache über Deinen Wohlthäter — gehe ruhig in Dein Zimmer. Drohet ihm Gefahr, so stelle ich mich ihm muthig zur Seite.“

„Ich verlasse mich auf Dich, Martin!“

„Und mit vollem Rechte, meine liebe Lisette.“

„Beeile Dich, damit Du den Baron nicht verfehlst.“

„Der Baron kümmert mich jetzt nicht, wohl aber die fremde Person, die dort zwischen den Bäumen verschwand. Der Baron wird schon zu der Eremitage zurückkehren, um das Loch zuzuwerfen.“

Lisette war ein muthiges Mädchen. Sie stellte sich, um den Geliebten zu beruhigen, als ob sie den Weg nach dem Schlosse einschlüge, dann aber kehrte sie um, lief nach der Eremitage, ergriff die Schaufel, und begann die lockere Erde in die Gruft zu werfen, um ihrem Wohlthäter einen Theil der Arbeit zu ersparen, die er ohne Zweifel bei seiner Rückkehr vornehmen würde. Eine Ueberraschung fürchtete sie nicht, da sie den vom Monde hell beschienenen Weg übersehen konnte.

Martin verschwand in der Richtung, in der er die Gestalt hatte verschwinden sehen; er schlüpfte von Baum zu Baum, um unbemerkt zu bleiben.

Wir begleiten den Baron.

Die Last, die er trug, war zwar materiell nicht schwer, aber sie drückte ihn doch fast zu Boden — es war das Skelett des Mannes, der ihm zum Opfer gefallen. Er hatte die einzelnen Theile desselben in seinen Mantel gewickelt. Mehr als einmal versagten ihm die Füße den Dienst; aber stets raffte er sich mit übermenschlicher Anstrengung wieder zusammen und setzte

den Weg zu seinem fürchterlichen Ziele fort. Sein Herz schlug heiß und fieberhaft, alles Blut stieg ihm nach dem Kopfe, so daß er sich dessen, was er that, nicht eigentlich bewußt war. Fast instinktmäßig schwankte er den Weg entlang, der zu der Thüre in der Gartenmauer führte. Sie war angelehnt. Der Baron öffnete und schwankte auf die Wiese hinaus. Da hörte er plötzlich Schritte hinter sich. Bestürzt blieb er stehen, lehnte sich an einen Weidenbaum und lauschte.

Das Geräusch schwieg.

Der arme Mann wagte es, sich umzusehen. Außer ihm war kein lebendiges Wesen bemerkbar. Ein leichter weißer Nebel stieg aus der Wiese empor und bildete in kurzer Entfernung eine tiefliegende durchsichtige Wolke. Von dem Walde her hörte man das leise Rauschen eines kleinen Flusses, der dort von einem sogenannten Wehre herabfiel. Dieses Rauschen spornte den Baron zur Fortsetzung des Weges an. Aber kaum war er zwei Minuten gegangen, als er dasselbe Geräusch von Schritten hinter sich hörte, das ihn schon einmal erschreckt hatte.

Der Leser erräth, daß kein Anderer, als der Justizrath dem Baron folgte. Auf dem freien Platze war es unmöglich, unbemerkt zu bleiben, und wenn der Rechtsanwalt den Baron nicht aus den Augen verlieren wollte, so mußte er folgen. Beide Männer sahen sich in einen Nebelschleier eingehüllt.

Die Angſt trieb den Baron von Neuem an; er eilte, ſo raſch er konnte, dem Walde zu. Der Juſtizrath wollte ihm folgen. Da vertrat ihm Martin den Weg.

„Sie kommen aus dem Schloßgarten, mein Herr?"

Der Juſtizrath ahnte den Liebhaber Liſettens.

„Ich glaube," antwortete er. „Und wenn ich nun von dorther komme?"

Es lag Martin daran, den Mann aufzuhalten.

„So werden Sie mir gefälligſt ſagen, wer Ihnen die Thüre geöffnet hat."

„Wer?"

„Ich weiß, daß ſie Abends ſchon geſchloſſen wird," fuhr Martin verlegen fort, als er den elegant gekleideten Städter näher ins Auge gefaßt hatte.

Die Eiferſucht regte ſich in dem jungen Schulamtskandidaten.

Der Juſtizrath dachte nicht daran, daß Martin im Intereſſe des Barons handeln könne.

„Warum ſtellen Sie dieſe Frage an mich, mein Freund?" ſagte er ernſt. „Halten Sie mich vielleicht für einen Dieb?"

„Nun, das eben nicht; aber ich möchte doch wiſſen . . ."

„Was?"

Martin hatte vergeſſen, daß er den Baron vor der Verfolgung wahren wollte; er hielt den Juſtizrath für einen gefährlichen Nebenbuhler. Das ganze Schloßper-

ſonal war ihm bekannt, und von dem Beſuche hatte ihm Liſette keine Sylbe geſagt. Ein Dieb konnte dieſer fein gekleidete Mann nicht ſein — der Gedanke war daher ſehr natürlich, daß der Fremde Liſetten nachſtellte, die für das ſchönſte Mädchen in der ganzen Gegend galt.

„Ich möchte wiſſen," fuhr Martin fort, „was Sie in dem Garten des Herrn Barons von Sydow um dieſe ungewöhnliche Zeit zu thun haben."

„Dieſelbe Frage könnte ich an Sie richten. Zunächſt jedoch will ich mich begnügen, wenn ich weiß, wer Sie ſind, der vor ungefähr einer Stunde keck über die Gartenmauer geſtiegen iſt."

„Sie haben mich geſehen?"

„Ich habe auch geſehen, daß Sie mit einem hübſchen Kinde nach der Eremitage gingen, die unter Bäumen verſteckt in dem Schloßparke liegt."

„O Himmel!"

„Erſchrecken Sie nicht, ich werde dem Herrn Baron kein Wörtchen davon ſagen."

„Kennen Sie Liſetten, mein Herr?"

„Ich kenne ſie; und darum möchte ich wiſſen, wer Sie ſind."

„Nun, ich bin Schulamtskandidat . . ."

„Und wie iſt ihr Name, Herr Kandidat?"

„Martin Faber."

„Martin Faber?" fragte überraſcht der Juſtizrath.

„Ja.“

„Seltſam!“

„Dort drüben im Dorfe bin ich der Adjunkt des alten Schulmeiſters. Darf ich nun auch wiſſen, mit wem ich zu ſprechen die Ehre habe?“

„Mit einem Manne, der Sie vielleicht näher kennt, obgleich er Sie jetzt zum erſten Male ſieht.“

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen! Wie wäre es möglich, daß Sie . . .“

„Antworten Sie, mein lieber Freund! Sie ſind eine Waiſe?“

„Ja!“

„Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, deſſen Namen Sie führen, hat ſich Ihrer angenommen, nachdem Ihre Mutter im tiefſten Elende geſtorben war?“

„Ganz recht, mein Herr! Aber ich beſchwöre Sie im Namen Gottes, wie können Sie wiſſen, was ich ſtets als ein Geheimniß betrachtet habe?“

„Martin Faber iſt längſt der Gegenſtand meiner Forſchungen geweſen, und ich kann meine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, daß Ihnen keine meiner Aufforderungen, die ich in verſchiedenen Zeitungen erlaſſen, zu Geſicht gekommen iſt, da Sie doch, wie ich annehmen muß, ſtets in dieſer Gegend gelebt haben.“

Des Schulamtskandidaten Erſtaunen war in Beſtürzung übergegangen.

„Demnach sind Sie wohl der Herr Justizrath Ernst aus Köln?“ stammelte er.

„Der bin ich. Wie ist Ihnen mein Name bekannt geworden?“

„Ich will es nicht läugnen, mein Herr! ich habe Ihre Aufforderung, Ihnen meine Adresse zu senden, gelesen.“

„Und warum sind Sie in diesem Falle der Aufforderung nicht nachgekommen?“ fragte, einen forschenden Blick auf den jungen Mann werfend, der Justizrath.

Martin schien zu überlegen, was er antworten sollte. Endlich faßte er Muth.

„Mein Herr!“ sagte er, „Sie zeigten an, daß Sie dem jungen Martin Faber Mittheilungen in Familienangelegenheiten zu machen hätten.“

„So ist es.“

„Das Wenige, dessen ich mich aus meiner frühesten Jugend erinnere, ist so traurig, daß ich mit der Vergangenheit längst abgeschlossen und auf meine Familie Verzicht geleistet habe. Ich lebe zwar in sehr bescheidenen Verhältnissen, und muß mich wacker mit der lieben Dorfjugend abplagen; aber ich fühle mich glücklich, und möchte um Alles in der Welt nicht, daß irgend ein Zwischenfall meinem Leben eine andere Richtung gäbe. Da wir uns einmal hier getroffen haben, bitte ich Sie, mich als verschollen zu betrachten und Ihre Mittheilungen, wie sie auch sein mögen, für sich zu behalten.“

Die letzten Worte hatte Martin fest und entschieden gesprochen. Der Justizrath, nachdem er ihn einige Augenblicke verwundert angesehen, fragte:

„Wenn ich Ihnen nun eine Nachricht mitzutheilen hätte, die Ihre Lage verbessert, die Sie des mühseligen Unterrichtgebens überhöbe und einem sehnlichst gewünschten Ziele nahe brächte?“

„Ich errathe, was Sie meinen, lieber Herr! Aber was kann von meiner unglückseligen Familie Gutes kommen?“

„Sie werden es erfahren, wenn Sie mich morgen gegen Mittag in diesem Schlosse aufsuchen wollen. Bleiben Sie aus, so zwingen sie mich, bei Mamsell Lisetten nach Ihnen zu fragen.“

„Bei Lisetten?“ rief Martin bestürzt. „Warum bei ihr?“

„Weil ich voraussetze, daß sie mir die beste Auskunft über Sie geben kann.“

„Nein, nein, mein Herr!“ sagte hastig der junge Mann; „verschweigen Sie, daß ich nicht eigentlich Martin Faber heiße, und Lisette — ach, sie darf nicht wissen, daß ich einer Familie angehöre, die — — Herr Justizrath, ich werde kommen, wenn Sie mir das Versprechen geben . . .“

„Genug, die Angelegenheit bleibt unter uns. Ich bin der Testamentsvollstrecker Ihres Vaters, Sie wissen nun, mit wem Sie zu thun haben.“

In dieſem Augenblicke ſah Martin die Geſtalt des Barons, die, jemehr ſie ſich näherte, je deutlicher aus dem Nebel hervortrat.

„Ach, dort kommt noch ein Spaziergänger," ſagte der Juſtizrath. „Auf Wiederſehen, Herr Martin Faber!"

„Es iſt der Herr von Sydow."

„Ich weiß es."

„Sie wiſſen es?" flüſterte Martin ängſtlich.

„Sein Beiſpiel verlockte mich zu einem Spaziergange."

„Lieber Herr! der arme Mann iſt krank. Schonen Sie ihn, ſtellen Sie ſich, als ob Sie ihn nicht ſähen — ich will es Ihnen nur ſagen — unſer Gutsherr iſt mitunter geiſteskrank, und dann treibt er Nachts Dinge, welche die in Erſtaunen ſetzen, die nicht wiſſen, daß er von ſolchen Anfällen zu leiden hat. Ich bitte Sie, mein Herr! reden Sie ihn nicht an, laſſen Sie ihn ruhig vorübergehen."

Der Juſtizrath überlegte einen Augenblick.

„Es ſei," flüſterte er zurück. „Verbergen wir uns hinter dieſem Weidenbaume."

So geſchah es. Kaum ſtanden die beiden Männer hinter dem hohlen Baume, als der Baron raſch vorüberging. Er murmelte halb laut Worte vor ſich hin, welche die Lauſcher nicht verſtehen konnten. Bald verſchwand er in der Gartenmauer. Man hörte ihn die Thüre ſchließen.

„Wie komme ich nun in das Schloß?“ fragte der Juſtizrath.

„Ich führe Sie.“

Martin war zufrieden, daß er den Läſtigen abgehalten dem Baron zu folgen. Als er glaubte, daß der Gutsherr die Eremitage erreicht haben könne, holte er den Schlüſſel hervor, den er beim Abſchiede von Liſetten erhalten, und erſchloß die Thüre. Dann führte er den Juſtizrath durch Nebenwege nach dem Schloſſe, deſſen Thüre noch offen ſtand.

„Ich ſehe Sie morgen, Herr Faber?“

„Um Mittag, wenn meine Schulſtunden vorüber ſind. Aber Liſette . . .“

„Wird nicht eine Sylbe erfahren, verlaſſen Sie ſich darauf. Wählen Sie irgend einen Vorwand um zu mir zu gelangen. Ich bewohne ein Zimmer im erſten Stocke. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Herr Juſtizrath!“

Der Gaſt ſtieg die Stufen zu dem Schloſſe hinan. Martin eilte nach der Eremitage. Als er näher kam, hörte er das laute Schluchzen einer Frau — er erkannte Liſettens Stimme. Die Klagelaute durchſchnitten ihm das Herz; alle Vorſicht vergeſſend, ſtürzte er dem Eingange des Häuschens zu. Entſetzt blieb er ſtehen. Das junge Mädchen kniete weinend neben dem Baron, der wie leblos an der Schwelle auf dem Boden lag. Liſette erkannte ihn.

„Martin!“ rief ſie, „um Gottes willen komm mir zu Hilfe!“

„Was iſt denn geſchehen?“

„Ich war ſo eifrig beſchäftigt, die Erde in die Grube zu werfen, daß ich den Herrn Baron zu ſpät bemerkte, der plötzlich an der Thüre ſtand, und dann mit einem lauten Schrei zu Boden ſank. Ob er mich erkannt hat, weiß ich nicht zu ſagen; aber ich konnte mich doch nicht zurückziehen, ich mußte ihm zu Hilfe kommen. Alle meine Bemühungen ſind vergebens, er bleibt wie todt am Boden liegen. Du lieber Gott, ſein Geſicht iſt mit kaltem Schweiße bedeckt, ſeine Hände ſind kalt und ſtarr — wenn er nur nicht todt iſt. Das iſt eine unglückſelige, fürchterliche Nacht! Rathe, hilf mir, Martin! — ach, was können wir thun?“

Martin überzeugte ſich von dem Zuſtande des Barons; der arme Mann glich wirklich einem Todten. Eine äußere Verletzung konnte nicht vorhanden ſein, denn er war in den weichen Sand geſunken, den man erſt kürzlich vor der Eremitage geſtreut hatte. Der junge Mann begriff, daß die übergroße Gemüthserregung eine Erſchöpfung der Kräfte herbeigeführt.

„Bleibe hier!“ flüſterte er.

„Wohin?“ fragte die troſtloſe Liſette.

„Steht ein Eimer bei dem Brunnen?“

„Ja.“

Martin verschwand. Nach einigen Minuten kam er mit frischem Wasser zurück. Man besprengte die Schläfe und Pulse des Ohnmächtigen, der nach kurzer Zeit zu sich selbst kam. Bei der ersten Regung stieß Lisette einen Freudenschrei aus. Mit Martins Hilfe erhob sich der Baron. Er schien sich seiner Umgebung nicht bewußt zu sein; die Kraft des Körpers war zurückgekehrt, nicht aber die des Geistes. Lisette küßte unter heißen Thränen seine kalten Hände, die im Fieberfroste erbebten. Der junge Mann diente ihm als Stütze. Nachdem er sich noch einige Minuten erholt hatte, konnte man ihn völlig emporrichten und von der Eremitage entfernen. Schweigend ließ er sich durch die Wege führen; er hatte keinen andern Willen, als den seiner Leiter. So kam man in das Schloß. Da die Bewohner schliefen — nur der Justizrath hatte aus seinem Fenster den Zug gesehen — gelangte man unbemerkt in das Zimmer des Gutsherrn, das im Erdgeschosse lag. Als man den Baron auf dem großen Lehnstuhle niedergelassen hatte, schlich sich Martin leise aus dem Zimmer und eilte nach der Eremitage, wo er die Grube völlig verschüttete, den Sand ebnete, jede Spur der Arbeit zu vertilgen suchte, und dann den Garten verließ um seinem Dorfe zuzueilen.

Der Baron befand sich in dem Zustande völliger Entkräftung; er sank in die Polster zurück und schloß die Augen wie ein Schlafender. Lisette saß zu seinen

Digitized by Google

Füßen und beobachtete jede seiner Bewegungen. Zwar waren seine Augen geschlossen, aber die Lider zuckten wie im Krampfe, die Lippen bewegten sich und die gefalteten Hände erbebten leise.

Plötzlich, wie von einer innern Gewalt getrieben, schlug er die Augen auf. Lisette erschrak vor dem Blicke, der sie jetzt traf.

„Bist Du da, mein Kind?" fragte er leise und in einem weichen Tone. „Ich habe Dich durch Brock rufen lassen — gut, daß Du gekommen bist. Bleibe bei mir, ich habe viel, viel mit Dir zu sprechen."

Dann legte er seine Hand auf das blonde Haupt des Mädchens; sein Blick war zwar unstät, aber freundlich. Das junge Mädchen begann still zu weinen, es fürchtete für den Verstand des geliebten Wohlthäters.

„Ich will ihm nicht widersprechen," dachte sie; „er hat wohl geträumt, was er mir sagt."

„Warum weinst Du?" fragte der Baron nach einer Pause.

„Sie sind krank, Herr Baron!"

„Ach ja, ich leide viel! Aber nicht, wenn Du bei mir bist — hörst Du wohl? Wenn Du bei mir bist befinde ich mich wohl. Es soll kein anderer Mensch um mich sein — auch meinem Bruder verbiete, daß er bei mir bleibe. Und Du nennst mich von diesem Augenblicke an stets Vater —"

„Herr Baron!"

„Ich will es."

„Sie haben mir so viel Wohlthaten erwiesen . . ."

„O, das ist ja väterlich," rief er mit einem seltsamen Lächeln. Ein Vater liebt sein Kind, er hat die Pflicht, für sein Kind zu sorgen — Lisette, und ich habe für Dich gesorgt!" fügte er hastig hinzu. „Ich habe für Dich gesorgt, weil Du meine Tochter bist."

Dann neigte er sich, drückte den Kopf der Jungfrau an seine Brust und bedeckte ihn mit Küssen. Eine gewaltige Aufregung hatte sich seiner bemächtigt.

„Lisette!" rief er plötzlich, wie von einer Erinnerung ergriffen.

„Mein guter, lieber Herr!" antwortete sie weinend.

„Sind wir allein?"

„Ja!"

„Sieh' nach, ob die Thüre geschlossen ist."

Lisette führte den Auftrag aus. Als sie zu ihm zurückgekehrt war, fuhr der Baron fort:

„Man soll nicht sagen, daß ich ein schlechter Vater gewesen bin, und wenn man mir auch mein Gut Elsborn verkauft. Beruhige Dich; es bleibt noch genug, um Deine Zukunft sicher zu stellen. Liebe mich, mein Kind! liebe mich. Du bist das einzige Geschöpf auf dieser Welt, dessen Herz sich mir zuneigt. Von Dir fordere ich die Liebe, um die mich Deine Mutter betrogen hat. Du bist die Erbin des wenigen Vermögens, das ich hinterlasse, und kein Mensch soll es Dir streitig machen.

Digitized by Google

Er unterbrach ſich. Liſette konnte ſich den Zuſammenhang dieſer Worte nicht erklären, mit einem inneren Grauen betrachtete ſie den Mann, dem ſie bisher in kindlicher Liebe zugethan geweſen. Was er ſagte, hielt ſie für den Erguß eines kranken Geiſtes. Mit ſanfter, bittender Stimme forderte ſie ihn auf, zu Bette zu gehen und zu ruhen.

„Liſette!“ flüſterte unruhig der Alte.

Sie ſah ihn aufmerkſam an; er ergriff ihre Hand und fragte:

„Darf ich Dir vertrauen? Darf ich erwarten, daß Du mit Leib und Seele mir ergeben biſt?“

„Und wenn ſich alle Welt von Ihnen abwendet, mein lieber Vater!“ rief ſie betheuernd.

„So antworte mir: warſt Du dieſe Nacht in der Eremitage?“

„Ja, mein Vater! Ich ſuchte Sie, und als ich Ihre Arbeit ſah, habe ich Sie unterſtützt.“

„Das iſt brav! Das iſt brav! Sprich kein Wort davon — die Eremitage birgt ein Geheimniß — ein ernſtes wichtiges Geheimniß für Dich. Frage mich nie darnach, mein Kind! — verſchließe es in Deiner Bruſt und glaube, daß ich für Dich geſorgt habe. Gott im Himmel wird mir verzeihen wenn ich zu ſchwach geweſen bin! Verſchließe den Garten — es ſoll ihn Niemand betreten außer uns Beiden!“

Liſette verſprach dafür zu ſorgen.

Wie beruhigt ſuchte der Baron nun ſein Bett auf. Das junge Mädchen zog ſich zurück, nachdem es dem Pflegevater die Stirn geküßt hatte.

Schon früh am nächſten Morgen beſuchte Liſette die Eremitage. Zu ihrer Ueberraſchung fand ſie, daß jede Spur der nächtlichen, geheimnißvollen Arbeit verwiſcht war. Friſcher gelber Sand bedeckte das Innere des Häuschens und den Platz vor demſelben.

„Das hat Martin gethan!“ flüſterte ſie, ſchmerzlich froh bewegt. „Ach, wäre er der Mitwiſſer eines freudigern Ereigniſſes, als das der verfloſſenen Nacht. Er iſt gut, er liebt mich und wird gewiß ſchweigen. Wüßte ich nur, wer die fremde Geſtalt geweſen, die durch den Garten dem Baron nachſchlich. Martin hat es gewiß erfahren, er wird es mir ſagen. Du lieber Gott!“ rief ſie leiſe, indem ſie ihre blauen Augen zum Himmel wandte, „gib, daß das ſeltſame Räthſel ſich auf eine Weiſe löſe, die meinen Wohlthäter nicht in Gefahr bringt!“

Zweites Kapitel.

Die Unbekannte.

Die von dem Baron zur Entſcheidung feſtgeſetzte Stunde war gekommen. Emil ſuchte den Bruder auf, um mit ihm zuvor noch eine kurze Rückſprache zu neh-

men oder ihn durch eine Rekapitulation der Umstände zu befestigen, wenn er in dem Vorsatze, das Gut zu verkaufen, schwankend geworden sein sollte. Er traf ihn bereits angekleidet in seinem Zimmer. Bestürzt blieb er an der Schwelle stehen, als er das todtenbleiche Aussehen des armen Mannes bemerkte.

„Andreas! bist Du krank?"

„Es ist vorüber, Emil! ich bin zwar angegriffen, aber ich fühle mich wohl. Frage mich nicht — Du kennst ja meinen Zustand."

„Wozu bist Du entschlossen?"

Andreas sah seinen Bruder einen Augenblick schmerzlich an, dann fragte er halb leise, als ob er sich fürchtete, die Worte noch einmal auszusprechen:

„Ist kein anderer Ausweg zu finden?"

„Keiner?"

„Gut, so werde ich verkaufen!"

„Ueberlaß mir die Leitung der Verhandlungen, Andreas!"

„Ich gebe Dir Vollmacht. Verhandle also, aber in meiner Gegenwart."

„Hast Du mir noch etwas anzuvertrauen?"

Der Gutsherr zuckte leise zusammen.

„Anzuvertrauen?" wiederholte er. „Ich habe keine Geheimnisse. Trage Sorge, daß wir einen hohen Preis erlangen, und Du hast Alles gethan, was ich wünschen kann."

„Wir müſſen ein neues Leben beginnen!“ rief Emil.

„In unſeren alten Tagen?“ fragte Andreas ironiſch.

„Deshalb, weil wir den größten Theil unſeres Lebens hinter uns haben. Der Abend ſoll ein heiterer, ſorgenloſer ſein, und ich glaube wir haben es nach dem ſtürmiſchen Tage verdient.“

„Ja, ja,“ murmelte Andreas; „der Tag war ſtürmiſch, ſehr ſtürmiſch! Gott mag es geben, daß ich nun endlich zur Ruhe komme, nach der ich mich herzlich ſehne. Ich will, ich kann nicht mehr mit den Verhältniſſen kämpfen.“

Emil ließ die beiden Gäſte durch Brock, den Verwalter, herbeirufen. Der Juſtizrath trat zuerſt ein. Unbefangen und freundlich grüßte er die beiden Barone, er hatte ſich vorgenommen, das Erlebniß in der Nacht durch kein Wort, keine Miene zu verrathen; erſt wenn es nöthig erſcheinen ſollte, wollte er es zu ſeinem Vortheile benützen. Der Zuſtand des Gutsherrn bewies ihm zur Genüge, daß Verhältniſſe obwalten, die er ausbeuten konnte. Das Geſchäft war zu gewinnbringend, als daß er nicht Alles aufbieten ſollte jede Konkurrenz zu beſeitigen.

„Können wir beginnen?“ fragte er lächelnd.

„Es fehlt noch ein Käufer,“ antwortete Emil.

„Ah, der Jude! Rechnen Sie auf ihn, meine Herren?“

„Nicht mehr als auf jeden Andern, der zu bieten gedenkt. Verzeihung, Herr Juſtizrath! wenn mein Bruder heute zum erſten Male in ſeinem Leben Kaufmann iſt. Wir geben den letzten Handelsartikel aus der Hand ..."

„Alſo eine Verſteigerung!"

„Unter zweien."

„Dort kommt mein Konkurrent!"

Levi Markus trat ein. Sein ſtrahlendes Geſicht verrieth die ſichere Hoffnung auf den Sieg über den ihm verhaßten Juſtizrath. Er grüßte mit einer Unterwürfigkeit, die wie Ironie erſchien. Dann nahm er ſchweigend den Platz ein, den ihm Emil andeutete. Baron Andreas ſaß gebückt in ſeinem Lehnſtuhle; Emil hatte ſich zwiſchen die beiden Käufer geſetzt und breitete das Regiſter vor ſich aus, das die Zubehörungen des Gutes Elsborn enthielt.

„Jede Förmlichkeit iſt unnütz," ſagte der Juſtizrath, „ich für meinen Theil verzichte auf alle nähere Angaben da mir der Werth des Grundſtückes genau bekannt iſt."

„Erſparen Sie ſich die Mühe, Herr Baron!" fügte auch Levi hinzu; „ich habe den Auftrag zu bieten — Nichts weiter."

Nach dieſen Erörterungen war der Kampf eröffnet, jede Partei hatte ihre Stellung eingenommen. Der Jude ſtand zum zweiten Male dem Juriſten gegenüber.

Levi Markus bot hunderttauſend Thaler.

„Eine runde Summe!“ meinte lächelnd der Juſtizrath.

Andreas kniff unwillig ſeine buſchigen Augenbrauen zuſammen.

„Dieſer Herr!“ murmelte er, „iſt der Anſicht, daß ich verkaufen m u ß !“

„Verzeihung, es iſt das erſte Angebot.“

„Ich biete fünftauſend Thaler mehr!“ rief der Rechtsanwalt.

Emil ſaß ſchweigend und regungslos auf ſeinem Platze.

Andreas hatte mit beiden Händen die Lehnen des Seſſels ergriffen, als ob er dadurch gewaltſam ſeinen Unmuth zügeln wollte.

„Dreitauſend mehr!“ rief Levi.

„Einhundertzehntauſend!“ bot der Juſtizrath.

Der Jude ſchien keine Luſt zu haben, weiter zu gehen.

Eine längere Pauſe trat ein; es ſchien, als ob der Juſtizrath Meiſtbietender bleiben ſollte.

„Das iſt traurig!“ murmelte Andreas.

„Mein Herr!“ wandte ſich Emil an den Juſtizrath, „Sie verſprachen mir, die Angelegenheit auf eine befriedigende Weiſe zu vermitteln; und nun drängen Sie uns zu einer Auktion, bei der Sie ſelbſt Bietender ſind.“

„Das iſt ein Irrthum, Herr Baron!“

„Wie?“

„Ich habe die Verſteigerung nicht eröffnet. Uebrigens gebe ich Herrn Levi Markus zu bedenken, daß auf der Stelle Zahlung erfolgen muß.“

„Mein Herr Juſtizrath! ich werde zahlen, wenn ich gekauft habe.“

„Gut, fahren wir fort.“

„Ich biete nicht mehr.“

„Hundertzehntauſend Thaler ſtehen zu Dienſten, Herr Baron!“

Emil verließ haſtig ſeinen Platz.

„Das iſt ein ſchlechtes Geſchäft!“ rief er aus.

„Aber ein ehrliches, Herr Baron!“ meinte der Juſtizrath.

„Gönnen Sie uns Zeit, andere Käufer zu ſuchen.“

„Verzeihung, ich würde die Intereſſen meiner Klienten verletzen. Es iſt jetzt zehn Uhr Morgens — um zwölf Uhr reiſe ich ab, und dieſen Abend . . .“

„Wandere ich in das Schuldgefängniß,“ murmelte Andreas.

„Schlagen Sie zu, und die Sache iſt abgemacht.“

„Herr Baron!“ ſagte Levi, „ich biete zweitauſend mehr, um Ihnen meine Gefälligkeit zu zeigen. Hier iſt Geld, bezahlen Sie den Herrn Juſtizrath.“

Er zog ein ſchweres Portefeuille aus ſeiner Taſche.

„Hundertfünfzehntauſend Thaler!“ ſagte kalt der Rechtsanwalt.

„Achtzehntauſend!“ fuhr Levi fort.

„Hundertzwanzigtausend!“ rief Ernst, die Hand auf den Tisch legend.

In diesem Augenblicke trat hastig Lisette ein; sie näherte sich ihrem Pflegevater und flüsterte:

„Eine junge Dame wünscht Sie zu sprechen.“

„Führe sie in den Saal.“

„Sie spricht von einem Verkaufe, dem sie beiwohnen müsse.“

„Himmel, wie kann sie wissen —?“

„Dort kommt sie!“ rief Lisette, auf die Thüre deutend.

Dieselbe junge Dame trat ein, die der Justizrath, Baron Emil und Levi während der Fahrt auf der Eisenbahn kennen gelernt hatten.

„Fräulein Josefine!“ rief Ernst überrascht.

„Meine Nachbarin aus Köln!“ sagte Levi Markus.

„Meine schöne Reisegefährtin!“ rief Baron Emil.

Die Fremde verneigte sich graziös.

„Vortrefflich!“ rief sie. „Ich treffe bekannte Herren, ein Umstand, der mir mein Geschäft erleichtern wird. Ich bin an den Herrn Baron Andreas von Sydow adressirt.“

„An mich?“

„Wenn Sie der geehrte Adressat sind — ja.“

„Von wem?“

„Sie werden es erfahren, wenn ich Ihr Gut Elsborn gekauft habe, denn in dieser Absicht bin ich gekom-

men. Es ist doch nicht schon zu spät?" fragte sie, einen spottenden Blick auf den Juden werfend.

„Nein," antwortete Emil, indem er galant die Dame zu einem Sessel führte.

Josefine ließ sich nieder, und sah die erregten Gesichter der Männer an.

„Man wird mein Gebot nicht gelten lassen," fuhr sie lächelnd fort — „das finde ich natürlich, denn ich bin ein Weib und mulier taceat in ecclesia. Deshalb muß ich die Rolle der weißen Frau spielen. Sie sehen Herr Justizrath Ernst! ich kenne die Gesetze."

Dann wandte sie sich zu ihrem Nachbar:

„Herr Baron! ich habe Sie als einen galanten Kavalier kennen gelernt — darf ich Sie um eine Gefälligkeit bitten?"

„Befehlen Sie, mein Fräulein!" rief der alte Dandy, indem er sich verneigte.

„Seien Sie mein George Brown!"

„Das heißt?"

„Bieten Sie auf das Schloß Avenel, daß diese beiden Gavestons hier an sich reißen wollen. Ach, wahrhaftig, die Situation ist genau dieselbe, wie in Boieldieu's herrlicher Oper. Darf ich auf Ihre Unterstützung rechnen?"

Baron Emil schüttelte bedächtig den Kopf.

„Mein verehrtes Fräulein! die Angelegenheit ist zu ernst, um sie zum Gegenstande eines Scherzes zu machen."

„O, wer ſagt Ihnen, daß ich ſcherze?“ rief die Schöne, ihr Geſicht in ernſte Falten legend. „Der Herr Juſtizrath Ernſt würde mir einen Scherz dieſer Art nie verzeihen, und doch liegt mir daran, ihn nicht böſe zu machen. Herr Levi Markus oder Markus Levi — wie heißen Sie doch?“

„Levi Markus, Ihnen zu dienen!“ ſagte der Jude, ſich tief verneigend.

„Herr Levi Markus iſt ein zu ſchlauer Geſchäftsmann, um ſich myſtificiren zu laſſen. Wollen Sie, Herr Baron! mein George Brown ſein?“

„Genug!“ rief der Juſtizrath, den die Geduld verließ. „Ich bin zwar nur als der Vertreter einer Partei hier anweſend; aber ich kann nicht umhin, dem Herrn Baron zu rathen, eine Einmiſchung zu entfernen, die der Würde der Sache nicht angemeſſen iſt.“

„Die Würde der Sache!“ rief Joſefine lachend, „was nennen Sie Würde, mein Herr? Vielleicht eine raffinirte Spekulation auf das Eigenthum des armen Barons? Mammon und immer Mammon iſt Ihr Loſungswort. Ja freilich, dieſem Götzen muß mit Würde geopfert werden, auch wenn das Glück eines Menſchen dabei zu Grunde geht. Was iſt bis jetzt geboten?“ fragte ſie Emil.

„Hundertzwanzigtauſend Thaler!“

„Nicht mehr auf dieſes ſchöne Gut? das iſt himmelſchreiend! Herr Juſtizrath! wo bleibt die Würde bei dieſer Spekulation?“

„Wer ist denn dieser Kobold?“ fragte sich Emil.

„Das kann die Abmietherin von Mutter Bielitz doch wohl nicht sein,“ dachte der Jude.

Andreas murmelte:

„Ich selbst habe hundertzwanzigtausend Thaler gezahlt, als die Grundstücke billig waren und dieses Gut sich nicht in dem jetzigen Zustande befand.“

„Sie sind gezwungen zu verkaufen, Herr Baron?“ fragte Josefine.

„Leider ja!“ antwortete Andreas unwillkürlich.

„Gut, ich habe Auftrag Elsborn um jeden Preis zu kaufen.“

„Sie, mein Fräulein?“

„Wie Sie mich hier sehen. Fordern Sie.“

Emil und Andreas starrten sich an.

„Fordern Sie, fordern Sie doch!“ wiederholte Josefine, indem sie ungeduldig mit den kleinen Füßen stampfte.

Emil flüsterte ihr zu:

„Ich soll Ihr George Brown sein?“

„Ja!“

„Haben Sie auch, wie Anna in der weißen Dame, eine gefüllte Schatulle?“

„Es fehlt nichts, mein Herr!“

„Aber Anna hat ihren George Brown nach der Auction geheirathet!“ rief lachend der alte Elegant, der das reizende Geschöpf mit den Blicken verschlang.

„Die Heirath ſteht in zweiter Reihe. Bieten Sie, bieten Sie, ich werde zahlen.“

„Auf der Stelle?“

„Auf der Stelle! das heißt im Laufe des heutigen Tages, wie es das Geſetz erfordert.“

„Wohlan,“ ſagte der Baron Emil, „ich will Ihre Zahlungsfähigkeit auf die Probe ſtellen.“

Der Juſtizrath hatte ſich ungeduldig erhoben.

„Mein Fräulein!“ rief er, „will der Herr Baron Emil von Sydow Sie als legitimirt betrachten, ſo hat er die Folgen davon zu tragen — ich erſuche Sie, ſich ferner keine Mühe zu geben, ernſte Geſchäftsleute zu myſtificiren.“

„Ach, Herr Juſtizrath!“ rief Joſefine, indem ſie den weißen Schleier, der ihr reizendes, pikantes Geſicht zur Hälfte verbarg, zurückwarf. „Sie wollen als Juriſt imponiren! Wohlan, ich werde von meiner Gewohnheit, alle Dinge im Leben von der heitern Seite zu betrachten, abweichen und mit dem Ernſte eines Gerichtspräſidenten auftreten.“

„Sie bedürfen der Vertretung eines Mannes!“

„Herr Baron Emil von Sydow hat meine Vertretung übernommen.“

Emil wandte ſich an Joſefine.

„Schöne Dame,“ ſagte er galant, „Geld iſt die beſte Legitimation.“

„Der abſcheuliche Mammon!“ rief ſie in komiſcher Entrüſtung. „Alle dieſe geſetzten Herren beugen

ſich unter das ſchwarze Szepter dieſes Dämons. Katholiken, Proteſtanten und Juden beten ihn an.“

„Sie haben Recht,“ unterbrach ſie der bewundernde Emil; „aber dieſer Kultus wird die eifrigſten Anhänger finden, ſo lange die Erde ſteht. Uebrigens iſt eine Verſteigerung unnütz, wenn Sie Kapital beſitzen.“

„Wie?“

„Der Herr Juſtizrath, der Inhaber von Wechſeln meines Bruders, zwingt uns, das Gut zu verkaufen. Setzen Sie uns in den Stand, die Wechſel einzulöſen . . .“

„Ah,“ rief Joſefine, „Sie wollen ein Bankgeſchäft! Ich bin nicht Banquier und leihe nicht auf Zinſen. Aber das Gut will ich kaufen. Herr Juſtizrath!“ wandte ſie ſich mit einer Verbeugung an den Juriſten, „jetzt kennen Sie den Zweck meiner Reiſe.“

„Aber wie konnten Sie wiſſen?“ fragte Ernſt.

„Das iſt mein Geheimniß.“

„Hexe!“ rief Emil. „Reizende Fee!“

„Wer ſind Sie denn?“ fragte Andreas, indem er gewaltſam ſeine trüben Augen aufriß.

„Sie werden es zu ſeiner Zeit erfahren.“

„Meine Herren!“ ſagte ſehr ernſt der Juſtizrath, „machen wir dieſen Gaukeleien ein Ende. Zeit iſt Geld . . .“

„Und Sie, mein Herr! wollen verdienen. Auch ich will verdienen. Zu dieſem Zwecke, Herr Juſtizrath! werden Sie ferner nicht mitbieten.“

„Wer will mich daran hindern?“

„Sie werden nicht bieten, trotzdem Sie die Wechsel in der Tasche tragen, deren Macht Sie zu Ihrem Vortheile verwenden.“

„Gehen Sie nicht zu weit, mein Fräulein!“ drohte der Jurist.

„Sie nannten mich eine Hexe, Herr Baron! — Sie haben Recht. Ich werde sogleich meine Zaubermacht entfalten, wenn der Herr Justizrath nicht freiwillig zurücktritt.“

„Zählen Sie nicht darauf!“ erklärte dieser entschieden.

„Wohlan, so muß ich meinen Kobold loslassen. Herr Levi Markus . . .“

Baron Emil brach in ein lautes Lachen aus.

„Ist Herr Markus ihr Kobold?“ fragte er.

„Niemand eignet sich besser dazu, als er. Sehen Sie nur seinen dicken Kopf, sein wolliges Haar, seine wie Feuerbrände glühenden Augen, seine ganze Gnomengestalt — und nicht wahr, mein lieber Herr! Sie dienen mir gern?“

Der Jude starrte die lächelnde Fee an. Dann rief er verletzt:

„Lassen Sie mich in Ruhe.“

„Nach der Arbeit, mein Herr! folgt die Ruhe.“

„Ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen!“

„Nicht mit mir, wohl aber mit dem Herrn Justizrathe, der wie auf Kohlen sitzt. Ueberreichen Sie das dem Herrn bestimmte Billet.“

Digitized by Google

Markus ſprang auf, als ob ihn plötzlich eine Wespe geſtochen hätte.

„Ein Billet?“

„Es iſt zwar ohne Adreſſe — geben Sie, damit wir einen Konkurrenten beſeitigen.“

„Madame! Madame!“ rief Levi, in deſſen Geſichte ſich das höchſte Erſtaunen ausprägte.

„Ich bin noch nicht verheirathet, vergeſſen Sie das nicht.“

„Aber wie können Sie wiſſen, daß ich im Beſitze eines Billets bin . . .“

„Eine Fee, Herr Markus! weiß Alles! Und nun bitte ich die Herren zu glauben, daß ich eine gute Fee bin, ein verſöhnender, wohlthätiger Geiſt.“

Der Jude zog wirklich ein Billet hervor und überreichte es dem Juſtizrathe.

„Von wem?“ fragte dieſer.

„Ich weiß es nicht.“

„Leſen Sie, leſen Sie doch!“ rief Joſephine, die ihre Neugierde zu verbergen ſuchte.

Ernſt erbrach das Billet und las. Dann ſah er abwechſelnd den Juden und die wenigen Zeilen an, die das kleine Papier enthielt. Es ließ ſich nicht verkennen, daß er mehr als überraſcht war. Während die andern drei Männer in ſchweigender Verwunderung verharrten, neigte ſich Joſefine lächelnd zu dem Juſtizrathe und fragte:

„Werden Sie auf das Gut bieten?“

„Ich glaube, ja!“

„Dann muß ich meinen Plan ändern. Präſentiren Sie Ihre Wechſel, Herr Juſtizrath!“

„Wem?“

„Dem Ausſteller.“

„Hier?“

„Sofort.“

„Wer wird zahlen?“

„Ich, Joſefine.“

„Geſtatten Sie mir, daß ich dieſes Geſchäft in der Gerichtsſtube ordne.“

„Wie Sie wollen — man wird die Wechſel einlöſen.“

Andreas von Sydow hatte ſeinen Lehnſtuhl verlaſſen.

„Es kann mir zwar nur angenehm ſein,“ ſagte er mit erregter Stimme, „wenn man mich der Nothwendigkeit überhebt, mein ſchönes Gut unter dem Preiſe zu verkaufen, aber bevor ich mich auf Weiterungen einlaſſe, die möglicherweiſe ohne Reſultat bleiben, möchte ich doch eine kleine Garantie haben . . .“

„Sie ſind ein wahrhafter Schüler des heiligen Thomas!“ rief Joſefine. „Schieben Sie einfach die Verhandlungen nur einige Tage auf, und man wird Ihnen liefern, was Sie fordern. Der Herr Juſtizrath wird einwilligen, denn die Nachricht, die ihm das Billet

gebracht, ist wohl der Ueberlegung werth. Sollte er indeß anderer Meinung sein, so übernehme ich es ..."

„Genug!" sagte Ernst, der nachdenkend geworden war, nachdem er das Billet noch einmal gelesen hatte. „Ich erkläre, daß ich meine Wechsel noch drei Tage ruhen lasse. Es ist diese Erklärung nicht etwa die Folge des Auftretens jener jungen Dame, eben so wenig als ich dem Billete des Herrn Markus einen Einfluß zuschreibe; wohl aber habe ich, wie ich dem Herrn Baron versprochen, die Interessen des Gutsherrn im Auge, die durch Einmischung fremder Personen leicht gefährdet werden können. Gestatten Sie mir, daß ich bis dahin Gast in diesem Schlosse bleibe."

Der Gutsherr verneigte sich, als Zeichen, daß er beistimme. Der Justizrath grüßte und verließ das Zimmer.

„Und was beschließt meine reizende Anna?" fragte Baron Emil, der mit der Wendung der Dinge zufrieden war.

„Sie gibt ihre Hoffnung auf George Brown nicht auf. Und wie könnte sie auch? Anna vermag ohne George Nichts, denn wir armen Frauen haben vor Gericht keine Geltung. Und nun zu Ihnen ein Wort, Herr Markus Gaveston! Sie haben Auftrag, das Gut Elsborn zu kaufen. Leugnen Sie es nicht, ich weiß es aus guter Quelle. Wohlmeinend rathe ich Ihnen: lassen Sie Ihre Hand von dem Handel, gehen Sie vielmehr

nach Köln zurück und wachen Sie über Lea Pik, die Tochter des vor Jahren verschollenen Juden. Der alte Mann könnte wiedererscheinen und seine Tochter reklamiren.

Josefine konnte nicht weiter reden, denn der greise Schloßherr taumelte, wie von einem jähen Schwindel befallen, hielt sich an der Lehne seines Stuhls, wimmerte wie von heftigen Schmerzen gefoltert, und glitt langsam zu Boden. Emil eilte seinem Bruder zu Hilfe; er setzte ihn sanft in den Stuhl. Alle Gesichtsmuskeln des Greises zuckten krampfhaft; seine Augen waren geschlossen. Die magern, sehnigten Hände klammerten sich an die Lehnen des Stuhls.

„Die Aufregung war zu groß," sagte Emil mitleidig. „Es mußte sich das alte Uebel einstellen. Verdammt," fügte er in zorniger Aufwallung hinzu, „unter solchen Verhältnissen ist das Leben ein Jammer."

Josefine, heftig erschreckt über den traurigen Vorfall, ergriff rasch die Karaffe und benetzte die Schläfe des Leidenden mit Wasser. Sie gab sich diesem Geschäfte mit einer rührenden Aengstlichkeit hin. Ihr schlanker Körper bebte, ihr zartes Gesicht war bleich wie eine Lilie und Markus, der sie bewundernd beobachtete, glaubte Thränen in ihren schönen Augen zu sehen. Ein echter Sohn Abraham's, der seine Aufmerksamkeit auf Alles richtet, suchte er die ungewöhnliche Rührung der jungen Dame zu deuten, deren Keckheit sich in warme Theilnahme verwandelt hatte. Sie mußte zu dem alten

Baron in mehr als geschäftlicher Beziehung stehen. Und wie konnte sie den Namen der Pflegetochter seiner Mutter wissen? Wer hatte ihr von dem verschollenen Juden Pik gesagt? Diese Josefine mußte jene Madame Seltenau sein, die in dem Dachstübchen der Mutter Bielitz eine so seltsame Rolle spielte. Es war dies Grund genug für den Juden, sein Verbleiben auf dem Schlosse auszudehnen.

Der Baron hatte sich unter den Händen der Dame wieder erholt; er sah seine Pflegerin mit den trüben, gerötheten Augen starr an. Dann legte er die zitternde Hand an die Stirne. Er wollte reden, aber die Zunge versagte ihm den Dienst.

„Bruder," rief Emil, „fasse Muth!"

Josefine ergriff seine Hand und küßte sie. Es schien, als ob auch sie vor Erregung nicht reden konnte. Sie legte ihren vollen Arm auf die hohe Rücklehne des Sessels, stützte den Kopf auf den Arm und begann zu weinen. Des Juden Erstaunen läßt sich nicht beschreiben. Emil beobachtete seinen Bruder, der immer noch regungslos in dem Sessel lag.

Plötzlich fuhr Josefine auf; sie warf rasch einen Blick auf den Kranken.

„Man hole einen Arzt!" rief sie heftig. „Ihr Leute schafft einen Arzt!"

Sie wollte nach der Thüre eilen, um den Klingelzug zu ergreifen.

Emil hielt ſie zurück.

„Bleiben Sie, mein Fräulein! Wir kennen dieſe Zufälle, ſie ſtellen ſich ſeit Jahren ein. Die Erſtarrung geht vorüber. Stören Sie die Ruhe meines Bruders nicht.“

Nach zwei Minuten bewegte ſich der Greis, den Joſefine ängſtlich beobachtete.

„Liſette!“ rief er mit ſchwacher Stimme und ohne die Augen zu öffnen. „Liſette! Deine Hand, mein liebes Kind!“

„Liſette? Wer iſt Liſette?“ fragte Joſefine erregt, indem ſie zurücktrat.

Emil winkte mit der Hand, daß ſie ſchweigen möge. Dann bat er den Juden, er möge das Zimmer verlaſſen. Levi Markus leiſtete ungern Folge, denn die Szene hatte für ihn das größte Intereſſe. Er ging.

Baron Emil ergriff die Hand Joſefinens und zog ſie an das Fenſter.

„Laſſen Sie meinen Bruder,“ flüſterte er, „nach einigen Minuten der Ruhe wird er wieder zum Bewußtſein gelangen. Aber Sie, mein Fräulein! werfen Sie die Maske ab — wer ſind Sie? Was führt Sie nach Elsborn? Warum weinen Sie bei dem Anblicke des Kranken?“

„Fragen Sie mich nicht,“ bat ſie zitternd; „noch kann ich mich Ihnen nicht entdecken! Ich habe den Schein gegen mich, er ſtempelt mich zu einer Abenteuerin —“

„Gleichviel, entdecken Sie ſich mir! Dem Bruder des Kranken, für den Sie eine lebhafte Sympathie zu hegen ſcheinen, können Sie ſich furchtlos anvertrauen. Sie ſind in verhängnißvoller Zeit hier erſchienen — —“

„Noch einmal: dringen Sie nicht in mich, Herr Baron!“ bat Joſefine, deren Augen Thränen entſtrömten. „Ich kann nicht verbürgen, daß ich Ihnen die Wahrheit ſage.“

„Sie ſind eine ſeltſame Perſon!“

„Ohne Zweifel!“ flüſterte Joſefine, indem ſie ſchwermüthig ihr ſchönes Haupt neigte. „Ich erſcheine mir ſelbſt ſeltſam — mein ganzes Leben iſt ein Räthſel, deſſen Löſung ich hier erwarte.“

„Bei meinem Bruder?“

„Auf Elsborn.“

„Und darum wollen Sie das Gut kaufen?“

„Ich trage Sorge, daß es der Familie Sydow erhalten bleibe. Sie handeln in Ihrem eigenen Intereſſe, wenn Sie mir geſtatten, daß ich mich zur geeigneten Zeit erkläre. Forſchen Sie nicht, wohin ich gehe, und bin ich hier, ſo beläſtigen Sie mich nicht mit Fragen, die ich Ihnen nicht beantworten kann. Aber glauben Sie mir, meine Miſſion wird bald erfüllt ſein. Indem ich ſchweige, handle ich ehrlich; wollte ich reden, würde ich Sie möglicherweiſe betrügen. Darum laſſen Sie mich gewähren und ſeien Sie mir freundlich geſinnt ohne Argwohn. Ich weiß, daß ich viel fordere,

daß ich Ihnen verdächtig erſcheinen muß! aber liefere ich Ihnen, ſobald es mir geſtattet ſein wird, die Erklärung, ſo werden Sie nicht nur den Zuſammenhang ſehr einfach finden, ſondern mir auch Ihre Theilnahme und vielleicht auch Ihre Achtung nicht verſagen."

Dieſe Worte, von ſo ſchönen Lippen und mit ſo tiefer Rührung geſprochen, verfehlten ihre Wirkung auf das weiche Gemüth Emil's nicht. Der Baron war nicht Realiſt genug, um Widerſtand zu leiſten.

„Ich ſtelle eine Bedingung!" ſagte er raſch.

„Nennen Sie mir dieſe Bedingung."

„Sie verlaſſen dieſe Gegend nicht, ohne von mir Abſchied zu nehmen."

„Das ſchwöre ich Ihnen bei der heiligen Jungfrau, auf deren Schutz ich mit voller Zuverſicht vertraue!" rief Joſefine leiſe, indem ſie ihre kleine Hand zum Himmel emporhob.

Andreas regte ſich.

„Liſette!" murmelte er. „Liſette! Führe mich in den Garten, in die friſche Luft. Hier iſt es heiß, mir brennt der Kopf, die Augen ſchmerzen."

Der Bruder ging zu ihm.

„Andreas! ſei ein Mann!"

„Emil!" flüſterte er mit Anſtrengung, „Du biſt's?"

„Ich, Dein Bruder, der für Dich ſorgt und Deine Angelegenheiten ordnen wird. Aber nun faſſe Dich, denke ruhig über die Sache und ſchone Deine Geſundheit."

„Emil! wer ſprach von der Tochter des verſchollenen Juden? Haſt Du es nicht auch gehört?"

„Der Teufel treibt jetzt ſein Spiel in unſerem Schloſſe! Aber ich ſorge dafür, daß es ſobald kein Jude wieder betreten wird."

Er zog die Glocke. Liſette trat raſch ein, das gute Kind hatte lange auf dieſes Zeichen gewartet, denn ſie kannte die Natur des alten Mannes, dem ſie herzlich zugethan war.

„Ich dachte es mir!" rief ſie ſchmerzlich aus, als ſie einen Blick auf den Stuhl geworfen hatte. „So konnte es ja nicht vorübergehen. Herr Baron!" flüſterte ſie dem alten Elegant zu, „ich habe es Ihnen im Voraus geſagt — ſchaffen Sie die Leute aus dem Hauſe, oder der gnädige Herr hat den Tod davon."

Andreas ſtreckte beide Hände aus, empfing die liebliche Liſette und drückte einen Kuß in ihr ſchweres Haargeflecht.

„Ach, Sabine!" ſeufzte er tief und ſchwer.

Der Name „Sabine" ſcheuchte die Dame empor, die bis jetzt wie träumend in der Fenſterbrüſtung geſtanden hatte. Ihre Augen glänzten, ihre Lippen zuckten — plötzlich mäßigte ſie ihre Aufwallung, als ſie ſah, daß Emil ſie beobachtete. Sie ergriff ihren koſtbaren Shawl, den ſie bei der Pflege des Kranken abgelegt hatte, verneigte ſich und ging der Thüre zu. Emil folgte ihr bis auf die Hausflur.

Digitized by Google

„Wo wohnen Sie?" fragte er.

„Sie vergeſſen unſere Bedingung, Herr Baron!" antwortete ſie, ſchelmiſch mit dem Finger drohend.

„Verzeihung, mich leitet nicht die Neugierde; ich frage, um mich Ihnen, wenn es ſein kann, nützlich zu zeigen."

„Beobachten Sie den Juſtizrath;" flüſterte ſie mahnend.

„Warum? Er hat drei Tage Friſt verſprochen."

„Die Wechſel fürchte ich nicht, wohl aber . . ."

Sie unterbrach ſich, als ob ſie fürchtete, zu viel zu ſagen. Dann trat ſie auf die umgitterte Freitreppe vor dem Hauſe hinaus.

„Nun, was fürchten Sie denn?" fragte Emil, der den Eindruck bemerkt hatte, den die Nennung des Namens „Sabine" hervorgebracht.

„Ich kann nicht gehen, ohne Ihnen einen guten Rath zu ertheilen: tragen Sie Sorge, daß der Juſtizrath Ihren Bruder nicht beobachtet, wenn er durch die Krankheit des klaren Bewußtſeins beraubt iſt. Und ich fürchte, der Jude hat ſchon zu viel gehört und geſehen. Beherzigen Sie meine Worte. Adieu, Herr Baron! verkaufen Sie das Gut nicht ohne mich!"

„Wie kann ich Sie benachrichtigen, da ich nicht weiß, wo ich Sie finde?"

Sie reichte ihm ihre kleine Hand.

„Wenn Sie mich auch nicht ſehen, Herr Baron! werde ich Ihnen doch ſtets nahe ſein, wie die weiße

Frau ihrem George Brown. Wir ſtehen in einem geiſtigen Rapport. Für den Augenblick haben wir unſern Zweck erreicht — das Gut iſt nicht verkauft.“

Joſefine entzog ihm die Hand, hüpfte leichtfüßig die Stufen der Treppen hinab, eilte durch das offene Gitter des Schloßthores und verſchwand zwiſchen den Bäumen der Lindenallee, die dem nahen Walde zuführte.

Baron Emil, ein Kenner, ſah ihr lange nach; er bewunderte ihr anmuthiges Weſen, die Geſchmeidigkeit ihrer Geſtalt, den Wohlklang ihrer Stimme und den leichten, ſchwebenden Gang. Als der letzte Schimmer ihres weißen Schleiers verſchwunden war, ſchüttelte der Baron ſein Haupt.

„Es gehen ſeltſame Dinge vor!“ dachte er. „Die Habgierigen finden ſich ein wie die Raben, die Aas wittern. So ſchön nun auch dieſer Dämon iſt, ſo wenig traue ich ihm. Wenn ich Alles bedenke, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Bruſt meines Bruders ein ernſtes Geheimniß birgt, auf deſſen Grund die Konkurrenten, die ſich eingefunden, ihr Verfahren bauen. Dieſe hier fürchtet den Juſtizrath, der Juſtizrath fürchtet den Juden, und der Jude fürchtet den reizenden Kobold, der ihn zwang ein Billet abzugeben. Wären die verdammten Wechſel aus der Welt geſchafft! da ſie noch ihre verhängnißvolle Kraft ausüben, muß ich mich in Geduld faſſen. Vor allen Dingen iſt es nöthig,

daß ich meinen Bruder beobachte und daß er dem Bereiche der Gäste fern bleibe. Sie werden ihn nur in meiner Anwesenheit sehen."

In diesem Augenblicke ging ein junger Bauer grüßend über den Hof.

„Peter!" rief der Baron.

Peter zog die Mütze und sprang die Treppe herauf.

„Was befehlen Herr Baron?"

„Hast Du wichtige Arbeit vor?"

„Nein, Herr!"

„So verfolge die Schloßallee und beobachte eine Dame mit weißem Schleier, die so eben von mir gegangen ist."

„Ich habe sie gesehen, Herr Baron!"

„Gut, so kennst Du sie. Verfolge also die Dame, doch so, daß sie Deine Absicht nicht gewahrt. Du siehst, wohin sie geht, und bringst mir Nachricht."

„Ich verstehe den gnädigen Herrn," antwortete Peter. „Die Dame soll mir nicht entgehen, und ich komme nur dann erst zurück, wenn ich weiß, wo sie geblieben ist. Daß Sie mich geschickt haben, darf sie nicht erfahren."

„Du weißt nun Alles, Peter?"

„Ja, Herr!"

„Ich verlasse mich auf Dich. Fort!"

Der lebhafte Bursch sprang die Treppe hinab und verließ laufend den Schloßhof. Als Emil die ge-

räumige Hausflur betrat, kam ihm Liſette entgegen; ſie weinte. Der Baron fragte, was geſchehen ſei.

„Ach, der gnädige Herr muß recht krank ſein!“ ſchluchzte das junge Mädchen, indem es mit der weißen Schürze die Augen trocknete. „Wie heute habe ich ihn noch nie geſehen.“

„Du ſollteſt ihn doch in den Garten führen!“

„Das wollte ich, aber er ſtieß mich plötzlich von ſich, nannte mich ein undankbares Mädchen und befahl mir, Sie zu rufen.“

Emil tröſtete Liſetten, die wie ein Kind bitterlich weinte.

„Nimm das nicht ſo genau, mein armer Bruder iſt krank und ein Kranker weiß nicht, was er thut. Sind die Schmerzen vorüber, ſo biſt Du wieder ſein Liebling.“

Der Baron ſtreichelte die Wangen Liſettens und ging dann in das Zimmer ſeines Bruders. Liſette trocknete ihre Thränen. Um ſich von dem Schrecken zu erholen, ſuchte ſie ihr Zimmerchen auf, das im Erdgeſchoße lag und mit den Fenſtern nach dem Garten hinausging. Sinnend ſaß ſie auf dem Stuhle. Plötzlich hörte ſie ein Geräuſch an dem Fenſter; ſie ſah auf — da zeigte ſich das Geſicht Martins hinter der glänzenden Scheibe. Erſchreckt fuhr ſie auf. Er winkte — ſie öffnete raſch das Fenſter.

„Um Gottes willen, Martin! Du kommſt um dieſe Zeit in das Schloß!“

„Still, still, Liſette! es hat Nichts zu bedeuten.“

„Bringſt Du mir eine wichtige Nachricht?“

„Nein; aber ich glaube hier wichtige Nachrichten zu empfangen.“

„Von wem?“

„Von dem fremden Herrn, der im Schloſſe wohnt.“

„Es ſind zwei Fremde hier.“

„Ich meine den Juſtizrath Ernſt. Er hat mich beſtellt, denn Du mußt wiſſen, daß er der Mann im Garten war, der den Baron belauſcht hat. Siehſt Du, Liſette! aus dieſem Grunde muß ich zu ihm gehen . .“

Liſette faltete die Hände und ſah erſchreckt den jungen Mann an, der auf dem Geländer des Weinſtocks ſtand und bis zur Bruſt ſichtbar war.

„Du lieber Gott,“ flüſterte ſie, „was geht denn hier vor. Der arme Baron iſt ſo krank, daß er fantaſirt und mich von ſich ſtößt, als ob ich ihn beleidigt hätte. Ach, Martin! hätteſt Du ſein bleiches Geſicht und das Zittern ſeiner Glieder geſehen, Du würdeſt wie ich traurig ſein und weinen. Auch eine vornehme Dame war da, die ſich ſtellte, als ob ſie hier zu Hauſe ſei. Ich laſſe es mir nicht nehmen — mit allen unſeren Verhältniſſen geht eine große Veränderung vor. Vielleicht verſtößt man mich und ich muß auswandern, ehe Du eine ſichere Stellung haſt.“

Sie weinte heftiger als zuvor.

„Beruhige Dich, Liſette!“ flüſterte Martin, „ich laſſe nicht von Dir, und wenn Alles zu Grunde geht. Daß es mit den Verhältniſſen des armen Barons nicht richtig iſt, habe ich längſt bemerkt, und die Vorgänge in der Eremitage liefern den Beweis, daß der alte Herr irgend ein Ereigniß fürchtet. Darum iſt er auch krank geworden und weiß vor Angſt nicht, was er thut. Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte nach dem Schloſſe gehen, ſelbſt auf die Gefahr hin, den Schulmeiſter in Zorn zu bringen. Mir bleibt wenig Zeit, darum führe mich raſch zu dem Fremden.“

Martin ſprang mit einem kräftigen Satze in das Zimmer. Zärtlich umſchlang er die Geliebte und drückte ſie an ſich.

„Du biſt meine einzige Stütze!“ flüſterte weinend Liſette. „Wenn Du mich verläßt, bin ich von aller Welt verlaſſen. Ich weiß keinen Rath mehr. Heilige Jungfrau, wenn der Fremde Alles geſehen hätte!“

„Führe mich nur zu ihm!“ bat Martin. „Ich werde es ſchon einzurichten wiſſen, daß ich die Abſicht des Juſtizraths erfahre. Und nun weine nicht mehr, Liſette! Du bleibſt mir, ich bleibe Dir treu, wie es auch kommen möge.“

Beide verließen das Zimmer. Hausflur und Treppe waren ſtill, es zeigte ſich kein Domeſtik. Auf dem Korridor des erſten Stockes blieb Liſette vor einer Thüre ſtehen.

„Hier wohnt der Fremde, den sie Justizrath nennen.“

„Gut. Wenn Du kannst, sorge, daß uns Niemand stört. Sollte ich Dich nach der Unterredung nicht mehr sprechen können, so sehen wir uns diesen Abend.“

„Mir ist so bange!“ flüsterte Lisette traurig.

„Ohne Grund. Ermuthige mich durch einen Kuß!“

Nach einem innigen Kusse trennten sie sich. Lisette trat den Rückweg an, Martin klopfte an die Thüre. Der Justizrath forderte mit lauter Stimme zum Eintreten auf. Martin kam der Aufforderung nach. Ernst sah erstaunt den jungen Mann an, der sich mit natürlichem Anstande verbeugte. Er vermuthete zwar den Liebhaber Lisettens, um aber ganz sicher zu gehen, fragte er:

„Wen suchen Sie?“

„Den Herrn Justizrath Ernst.“

„Er steht vor Ihnen.“

„Sie haben mich zu sich beschieden, mein Herr!“

„Ah, ganz recht. Ich habe Sie erwartet.“

Man sprach nicht von den Vorgängen der Nacht, die der Leser kennt; mit der Gewandtheit, die dem Justizrathe eigen, näherte er sich dem Ziele, das er verfolgte. Martin nahm Anstand, über seine Vergangenheit Aufschlüsse zu geben.

„Warum?“ fragte er lächelnd. „Welches Interesse nehmen Sie an meinem Leben? Der Schleier, der meine

Vergangenheit bedeckt, ist mir willkommen, denn eine Ahnung, deren ich mich nicht erwehren kann, sagt mir, daß ich Feinde habe . . ."

Der Justizrath führte den jungen Schullehrer zu dem Sopha.

„Nehmen Sie Platz," sagte er, „wir müssen uns verständigen. Daß jeder Mensch Feinde hat, ist eine Wahrheit, die ich nicht zu bestreiten wage. Die gefährlichsten sind die, welche von den Verhältnissen erschaffen, minder gefährlich aber sind diejenigen, die an der Person selbst ein Aergerniß finden. Nun sind aber die Personen von den Verhältnissen unzertrennlich, und indem man Verhältnisse beseitigt, schadet man den Personen. Es findet eine nothwendige Wechselwirkung statt. Ihre Verhältnisse sind von der Art, daß sie Ihnen nur Glück bringen können — ich nehme an, daß Sie derselbe Martin Faber sind, den ich suche. Ist dies nicht der Fall, so verbürge ich Ihnen mit meinem Ehrenworte, daß ich über das, was Sie mir mitgetheilt, ein ewiges Schweigen beobachten werde. Genügt Ihnen diese Versicherung?"

„Ohne Zweifel, Sie sind ja ein öffentlicher Beamteter, ein Mann, dem die Leute Hab und Gut anvertrauen. Aber Herr Justizrath! ich fühle keine Neigung, in andere Verhältnisse einzutreten. Wenn ich der Nachfolger des alten Klär werde, so habe ich keinen Wunsch mehr."

„Der alte Klär, mein lieber Herr! ist Ihr gefährlichster Feind. Während Sie für ihn arbeiten müssen, zieht er Ihre Revenüen. Ihm liegt daran, daß Sie untergehen. Nicht wahr, der Mann hat Vermögen?“

„Er ist reich!“

„Das spricht für meine Vermuthungen.“

„Warum wenden Sie sich nicht an ihn?“

„Zu Ihrem Heile. Es handelt sich um die Beschaffung von Dokumenten . . .“

„Und wenn ich nun der bin, den Sie suchen?“

„So werden Sie durch mich ein selbstständiger Mann werden, hängen nicht mehr von dem habsüchtigen Schulmeister ab, und können die Dame Ihres Herzens heimführen.“

Dieser letzte Grund entschied. Martin, dessen jugendliches Gesicht in Purpur aufglühete, entschloß sich, seine Vergangenheit mitzutheilen. Die Thränen Lisettens, die er vorhin gesehen, hatten ihn mit ernsten Befürchtungen erfüllt.

Drittes Kapitel.

Martin Faber.

Der Justizrath hatte ein Taschenbuch vor sich liegen, in das er von zu Zeit Notirungen eintrug. Martin saß neben ihm; er hielt seinen runden Hut auf den Knieen und erzählte:

„Meine erſte Jugendzeit verlebte ich auf einem Dorfe in der Nähe von Wiesbaden. Ich kann nicht ſagen, daß man mich ſchlecht behandelte, oder daß es mir an Etwas gefehlt hätte. Die Frau, die als Mutter für mich ſorgte, war die Schweſter des Schulmeiſters Klär, desſelben, dem ich jetzt als Adjunkt zugetheilt bin. Konkordia, ſo hieß die alte Jungfer, war ein derbes, aber ein gutes Frauenzimmer; ich nannte ſie Baſe, denn man gab mich für einen Sohn ihrer verſtorbenen Schweſter aus, die an den Dorfſchmid Faber verheirathet geweſen war. Ich erinnere mich dunkel, daß zwei oder drei Male eine vornehme, ſehr junge Dame ankam, die mit dem Schulmeiſter viel zu verhandeln hatte. Jedesmal, ehe ſie ihren Wagen beſtieg, der von einem Poſtillon, deſſen bunte Uniform und ſchwarzer Haarſtutz mich intereſſirten, gefahren wurde, küßte ſie mich und ſchenkte mir ein blankes Goldſtück. Kaum war ſie fort, ſo mußte ich das Geſchenk der Baſe geben; meine Weigerung wurde mit der Ruthe beſtraft. Ich mochte acht oder neun Jahre alt ſein, als mir der Sohn eines Nachbars, der vielleicht zwölf Jahre zählte, bei Gelegenheit eines ſolchen Beſuches ſagte: „Du, das war Deine Mutter!“ Ich theilte dieſe Bemerkung der Baſe mit. „Narr,“ rief ſie, „die vornehme Dame iſt Deine Pathe, ſie fragt nach, wie es Dir geht und macht Dir kleine Geſchenke nach Art der reichen Leute.“ — „Wer iſt denn meine Pathe?“ fragte ich. „Eine gute

Dame, Dein Vetter hat sie einst unterrichtet." — Diese Worte merkte ich mir. Vetter Klär unterrichtete mich nun sehr eifrig, ich trieb Musik und alle Wissenschaften, die zu dem Stande eines Schulmeisters erforderlich waren. Der Pfarrer ertheilte mir Unterricht im Lateinischen und in der Religion. Ich wartete auf die Dame — sie kam nicht wieder. Die Base antwortete auf mein Befragen: „Was kümmert Dich die Dame! Du hast Alles, was Du brauchst und bedarfst der Unterstützung Deiner Pathe nicht, die Dich wahrscheinlich vergessen hat. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist — nun frage mich weiter nicht!"

„Diese Antwort war mir ungenügend; die Aeußerung des Knaben wollte mir nicht mehr aus dem Sinne und wenn ich der Goldstücke gedachte, entstanden Vermuthungen, welche meine kindliche Fantasie zur Gewißheit erhob. Das Leben in dem einsamen Schulhause behagte mir nicht und die Gesellschaft der Bauernkinder war mir unerträglich. Ich sonderte mich ab, und ward dafür verhöhnt. Hieraus entstand natürlich Streit und aus dem Streite ward Schlägerei."

„Deine Mutter schämt sich Deiner!" rief die zornige Mutter eines von mir geprügelten Knaben. „Wer bist Du denn, daß Du hier den Herrn spielen willst? Du trägst zwar eine Jacke von feinem Tuche, bleibst aber doch ein Bastard. Wir kennen das, wir lassen uns durch Großthuerei nicht verblüffen!"

„Zwar beklagte ich mich über ſolche Abfertigungen nicht; aber ſie hinterließen einen nachhaltigen Eindruck auf mein Gemüth. Mir kam es wirklich vor, als ob ich in den Kreis, der mir angewieſen, nicht paßte, und als ob mir die vornehme Dame mehr als Pathe ſein müſſe. Je älter ich wurde, je ſtrenger hielt mich der Schulmeiſter, ich durfte zu den Knaben des Dorfes nicht mehr in Beziehung treten. Das war mir recht, denn ich fand keinen Gefallen an ihrem Umgange. Nach meiner Konfirmation brachte mich der Vetter in die Stadt, daß ich das Gymnaſium beſuchte. Ich wohnte bei einer Witwe, einer Freundin meines Vetters, die, ich muß es mit Dank erkennen, mich die Baſe nicht vermiſſen ließ.

„Jetzt begann eine ſchöne Zeit für mich. Das Studium der alten Sprachen und das Leſen unſerer deutſchen Klaſſiker gewährte mir einen hohen Genuß. Ich gedachte in ſtolzer Geringſchätzung der Bauernjungen die mich verhöhnt hatten; aber auch mit großer Liebe und Dankbarkeit des Vetters, der mich eines ſolchen Glückes theilhaftig machte. Bis dahin war es noch unentſchieden, welchen Lebensweg ich wählen ſollte, denn meine günſtigen Schulzeugniſſe hatten in dem Vetter den Plan erzeugt, mich Rechtswiſſenſchaft oder Theologie ſtudiren zu laſſen.

„Ich war Tertianer und las Xenophons Memorabilien, Julius Cäſar und Ovid eben ſo leicht, als

Schiller's, Göthe's und Wieland's Werke — da kam ein neuer Lehrer, der Doktor Bernhard, an. Der Doktor ward Ordinarius meiner Klasse. Ein neuer Schüler ward aufgenommen, der Stiefsohn des Doktors. Albert Lisinsky, so ward dieser Stiefsohn genannt, stand genau in meinem Alter. Wir wurden Bekannte, und schon nach wenigen Wochen hatten wir eine Freundschaft geschlossen, die wir treu bis an das Ende unseres Lebens zu bewahren geschworen. Der Zufall hatte es gefügt, daß der Doktor eine Wohnung mir gegenüber bezogen, und dieser Umstand begünstigte den regen Freundschaftsverkehr. Der Doktor gewann mich lieb und gestattete mir, unter seiner Leitung mit Albert gemeinschaftlich zu arbeiten. Die Witwe, der man mich anvertraut, hatte Nichts dagegen, sie sah es sogar gern, daß ich den größten Theil meiner Zeit in dem Hause des Doktors verbrachte, der sich so lebhaft für mich interessirte.

„Albert war ein schöner lebhafter Junge; er erzählte von Rußland, von Petersburg und Moskau wo er seine Jugend verlebt hatte. Einst, an einem Sonntagmorgen, machten wir einen Spaziergang in die Berge, welche die Stadt umgaben. Wir hatten die Erlaubniß, erst am Abend zurückzukehren. Dieser Sonntag gehört zu den merkwürdigsten Tagen meines Lebens. Ich erinnere mich der einzelnen Vorgänge noch so genau, als ob ich sie gestern erlebt hätte. Es war um Mittag, als wir im Schatten einer großen Eiche im Moose lagen,

Ueber uns in den dichten Zweigen ſangen die Vögel, neben uns rieſelte eine Quelle aus dem Geſtein, deren friſches Waſſer unſern Durſt geſtillt hatte. Albert erzählte wieder von Petersburg und Moskau, und ſchilderte mir Verhältniſſe, von denen ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Er beſchrieb mir die Pracht eines fürſtlichen Hauſes, die Equipagen, die Pferde, die Jäger, Bedienten, Hunde und ſonſtigen Zubehör eines großen Lebens. Die zwar anſtändigen, aber nichts weniger als glänzenden Verhältniſſe des Doktors ſchienen mir einen grellen Kontraſt mit den geſchilderten zu bilden. Ich fand mich veranlaßt, Albert zu fragen:

„Wer war denn Dein Vater, und wie iſt es gekommen, daß Du jetzt nicht beſſer lebſt, als ich?“

„Albert fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ſah mich mit einem ſeltſamen Blicke an, mit einem Blicke, in dem ich Groll und Traurigkeit zu erblicken glaubte.

„Martin!“ rief er aus, „Du biſt mein Freund, und Dir will ich mein Herz ausſchütten, auf dem eine ſchwere Laſt liegt. Hätte ich Dich nicht gefunden, ich würde vielleicht mein gegenwärtiges Leben unerträglich finden!“

„Ich erſchrak vor dem Tone, in dem der Freund zu mir ſprach. Das war mehr als jugendliche Schwärmerei, das war ein Ernſt, der tief im Gemüthe wurzelte.

„Du willſt wiſſen," fragte Albert, „wer mein Vater war?"

„Verzeihung, lieber Freund! meine Theilnahme, nicht meine Neugierde . . ."

„Du würdeſt es früher oder ſpäter doch erfahren haben, denn ich muß mich ausſprechen, kann das quälende Geheimniß nicht länger allein tragen. Ich habe meinen Vater nie gekannt. Der Doktor iſt ein gelehrter, ein guter Mann, aber wenn ich meine Vergangenheit bedenke, wenn ich meine arme Mutter betrachte..."

„Er ſchwieg, Thränen erſtickten ſeine Stimme. Dann legte er die geballten Fäuſte an die Stirn und murmelte:

„Wäre ich ein ſelbſtſtändiger Mann!"

„Ein ſchmerzliches Gefühl bemächtigte ſich nun auch meiner, denn ich hatte ja weder den Vater noch die Mutter gekannt.

„Tröſte Dich, Freund!" gab ich zur Antwort, „Du biſt beſſer daran, als ich, denn Dir iſt die Mutter geblieben. So lange ich denken kann, befinde ich mich unter fremden Leuten. Von meinen Eltern weiß ich wenig, und das Wenige iſt nur geeignet, in mir die ſeltſamſten Gedanken und Vermuthungen zu erwecken."

„Nun erzählte ich ihm kurz, was Ihnen, Herr Juſtizrath! ſchon bekannt iſt."

„Alſo auch Du, Martin!" rief Albert aus, „gehörſt zu den unglücklichen Geſchöpfen, denen das Ge-

ſchick ein räthſelhaftes Daſein angewieſen, denen man einen ahnenden Blick in eine wunderbare Sphäre geſtattet! O über die Ungewißheit, ſie wird mich noch tödten!"

„Wende Dich an Deine Mutter."

„Meine Mutter!" rief Albert. „Sie ſchweigt, vielleicht weil ſie muß."

„Wer zwingt ſie?"

„Sie ſpricht von höheren Rückſichten. Ach, ſie fühlt ſich ſehr unglücklich, ſeit wir hier ſind. Der Doctor behandelt ſie gut, er liebt und ehrt ſie, erfüllt jeden ihrer Wünſche, ſobald ſie ihn äußert — aber ein Kummer nagt an ihrem Herzen, und den Grund dieſes Kummers möchte ich kennen lernen. Brechen wir auf, wandern wir weiter, weiter in das Gebirge, daß ich die große, wilde Natur ſehe, um meinen Geiſt von den Erbärmlichkeiten des Lebens abzulenken."

„Mein Freund beſtieg die höchſten Klippen; er jauchzte, daß das Echo in den Thälern wach wurde, wenn er einen gefährlichen Punkt erreicht hatte. Singend kam er zu mir zurück, der ich für ſein Leben gezittert. Mit ſanftem Vorwurf verwies ich ihm ſeine Waghalſigkeit.

„Nimm mich, wie ich bin!" rief er mir exaltirt zu. „Ich kann nicht am Boden bleiben, es zieht mich hinauf auf die Höhe, ſelbſt wenn ſie gefährlich iſt. Das liegt im Blute, Martin! Dir war es im Schulhauſe zu

enge, weil eine Ahnung von etwas Größerem in Deiner Bruſt lebte — mir iſt die Stadt, mir iſt das Land zu enge, ich muß fort!“

„Auf dem Heimwege fragte ich ihn, ob er eine Ahnung von ſeinem Vater habe, wie ich von meiner Mutter. Wir wanderten durch ein blühendes Kornfeld, während Albert erzählte . . .

„Doch, Herr Juſtizrath!“ unterbrach ſich Martin plötzlich, „ich werde zu breit in meinem Berichte, die Erinnerung an jene Zeit reißt mich mit ſich fort. Der Wunſch, Ihnen ein möglichſt getreues Bild von meiner Vergangenheit zu liefern, iſt zu lebhaft und das Schickſal Alberts iſt mit dem meinigen gewiſſermaßen verknüpft . . .“

„Fahren Sie fort, mein junger Freund!“ bat Ernſt dringend. „Alles, was auf Sie Einfluß ausgeübt, iſt mir von Wichtigkeit. Verſchweigen Sie mir Nichts von Ihren Beziehungen zu jenem fantaſtiſchen Albert, der, wie Sie ſagen, auch den Namen Liſinsky führt. Was erzählte er Ihnen?“

Der Juſtizrath verbarg ſein großes Intereſſe, das er an der Sache nahm, er hatte die letzte Frage ſo gleichgiltig als möglich ausgeſprochen.

Martin, der, wie ſein Freund, nicht frei von romantiſcher Schwärmerei war, fuhr fort:

„Albert, der gern die Gelegenheit ergriff, mir ſein Herz auszuſchütten, erzählte alſo: „Wir bewohnten in

Petersburg einen Palaſt und hatten ein Dutzend Leibeigene zur Bedienung. Der Doktor Bernhard war mein Hofmeiſter, ich bewohnte mit ihm einen eigenen Flügel des Palaſtes. Er leitete meine Studien, meine Körperübungen und meine Spiele. Im Sommer machten wir auf ſchönen Pferden weite Spazierritte und im Winter fuhren wir in Schlitten auf die Jagd. Bernhard, ein guter Schütze, bildete mich zu einem gewandten Jäger heran. So führte ich das Leben eines reichen Kavaliers. Die Mutter, die man Frau von Liſinsky nannte, hing in großer Zärtlichkeit an mir, aber ſie vermied es, mit mir von dem Vater zu ſprechen, den ich nie geſehen hatte. Je älter ich wurde, je mehr fiel mir dieſer Umſtand auf. Aber ich zügelte meine Neugierde, um die geliebte Mutter nicht zu kränken. Von Zeit zu Zeit wurde ich zu meiner Mutter gerufen und einige Mal fand ich einen großen, ſtattlichen Mann bei ihr, einen Fürſten." (Martin ſchaltete hier ein, daß er den Namen des Fürſten vergeſſen habe.)

„Heißt er nicht Borutſchoff?" fragte der Juſtizrath.

Der junge Schullehrer ſtarrte den Juriſten an.

„Mein Herr, mein Herr!" ſtammelte er überraſcht, „wie können Sie wiſſen — Borutſchoff — ganz recht — das iſt der Name des Fürſten, deſſen ich mich trotz aller Anſtrengung nicht wieder erinnern konnte. Borutſchoff!" rief er aus.

Der Juſtizrath lächelte.

„Sie ſehen," ſagte er, „daß mich die Erzählung Alberts intereſſirt. Fahren Sie fort!"

„Aber wenn Sie die Verhältniſſe kennen, lieber Herr . . ."

„Wir ergänzen uns gegenſeitig; fahren Sie fort, ich bitte!"

Martin überwand ſeine Ueberraſchung. Die Hoffnung, über ſeinen Freund Auskunft zu erhalten, ſpornte ihn an, eifrig zu erzählen. Er fuhr alſo in dem angeſchlagenen Tone fort:

„Der Fürſt Borutſchoff," ſo ſagte nämlich mein Freund, „behandelte mich mit großer Theilnahme, küßte mir die Stirn, und äußerte große Freude, wenn der Doktor mir günſtige Zeugniſſe ertheilte. Er ſprach davon, daß ich ſpäter als Offizier in die kaiſerliche Garde treten ſollte. Man unterließ Nichts, mich auf eine glänzende Zukunft vorzubereiten. Wir wechſelten von Zeit zu Zeit unſern Wohnort und gingen nach Moskau. Die Reiſe war mir ſtets ein Feſt: meine Mutter und die Kammerfrau fuhren in dem erſten Wagen; ich und der Doktor folgten in dem zweiten. Auch in Moskau bewohnten wir ein palaſtähnliches Haus und fanden glänzende Dienerſchaft und Pferde vor. Wie in Petersburg, ſo ſtellte ſich auch hier der Fürſt ein, der meiner Mutter ein treuer Freund zu ſein ſchien, obgleich er älter war, als ſie."

„Einſt waren wir nach Petersburg zurückgekommen.“

„Sie erinnern ſich doch,“ unterbrach ſich Martin, „daß mein Freund Albert redet?“

Der Juſtizrath nickte mit dem Kopfe.

„In Petersburg alſo begann das gewohnte Leben. Der Winter ſtellte ſich mit ungewöhnlicher Strenge ein. War meine Mutter auch ſtets ernſt und gemeſſen geweſen, ſo glaubte ich doch damals eine Niedergeſchlagenheit zu bemerken, die je größer ward, je länger wir in Petersburg waren. Sie beſuchte das Theater nicht mehr, ging fleißig zur Kirche und hatte oft geheime Unterredungen mit dem Doktor. Den Fürſten Borutſchoff hatte ich zum letzten Male in Moskau geſehen. So lebten wir den ganzen Winter hindurch wie die Einſiedler. Der Frühling kam. Es war von einer Reiſe die Rede. Die Koffer wurden gepackt und wir fuhren, anſtatt nach Moskau nach Kronſtadt, von wo aus uns ein Dampfboot nach Lübeck brachte. Die alte Kammerfrau ſtarb unterwegs an der Seekrankheit; andere Diener hatten uns nicht begleitet. Der Doktor war der Sohn eines Pfarrers in der Nähe von Lübeck — bei dieſem wohnten wir. Sechs Wochen nach unſerer Ankunft vermählte ſich meine Mutter mit dem Doktor — der greiſe Pfarrer vollzog in der Dorfkirche die Trauung. „Was iſt das?“ fragte ich mich. „Warum hat meine Mutter Glanz und Reichthum verlaſſen, um ſich mit meinem Hofmeiſter hier zu vermählen? Was wird aus mir, da ich eine

militäriſche Karriere machen ſollte? Ich fragte meine Mutter, als ich ſie in der Laube des Gartens allein fand.

„Dein Vater, mein Sohn! hat mich ſchändlich verrathen!“ antwortete ſie unter Thränen.

„Wer iſt mein Vater? Wo iſt er?“

„Albert!“ rief ſie feierlich, „Dein Vater iſt geſtorben! Du haſt ihn nicht gekannt, aber beweine mit mir den Todten! Der Doktor Bernhard wird von nun an väterlich für Dich ſorgen, und kannſt Du auch kein kaiſerlicher Offizier werden, ſo wird er doch einen tüchtigen Mann aus Dir machen, der eine ehrenvolle Stellung im Leben einnimmt. Aus Liebe zu Dir habe ich dem bravem Bernhard die Hand gereicht. Mit dieſer Erklärung begnüge Dich, und wenn Du mich liebſt und achteſt, ſo frage weiter nicht, und füge Dich Deinen neuen Verhältniſſen.“

„Das war nicht ſchwer, denn Jeder bemühete ſich, mir das Leben angenehm zu machen. Ich war von einfachen, guten Menſchen umgeben, deren Herzlichkeit mir wohl that. Die Frau Paſtorin, eine greiſe Frau, hatte ſtets eine Bäckerei für mich, die ſie mir heimlich zuſteckte. So verfloß der Sommer. Im Herbſte erhielt mein Stiefvater die Anſtellung als Gymnaſiallehrer und wir verließen das ſtille Pfarrhaus, das, ich kann es wohl ſagen, mir lieb geworden war. Das iſt meine Geſchichte.“

„Albert ging traurig neben mir. Wir kamen spät in der Stadt an. Auf der Straße trennten wir uns. War es doch, als ob nach dieser Reise unser Freundschaftsbund erst die rechte Weihe erhalten habe. Am folgenden Tage besuchte ich Albert. Sein früherer Frohsinn schien zurückgekehrt zu sein. Da trat seine Mutter in das Zimmer. Ich betrachtete sie mit einer Art Ehrfurcht. Sie kam mir wie eine Fürstin vor. Noch heute sehe ich sie mit ihrem glänzend schwarzen Haar, das fein geflochten in einem schweren Kranze auf dem Haupte ruhte; mit ihren großen dunkeln Augen, denen wehmüthige, fast traurige Blicke entströmten; mit den weißen Wangen und der schönen, glänzenden Stirn. An dem schlanken Halse trug sie eine feine Goldkette. Die zarten, blendend weißen Hände waren mit Ringen geschmückt. So dachte ich mir eine Fürstin! Ich beneidete den Freund um diese Mutter — eigene Gefühle erwachten in mir, wenn ich an die Pathe dachte, welche die Leute im Dorfe für meine Mutter hielten. Ich fand Alberts Zustand erklärlich, denn er hatte Aehnlichkeit mit dem meinigen.

„Es war im Herbste, als ich eine Ferienreise antrat, zu der mich der Vetter dringend aufgefordet hatte. Die Trennung von meinem Freunde konnte nur die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen mir erträglich machen. Albert gab mir das Geleite bis zu dem nächsten Städtchen. Gegen Abend des zweiten Tages sah ich

das Dörfchen vor mir liegen, das ich als meine Heimath zu betrachten gewohnt war. Die Bauern, an denen ich vorüberschritt, erkannten mich nicht wieder; sie grüßten mich wie einen Fremden. Da lag das kleine Schulhaus unter den Linden, deren gelbe Blätter der Herbstwind abschüttelte. Wie einsam, eng und gedrückt kam mir Alles vor! Der Vetter saß in seinem Lehnstuhle, als ich das Stübchen betrat. Auch er schien mich nicht zu erkennen. „Martin!" rief er endlich, nachdem er mich forschend angeblickt, und die lange Tabakspfeife entsank seiner Hand. Der Empfang war nicht so herzlich, als ich erwartet hatte, mir kam es vor, als ob dem Schulmeister der Muth fehlte, mich noch wie früher zu behandeln.

„Wo ist die Base?" fragte ich.

„Es geht ihr nicht gut; sie liegt schon seit Wochen krank. Das arme Weib fantasirt mitunter; wundere Dich nicht, wenn Du einmal tolles Zeug hören solltest. Ich fürchte, daß Deine Base den Herbst nicht überlebt."

„Das Leiden der Alten that mir weh. Die sonst so rüstige Frau lag abgezehrt in ihrem Bette. In sichtlicher Freude streckte sie mir beide Hände entgegen. War ich damals auch noch nicht ein so großer Menschenkenner so unterschied ich dennoch, daß ihr Lächeln nicht das einer Geistesschwachen sei; in dem Wesen der Kranken lag eine wehmüthige Freude. Ich mußte lange

an ihrem Bette bleiben, denn sie wollte sich an meinem Anblicke ergötzen.

„Am nächsten Morgen brachte mich der Vetter in sein Stübchen, dessen Fenster nach dem einsamen Obstgarten hinausging. Früher hatte er mich kurz und streng behandelt, ich war ihm stets nur ein angenommenes Kind gewesen, dem man Wohlthaten ertheilt; jetzt zeigte er sich ernst und gemessen. Meine günstigen Schulzeugnisse, von denen ich mir eine ganz besondere Wirkung versprochen, las er gleichgiltig.

„Martin," begann der Vetter, „Du bist jetzt so weit gekommen, daß wir über Deine Zukunft bestimmen müssen."

„Ich habe auch schon daran gedacht, Vetter!"

„Du wirst das Gymnasium verlassen."

„Warum, Vetter?"

„Weil Du das Schullehrer-Seminar beziehen sollst."

„Vetter, Sie haben früher davon gesprochen, daß ich Theologie oder Jurisprudenz studiren solle..."

„Ganz recht; aber ich habe meinen Plan geändert, oder richtiger gesagt, es sind Verhältnisse eingetreten, die mir nicht erlauben, große Summen auf Deine Ausbildung zu verwenden. Die Universitäten kosten viel Geld, und ich bin nur ein armer Schulmeister, der sich einrichten muß. Ich mache nie die Rechnung ohne den Wirth. Außerdem ist der Stand eines Schullehrers so

ehrenvoll, daß ſich Niemand desſelben zu ſchämen braucht."

„Vetter!" rief ich, „ich habe keine Luſt, Schulmeiſter zu werden. Alles, was man nicht mit Luſt treibt, mißlingt."

„Kannſt Du Geld ſchaffen?" fragte der Vetter.

„Vielleicht!"

„Woher?"

„Ich werde meine Pathe aufſuchen, die vornehme Dame, die mich früher ſo oft beſchenkt hat."

„O," rief der Schulmeiſter, „das wird vergebens ſein!"

„Will ſie mir das Geld nicht ſchenken, ſo wird ſie es mir leihen."

„Schulden machen?"

„Bin ich ein tüchtiger Juriſt, ſo kann ich meine Schulden bezahlen."

„Gut, recht gut!" ſagte der Vetter mit einem bittern Lächeln. „Um von der Dame Geld zu leihen, mußt Du wiſſen wo ſie ſich aufhält."

„Natürlich Vetter! Sie werden es mir ſagen."

„Ich?"

„Sie ſtehen ja mit ihr in Verbindung."

„Die Zeiten ſind dahin. Seit Jahren habe ich von der Dame nichts gehört, die entweder geſtorben iſt, oder, wenn ſie noch lebt, längſt nicht mehr an uns denkt. Die vornehmen Leute, ſie haben ihre Launen. Denke

nicht mehr an die Dame, beſchäftige Dich vielmehr mit Deinem zukünftigen Stande.“

„Vetter, ich weiß daß ich Ihnen großen Dank ſchulde, daß Sie an mir, der ich hilflos in der Welt ſtehe, einen Gotteslohn verdienen, und daß ich niemals meine Schuld an Sie werde abtragen können. —“

„So zeige Dich dankbar.“

„Wie?“

„Indem Du, ohne zu überlegen, Dich meinem Willen fügſt.“

„Das wird geſchehen, wenn jede Ausſicht verloren iſt, die Mittel zu meinem Studium anzuſchaffen.“

„Es iſt keine Ausſicht mehr vorhanden!“ verſicherte der Schulmeiſter.

„Nennen Sie mir den Namen und den letzten Wohnort der Dame, und ich werde Nachforſchuugen anſtellen.“

„Jetzt war der Vetter zornig.“

„Martin! Du wirſt nichts von mir erfahren!“ rief er.

„Vetter! Sie ſollen keine Umſtände davon haben,“ warf ich ein.

„Nimmermehr! Man muß den Leuten nicht zu viel zumuthen. Soll mich die Dame für einen unverſchämten Patron halten? Ich bin Schullehrer und darf meine Reputation nicht verſcherzen. Doch, was ſpreche ich denn ſo viel — ich weiß nicht, wo die Dame lebt,

und ihren Namen wirst Du nie von mir erfahren. Willst Du, daß ich meine Hand nicht von Dir abziehe, so fügst Du Dich meinem Willen und läßt mich sorgen. Sehe mir Einer, welche Prätensionen der junge Herr auf dem Gymnasium sich angeeignet hat! Es fehlt Nichts, als daß der Gymnasiast sich des Schulmeisters schämt, der ihn zu dem gemacht hat, was er jetzt ist. Martin! sprich kein Wort mehr. Du wirst Schulmeister!"

„Trotz dieser Drohung gab ich die Hoffnung nicht auf, den Plan des Vetters ändern zu können. Nach meiner Ansicht war meine nächste Aufgabe die, Namen und Stand meiner Pathe zu erfahren, dann sollte ein Brief an sie abgehen. Ich wandte mich an die kranke Base und klagte ihr mein Leid, indem ich versicherte, daß ich durchaus keine Neigung habe, Schulmeister zu werden. Die Base wollte ebenfalls von meiner Pathe nichts wissen; sie ermahnte mich, den Vetter nicht böse zu machen. Mehrere Tage suchte ich nach einem Auswege, der freilich in dem Schulhause nicht zu finden war, denn der Vetter zeigte mir ein böses Gesicht und die arme Base ward immer kränker. Sonst hatte sie täglich für einige Stunden das Wohnzimmer besucht; jetzt blieb Sie im Bette. Ach, und das Ende der Ferien rückte immer näher. Der Vetter hatte sich vorgenommen die Reise nach der Stadt mitzumachen und mich persönlich dem Seminar zu übergeben. Da fiel ich auf

den Gedanken, das Taufregiſter nachzuſchlagen, das in der Sakriſtei der Dorfkirche aufbewahrt ward. Des Schlüſſels zu dem Gotteshauſe konnte ich mich leicht bemächtigen. Einſt, als der Vetter in das Feld gegangen war, nahm ich den Schlüſſel und ſchlich in die Sakriſtei. Jahr und Tag meiner Geburt kannte ich. Das betreffende Regiſter war bald gefunden. Da ſtand auch mein Name, „Martin Faber," daneben das ſchreckliche Wort „Findling." Als Pathen waren drei mir bekannte Bauern aus dem Dorfe angegeben. Von einer vornehmen Dame fand ich keine Spur. Der Vetter und die Baſe hatten mir alſo in Bezug darauf eine Unwahrheit geſagt. Wer war nun die Dame? Warum hatte ſie mir früher kleine Geſchenke gemacht? Warum ſollte ich ihren Namen nicht erfahren? Niedergeſchmettert verließ ich die Kirche. Nun wußte ich, wer ich war — ein Findling! Tauſend Gedanken durchkreuzten meinen Kopf. Die Dankbarkeit gegen den Mann erwachte wieder, der ſich meiner väterlich angenommen hatte, meiner, des Findlings! Ich zitterte bei dem Gedanken, daß dieſer Umſtand bekannt werden würde.

„Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, befand ſich der Vetter in der Kirche. Ich hörte ſein Orgelſpiel und den Geſang der Gemeinde. Mir war, als ob der Findling froh ſein müſſe, wenn er durch die Hilfe guter Menſchen einen Poſten an der Orgel einnehmen könne. Ich hielt es für gerathen, nach dem, was mir

das Kirchenbuch gesagt, meine hochfliegenden Plane aufzugeben. Traurig saß ich in meinem Kämmerlein und packte die Bücher zusammen, denn am folgenden Morgen sollte ich mit dem Vetter zur Stadt reisen.

„Da hörte ich ein Klopfen an der leichten Wand, die meine Kammer von dem Krankenstübchen der Base schied.

„Ich eilte zu ihr; sie saß aufrecht in ihrem Bette und bat mich, näher zu treten.

„Haben Sie geklopft, Base?"

„Ja, Martin!"

„Sind Sie denn kränker geworden?"

„Zu dieser Frage veranlaßte mich das ungewöhnliche Aussehen der armen Frau, die sich nur mit Mühe aufrecht erhielt.

„Martin! ich habe mich recht gefreut über Deine guten Zeugnisse," flüsterte die Kranke.

„Ach, Base! wenn ich nur nicht Schulmeister werden sollte!"

„Es ist wahr, Du bist zu Besserem geboren. Martin!"

„Der Vetter will mich nicht studiren lassen."

„Wende Dich an Deine . . ."

„Die Kranke sank in das Kissen zurück, als ob sie von einem jähen Schlage getroffen sei. Mein Schreck läßt sich denken. So nahe dem Ziele, ward ich zurückgeschleudert. Ich rüttelte die Kranke und beschwor sie

unter heißen Thränen, nur noch ein Wort auszuſprechen, das mich glücklich machen müſſe. Aber die Baſe blieb regungslos, ſie ſah mich mit ſtarren Blicken an, mit den Blicken einer Sterbenden.

„Baſe! iſt es denn wahr, das ich ein Findling bin?

„Eine krampfhafte Bewegung mit beiden Händen war die Antwort auf dieſe Frage, welche die Kranke erſchreckt zu haben ſchien. Sie wollte mir eine Mittheilung machen, aber die Sprache verſagte ihr.

„Um Gottes willen, Baſe! ſagen Sie mir, ob jene Dame meine Mutter iſt?

„Sie nickte mit dem Kopfe.

„Wie heißt ſie? Wo lebt ſie?

„Ach, die gute Frau konnte nicht reden.

„Bin ich ein Findling, Baſe? fuhr ich fort.

„Sie ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Aber es ſteht doch in dem Kirchenbuche?

„Die Baſe ſtarrte mich immer noch an. Ich beſtürmte ſie mit Fragen — erhielt aber keine Antwort. Erſt nach einiger Zeit bemerkte ich, daß ſie todt war. Nun durchſuchte ich Kiſten und Kaſten, die in dem Stübchen ſtanden — aber nirgends fand ich ein Papier, das mir Auskunft geben konnte. Jetzt erſt ward mir klar, warum der Vetter geſagt hatte, die Baſe fantaſire oft; er mußte wohl gefürchtet haben, daß ſie mir das Geheimniß meiner Geburt mittheile, das er bewahrt zu ſehen wünſchte. Da ſaß ich nun an der Leiche, die

das Geheimniß mit sich in das Grab nahm. Meiner selbst nicht mächtig, vergoß ich Thränen des Unwillens über das Geschick, das mich betroffen. Hätte die Alte doch eine Stunde früher sich veranlaßt gefühlt, mich zu sich zu rufen, ich würde gewußt haben, wo meine Mutter zu finden gewesen sei.

„Plötzlich trat der Schulmeister ein.

„Was geht hier vor?" rief er erschreckt.

„Ich deutete auf die Todte.

„Gott habe sie selig!" rief der Vetter. „Die Arme hat viel gelitten; ich gönne ihr die ewige Ruhe, die sie verdient hat."

„Er zog mich mit sich fort aus dem Sterbezimmer. Ich wollte in das Freie gehen; der Befehl meines Pflegevaters rief mich in die Schulstube, die im Erdgeschoße lag.

„Martin, was hast Du mit meiner sterbenden Schwester gesprochen?"

„Noch nie hatte ich den Schulmeister so kalt und ruhig, aber auch zugleich so fest gesehen. Der Tod der Schwester schien ihn wenig zu kümmern; meine Angelegenheit war ihm Alles.

„Ich erzählte kurz was zwischen mir und der Sterbenden vorgefallen war.

„Sie hat wieder einmal fantasirt! Ich muß wissen, wer Du bist, nicht meine Schwester, die von jeher gern geklatscht hat."

„Die vornehme Dame iſt meine Mutter!“ behauptete ich feſt. „Wenn ſie ihre Pflicht als ſolche nicht erfüllt, ſo muß man ſie daran erinnern. Und warum ſtellen Sie ſich zwiſchen mich und meine Mutter? Warum verſperren Sie mir den Weg zu meinem Glücke?“

„Der Schulmeiſter war bleich geworden vor Zorn.

„Wohlan,“ murmelte er, „nun will ich Dir ſagen, wer Du biſt. Um Dich nicht zu kränken, habe ich von dem Dorfſchmid geſprochen oder mich ſonſtiger Ausflüchte bedient — jetzt ſollſt Du die reine Wahrheit erfahren: Du biſt ein Findling, meine Schweſter hat Dich hinter dem Zaune aufgeleſen und ich habe Dich aus chriſtlicher Liebe und Barmherzigkeit aufgenommen. Willſt Du Beweiſe haben, ſo ſchlage das Kirchenbuch nach. Biſt Du nun zufrieden, Du ſtolzer Menſch, der ſich des Standes ſeines Pflegevaters ſchämt? Und nun frage ich: Was ſoll aus Dir werden, wenn ich meine Hand von Dir zurückziehe? Ueberlege dieſe Fragen und bringe mir bis morgen Antwort darauf.“

„Die Baſe ward begraben, und in dem Schulhauſe herrſchte eine tiefe Stille, die mich faſt zur Verzweiflung brachte. Der Vetter ſtellte ſich, als ob er meine Anweſenheit gar nicht mehr bemerkte. Ich redete ihn an, bat um Verzeihung und verſprach Folge zu leiſten. Da ward er wieder freundlich und wir reisten zur Stadt. So ward ich Seminariſt. Meinen Freund Albert ſah ich nur ſelten, da ich in dem Seminargebäude wohnen mußte.

„Zwei Jahre waren seit dieser Zeit verflossen. Albert war ein stattlicher Primaner geworden, und sprach schon von der Universität. Da suchte er mich eines Tages in meinem Zimmer auf.

„Martin!“ sagte er, „Du bist mein einziger Freund, dem ich trauen darf. Nachdem ich Dir die Geschichte meiner Jugend erzählt habe, sollst Du auch meine Gegenwart erfahren. Ich bedarf Deiner Hilfe.“

„Wozu?“

„Zu der Entführung meiner Braut.“

„Albert! hast Du denn eine Braut?“

„Ein göttliches Wesen, das zu schön und gut ist für diese Welt.“

„Wer ist sie denn?“

„Folge mir, Du wirst sie sehen.“

„Albert! Du begehst eine Uebereilung, und wenn man entdeckt, daß ich Dir beigestanden, so wird man den Seminaristen fortjagen.“

„Man wird Nichts entdecken, unsere Einrichtungen sind zu sorgfältig getroffen. Und erwächst Dir ein Nachtheil, so bin ich da, der Freund, der Dir hilft.“

„Du, Albert?“

„Ich! Wisse, meine zukünftige Frau besitzt ein Vermögen von einer Million. Leider steht sie unter der Botmäßigkeit eines filzigen Vormundes, der ihr Vermögen so lange als thunlich zu seinem Vortheile verwalten will. Das arme Mädchen wird wie eine Gefan-

gene gehalten, darf keinen Mann sehen, keine Gesellschaft empfangen — kurz sie soll nicht wissen, daß sie eine reiche Erbin ist. Der Vormund will eine Spitzbüberei ausüben. Sobald ich der Mann meiner Braut bin, werde ich den Burschen öffentlich angreifen. Besinne Dich nicht, Martin! Du hilfst nicht etwa ein Verbrechen begünstigen, Du förderst eine gute That. Außerdem zähle auf mich; ich werde Dich mit Summen unterstützen, deren Du bedarfst, um dem Schulmeisterleben zu entgehen, das Dir verhaßt ist."

„Diese Aussicht verscheuchte alle Bedenken.

„Der Sonntagnachmittag gehört dem Seminaristen; wir wählten ihn zur Ausführung des Planes. Albert theilte mir mit, daß er nach Dänemark reisen wolle, um sich dort trauen zu lassen. In jenem Lande nämlich sei es möglich, für hundert Thaler einen Königsbrief zu erwirken, auf Grund dessen jeder Geistliche die Trauung vollziehen müsse."

„Ich weiß es," sagte lächelnd der Justizrath.

„Doch, mein Herr! diese Geschichte interessirt Sie wohl nicht?" fragte Martin.

„Theilen Sie mir Alles mit, was mit Ihrem Leben zusammenhängt."

„Nun, einen Einfluß auf mich hat die Entführung wohl nicht gehabt."

„Erzählen Sie, mein junger Freund! uns bleibt nicht viel Zeit mehr."

Der Verfaſſer fügt hinzu, das Martins Erzählung nicht nur für den Juſtizrath, ſondern auch für den Leſer von Wichtigkeit iſt, der Intereſſe an dem Schickſale unſerer Hauptperſonen findet.

Martin fuhr fort:

„Ich miethete alſo einen Wagen, deſſen Pferd ich ſelbſt lenkte, denn einen Kutſcher konnten wir nicht brauchen. Mit dieſem Wagen hielt ich Mittags ein Uhr in einem Wäldchen, das mir Albert bezeichnet hatte. Es war ein heißer Sommertag; die Bäume ſchützten mich vor den Strahlen der Sonne, da ich erwartungsvoll neben dem Pferde ſtand. Ich ſah nach der Uhr. Die bezeichnete Stunde war längſt vorüber. Sollte Albert entdeckt ſein? Mir ward recht bange. Ich wußte weder wer die Schöne, die ſich von einem Gymnaſiaſten entführen laſſen wollte, war, noch wo ſie wohnte. So viel ich mich erinnerte, lag am Saume des Wäldchens ein elegantes Landhaus mit einem ſchönen Parke. Dort, ſchloß ich, könne die reiche Erbin gefangen gehalten werden.

„Plötzlich hörte ich neben mir ein Rauſchen in dem Unterholze. Gleich darauf trat Albert auf die Fahrſtraße; er war allein.

„Ah, da biſt Du!“ rief er.

„Wo iſt Deine Braut?“

„Sie macht einen Spaziergang durch den Wald, deſſen Ziel unſer Wagen iſt. Louiſe hat bereits das

Landhaus ihres Tyrannen verlaſſen. Bereiten wir den Wagen vor.“

„Ach, Louiſe heißt alſo Deine Schöne!“

„Ja.“

„Ich bin neugierig auf ihren Anblick.“

„Du wirſt mich beneiden, Martin!“ rief exaltirt Albert.

„Sobald ſie Deine Frau iſt.“

„In wenig Tagen wird ſie es ſein. Kehre ich verheirathet zurück, ſo empfängſt Du von mir zehntauſend Thaler; mit dieſem Gelde kannſt Du Jura ſtudiren.“

„Albert gab dieſes Verſprechen mit einer Beſtimmtheit, daß ich nicht daran zweifelte. Sein jugendliches Alter erregte zwar einige Bedenken in mir, aber dieſe Bedenken ſollten bald wieder ſchwinden. Noch beſprachen wir den Plan, wornach ich das Brautpaar bis zur nächſten Eiſenbahnſtation fahren und dann in der Dämmerung den Wagen zurückbringen ſollte, als plötzlich in der Biegung des Waldweges eine junge Dame erſchien. Albert lief zu ihr. Es war alſo Louiſe. Ich beobachtete ſie, während ſie näher kam. Herr Juſtizrath! Louiſe war wirklich ein Engel, Albert hatte mir nicht zu viel geſagt.“

„Meine Louiſe!“ ſagte der Primaner, indem er ſie mir vorſtellte. „Und dies mein einziger, wahrer Freund.“

„Sie reichte mir mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit die kleine Hand und dankte für den Dienst, den ich ihr leistete. Beide bestiegen den Wagen. Ich sah, wie Louise dem Geliebten ein Taschenbuch und eine schwere Börse gab. Nun schwang ich mich auf den Bock und fuhr davon. Der Weg führte durch blühende Kornfelder und von Zeit zu Zeit durch ein Wäldchen. Das Pferd mußte traben, so stark es konnte. Ach, ich dachte mit Schrecken daran, daß ich in das Seminar zurückkehren und mich auf einen traurigen Stand vorbereiten sollte. Wie glücklich war Albert an der Seite seiner reizenden Braut. Wir führten ein lebhaftes Gespräch und malten uns die Zukunft mit rosigen Farben aus.

„Nach drei Stunden kamen wir bei einem einsamen Wirthshause an. Hier erquickten wir uns in dem Garten, der rings von Gehölze eingeschlossen war. Albert händigte mir eine kleine Summe ein, von der ich die Reisekosten bestreiten sollte. Die Eisenbahn war noch eine halbe Stunde weit, und diese kleine Strecke wollten die Liebenden zu Fuß zurücklegen, um das Aufsehen zu vermeiden. Louise war glücklich, ihrem Gefängnisse entronnen zu sein, wie sie das Landhaus ihres Vormundes nannte. Aus dem Gespräche erfuhr ich, daß auch sie ihre Eltern nicht gekannt hatte. Wir waren demnach alle drei so ziemlich in gleicher Lage, ein Umstand, der unser Freundschaftsverhältniß inniger knüpfte. Albert versprach, sobald er getraut wäre, mit seiner

jungen Gattin zurückzukehren und Besitz von ihrem Vermögen zu ergreifen. Ich dagegen versprach, die Entführungsgeschichte geheim zu halten, selbst wenn man mich befragen sollte.

„Wir trennten uns. Ich fuhr nach der Stadt zurück, die ich mit dem Einbruche des Abends erreichte. Um neun Uhr befand ich mich in meinem Zimmer des Seminargebäudes. Der größte Theil meiner Mitschüler kehrte gegen zehn Uhr von einer Landpartie zurück. Niemand ahnte, daß ich dem Freunde bei der Entführung der Braut behilflich gewesen. Aber mir ward doch recht bange, wenn ich daran dachte, daß man am folgenden Tage die Entflohenen vermißen und Nachforschungen anstellen lassen werde.

„Eine Woche verfloß. Denken Sie sich mein Erstaunen: von der Flucht, die nach meiner Meinung Aufsehen machen mußte, war nirgends die Rede. Nun, dachte ich, wenn Albert zurückkehrt, wird man schon sprechen. Aber auch Albert kehrte nicht zurück. Meine Neugierde ward rege. Ich ging in die Wohnung des Doktors Bernhard und fragte nach Albert, als ob ich ihm einen Besuch abstatten wollte. Die Mutter, die schöne Russin, empfing mich freundlich.

„Sie suchen meinen Sohn?“ fragte sie.

„Ja, Madame!“

„Wissen Sie denn nicht, daß er schon seit Wochen verreist ist?“

Bayerische Staatsbibliothek München

„Nein."

„Ich mochte wohl bei dieſer Lüge ein wenig erröthen, denn die Dame ſah mich forſchend an. Trotzdem beſchloß ich, daß Geheimniß des Freundes nicht zu verrathen.

„Sie ſind verlegen," begann die Doktorin nach einer Pauſe. „Iſt Ihnen die Entfernung Alberts unangenehm?"

„Ich bedauere, daß der Freund nicht Abſchied von mir genommen hat."

„Schreiben Sie ihm und machen Sie ihm heftige Vorwürfe, die er verdient. Den Brief geben Sie mir zur Beſorgung. Morgen Mittag wird er abgehen."

„Die ſtolze Dame verließ mich. Sollte das nicht eine fein angelegte Schlinge ſein, um mich zu fangen? Oder ſollte die Mutter um die Flucht, die ich begünſtigte, wiſſen? Das letztere nahm ich für wahrſcheinlich an, denn andernfalls konnte ſie nicht ſo ruhig ſein. Um aber ganz ſicher zu gehen, richtete ich meinen Brief ſo ein, daß Niemand meine Mitwirkung bei der Flucht ahnen konnte. Die Frau Doktorin empfing den Brief, verſprach ihn zu befördern, und entließ mich freundlich wie das erſte Mal.

„Aber auch von Seiten des Vormundes ward Nichts unternommen. Dieſer konnte doch unmöglich mit der Entführung ſeiner Mündel zufrieden ſein. Eines Sonntags unternahm ich einen Spaziergang nach dem Land-

hauſe. Ich kam bei dem Gitter an, das den Park umſchließt. Die Thüre war offen. Noch ſtand ich überlegend, ob ich eintreten ſollte oder nicht, als ich plötzlich das Bellen eines Hundes hörte. Ich wandte mich und ſah eine Dame aus dem Walde kommen, der ein großer ſchwarzer Hund voranſprang. Die Dame war — Louiſe! Ich erkannte ſie auf den erſten Blick, trotzdem ſie heute eine andere Toilette gemacht hatte."

Der Juſtizrath lächelte indem er fragte:

„Sie haben alſo Louiſen wieder geſehen?"

„Ja!"

„Und war ſie mit Ihrem Freunde verheirathet?" fragte er ruhig weiter.

„Der Zuſammenhang dieſer ſeltſamen Angelegenheit iſt mir bis jetzt nicht klar geworden."

„Was unternahmen Sie denn, um Gewißheit zu erlangen?"

„Ich grüßte die Dame und nannte ſie bei ihrem Namen. Sie ſah mich erſtaunt an. Dann wollte ſie ſich entfernen, ohne auf meinen Gruß zu danken. Schon war ſie in der Thüre des Eiſengitters, als ſie ſich plötzlich zurückwandte und fragte: „Wer ſind Sie, mein Herr?" — „Ich bin ja der Freund Ihres Alberts!" Nun brach ſie in ein lautes Lachen aus, das der Hund mit Bellen begleitete. Sie beſchwichtigte das Thier. „Mein Herr!" ſagte ſie, „ich bin nicht jene Louiſe, die Sie kennen, kann mithin nicht die Freundin Ihres Al-

berts ſein.“ Bei dieſen Worten ſchloß ſie die Thüre. Die Stäbe des Gitters trennten uns. Da ſtand ſie und ſah mich mit einem höhnenden Lächeln an. Und wenn die ganze Welt behauptet, ſie ſei nicht Alberts Braut geweſen, ich bliebe dabei: jene Louiſe war dieſelbe, die ich in dem Miethswagen entführt habe. Ich konnte es nicht unterlaſſen, ihr Vorwürfe zu machen und ſie eine treuloſe Braut zu nennen.

„Sie ſind ſehr kühn!“ rief ſie. „Ihr Scherz iſt nicht am rechten Orte.“

„Geben Sie mir wenigſtens Auskunft über meinen Freund!“ bat ich.

„Ich kenne Ihren Freund nicht.“

„Denken Sie an die Reiſe zur Eiſenbahn . . .“

„Sie ſind ein Narr!“ rief ſie lachend. „Wenn Sie nicht ſchweigen und ſich entfernen, wird man Sie in eine Irrenanſtalt bringen, um Ihr krankes Gehirn zu heilen.“

„Louiſe rief ihren Hund und hüpfte durch die Wege des Parks. Ein Herr kam ihr entgegen, dem ſie, wie es mir ſchien, die Szene erzählte. Ich hielt es für rathſam, die Flucht zu ergreifen, denn der Herr machte eine ſehr bezeichnende Bewegung. Was ferner in dem Parke vorgegangen, kann ich nicht ſagen, da ich durch das Dickicht lief und bald die Stadt erreichte. Ich nahm an, daß man die Flüchtlinge eingeholt und ſie getrennt hatte. Albert befand ſich ohne Zweifel unter der Obhut

ſeiner Mutter, um ihm die Wiederholung des tollen Streiches unmöglich zu machen. Louiſens Betragen ſuchte ich mir durch die Annahme zu erklären: ſie wolle mir keine Unannehmlichkeiten bereiten."

„Mein junger Freund!" fragte der Juſtizrath, der mit großer Aufmerkſamkeit zugehört hatte, „Sie blieben alſo dabei, daß die Braut Alberts und die Dame am Gitter des Parks eine und dieſelbe Perſon ſeien?"

„Ich bin feſt davon überzeugt!" verſicherte Martin.

Der Juſtizrath holte ein Daguereotyp aus ſeiner Taſche, dasſelbe, das ihm ſeine reizende Reiſegefährtin geſchenkt hatte.

„Wer iſt dieſe Dame?" fragte er, das Bild dem Schulamtskandidaten zeigend.

„Louiſe!" rief der erſtaunte Martin.

„Irren Sie auch nicht?"

„Nein, nein!"

„Betrachten Sie die Züge genau."

„So lächelte ſie mir durch die Stäbe des Gitters entgegen! Als ſie mit Albert die Reiſe antrat, war ſie ruhiger, ich möchte ſagen ſentimental. — Das iſt Louiſe!" verſicherte Martin. „Ihr ſchlanker Hals, ihr kleiner Mund, ihr großes Auge, ihre ſchöne Naſe, die offene Stirn und das volle Haar — Herr Juſtizrath von einem Irrthume kann gar nicht die Rede ſein. Aber wie kommen Sie zu dieſem Porträt?"

„Sie werden es ſpäter erfahren. Noch heute ſollen Sie Louiſe in Perſon ſehen.“

„Heute?“

„Ja.“

„Und wo?“

„Hier im Schloſſe.“

„Mein Gott! wenn es nur nicht zu unangenehmen Erörterungen kommt!“

„Ich haſte dafür, daß Ihnen kein Nachtheil erwächst. Dadurch, daß Sie dieſe Louiſe rekognosziren, leiſten Sie Ihrem Freunde Albert einen wichtigen Dienſt.“

„Kennen Sie den Aufenthalt meines Freundes?“

„Sie werden ihn mir ermitteln helfen. Nun vollenden Sie kurz Ihre Erzählung, damit ich Ihre Vergangenheit kennen lerne. Wie ſind Sie in die hieſige Gegend gekommen?“

„Denſelben Herbſt zeigte mir mein Pflegevater an, daß ihm die Regierung eine einträglichere Stelle angewieſen habe, daß ich nach zurückgelegtem Lehrkurſus mein Examen machen und ihn in ſeinem neuen Wirkungskreiſe aufſuchen möge. Auch der Doktor Bernhard verließ mit ſeiner ſchönen Gattin die Stadt, um die Stelle eines Gymnaſial-Direktors anzutreten. Ich ſtudirte fleißig und kümmerte mich weiter nicht um die Entführungsgeſchichte, von der im großen Publikum kein Wort verlautete. Ich beſtand glücklich das Examen,

ſuchte meinen Pflegevater auf und ward, da ihn die Gicht arg plagte, ſein Adjunkt mit der Ausſicht, einſt ſein Nachfolger in dem einträglichen Amte zu werden. Wenn mir von jeher die Neigung zu dem Berufe fehlte, den ich aus gebieteriſchen Rückſichten wählte, ſo wäre er mir jetzt zur unerträglichen Laſt geworden, da ich auch die Launen des kranken und geizigen Vetters zu tragen habe. Die Liebe zu Liſetten gibt mir Ausdauer und Muth. Als ich Ihre Aufforderung in den Zeitungen las, begriff ich ſofort, daß ſie mir galt; aber ich ließ ſie unberückſichtigt, weil ich eine Trennung von Liſetten fürchtete, weil ich ihr das Verſprechen gegeben, ſie, wenn ich feſt angeſtellt wäre, heimzuführen, und weil endlich Liſette nur glücklich ſein kann, wenn ſie die Frau eines ſchlichten Landſchulmeiſters iſt. Wenn jene Dame, von der ich Ihnen erzähle, nun wirklich meine Mutter iſt, wird ſie die Einwilligung zur Heirath mit Liſetten geben? Kann ſie nicht einen andern Plan entworfen haben? Daher kam es, daß ich in meiner Stellung verbleiben wollte.

„Können Sie mir nützen, ohne mich von meiner Braut zu trennen, ſo füge ich mich; haben Sie aber einen Plan, der mich zwingt, das meiner Braut gegebene Verſprechen zu brechen, ſo bitte ich Sie, von mir abzuſehen. Liſette iſt mir lieber als die Mutter, die mich von Kindheit an fremden Leuten überlaſſen hat. Ich ziehe es in dieſem Falle vor, der Findling zu bleiben,

den man hinter dem Zaune gefunden, als in glänzenden Verhältniſſen zu leben.“

Der Juſtizrath verließ ſeinen Platz.

„Sie ſind Der, den ich ſuche,“ ſagte er.

„Und jene vornehme Dame?“

„Sie werden ſpäter von mir hören. Für jetzt nehmen Sie die Verſicherung, daß Sie frei über Ihr Herz und über Ihre Hand verfügen können. Ihrer Liebe droht keine Gefahr. Ehe ich abreiſe, werde ich einen Beſuch in dem Hauſe Ihres Vetters abſtatten. Verſchweigen Sie ihm, daß wir uns hier geſprochen haben. Der Mann meint es nicht gut mit Ihnen. Es ſind ihm nahmhafte Summen zugefloſſen, die er Ihnen verheimlicht hat. Ihre Mutter iſt nicht ſo lieblos geweſen, als Sie glauben. Wünſchen Sie ſich Glück, mein Freund! daß es zu dieſen Erklärungen gekommen iſt.“

In dieſem Augenblicke ward die Thüre geöffnet.

Der Baron Emil und Joſefine traten Arm in Arm ein.

„Louiſe!“ flüſterte Martin dem Juſtizrathe zu.

„Ich dachte es mir!“ flüſterte dieſer zurück.

„Stören wir?“ fragte Emil.

„Nein, Herr Baron!“

„Sie haben Geſchäfte mit dem Schulmeiſter . . .“

„Einige topografiſche Notizen . . .“

„Die aufzunehmen wohl kaum in Ihrem Intereſſe liegt, Herr Juſtizrath!“ rief Joſefine lachend.

„Warum?“

„Mein George Brown hat das Gut Elsborn gekauft.“

„Sie, Herr Baron?“

Emil verneigte ſich und antwortete:

„Ich, der Vertreter dieſer Dame.“

„So habe ich nur noch mit dem Herrn Baron Andreas von Sydow zu thun.“

„Ganz recht.“

„Iſt der Kauf bereits abgeſchloſſen?“ fragte der Juſtizrath, der ſich einer heftigen Erregung nicht erwehren konnte.

„Beregen wir unſere Privatangelegenheiten nicht!“ rief Joſefine mit einer Munterkeit die an Ausgelaſſenheit grenzte. „Der Herr Juſtizrath mag uns ſeine Wechſel präſentiren.“

„Verzeihung, ich ſtehe hier als ein Rechtsanwalt, der für die ihm anvertrauten Papiere verantwortlich iſt. Die Summen, um die es ſich handelt, ſind zu groß — wir können das Geſchäft vor dem Gericht abſchließen.“

„Mein Gott, wie weitſchweifig iſt der Herr Rechtsanwalt! Gericht und immer Gericht! Man traut uns nicht,“ ſagte Joſefine zu dem Baron gewendet. „Wir ſind von einem beſſeren Geiſte beſeelt, mein Herr! wir glauben Ihnen, daß Ihre Wechſel die richtigen ſind und nehmen keinen Anſtand, ſie einzulöſen.“

„Nennen Sie uns die Totalsumme," sagte der Baron Emil.

Der Justizrath nannte die Summe. Emil überreichte ihm ein Taschenbuch.

„Prüfen Sie, es sind gute Staatspapiere."

„Ganz recht," antwortete der Rechtsanwalt, der die Papiere geprüft hatte. „Prüfen Sie auch Ihrerseits nun die Wechsel. Hier sind sie."

Das Geschäft war geordnet, wenn auch für den Justizrath nicht in der gewünschten Weise. Er wollte sich entfernen. Man lud ihn zu Tische ein.

„Sind Sie uns böse?" fragte Josefine. „Wir haben Ihre Wechsel eingelöst — was wollen Sie mehr? Bleiben Sie, wir werden die Reise nach Köln gemeinschaftlich machen. Ich habe Ihnen noch Manches zu sagen, mein Herr! — ja, ja, ich bedarf eines Rechtsanwaltes in einer schwierigen, verwickelten Sache. Wollen Sie mir dienen?"

„Einer so liebenswürdigen Klientin . . ."

„So bleiben Sie, mein Herr! und führen Sie mich zu Tische."

Die Gesellschaft stieg die Treppe hinab und ging in den Saal, wo die Tafel gedeckt war. Andreas von Sydow stand an dem Fenster. Beide Hände auf die Brüstung gestützt.

„Hier, Bruder! sind Deine Wechsel," rief Emil.

„Bezahlt?" stammelte der Alte.

„Natürlich!"

„Und ich hätte nun keine Gläubiger mehr, die mich drängen?“

„Du haſt eine Gläubigerin, eine reizende, liebenswürdige Dame, die Dich bittet, frei über Dein Gut zu ſchalten und zu walten. Die Männer habe ich abgeſchüttelt, ſie werden Dich nicht mehr plagen.“

Andreas hatte erſtaunt die Wechſel betrachtet.

„Auch der Oberſt!“ rief er entrüſtet aus.

„Der Oberſt iſt ein Wucherer!“ meinte Emil. „Sprich nicht mehr von ihm, er mag ſeinem tyranniſchen Götzen, dem Mammon, leben.“

„Vernichte dieſe Papiere, vernichte ſie!“ ſtammelte entſetzt Andreas, als er den Wechſel geſehen, den er dem Juden Pik ausgeſtellt hatte. „Liſette! Liſette!“

Das junge Mädchen erſchien.

„Was befehlen Sie, Herr Baron?“

„Bringe mir Waſſer.“

„Wozu?“

„Ich will mir die Hände waſchen! Siehſt Du denn den Schmutz nicht? Er klebt und brennt wie glühendes Pech — bringe Waſſer, daß ich mich reinige und abkühle.“

Man brachte den Alten in ein Nebenzimmer, wo er ſich in ängſtlicher Haſt die Hände wuſch. Der Juſtizrath, der das nächtliche Beginnen des alten Barons im Garten geſehen, beobachtete ſcharf die Aeußerungen ſeiner Gemüthsverfaſſung.

Hier waltete ein Geheimniß ob, deſſen Ergründung für ihn, den Advokaten, von Vortheil ſein konnte. Er beſchloß ſeine Abreiſe zu verſchieben. Die Spekulation mit dem Gutskaufe war fehlgeſchlagen; jetzt verfolgte er eine andere. Der alte Baron erſchien wieder in dem Saale. Sein Geſicht war bleifarben, ſeine Augen lagen, unheimlich glühend, tief in ihren Höhlen. Die ſchmalen Lippen bedeckte eine bläuliche Farbe.

„Es wird vorübergehen," flüſterte Emil dem Juſtizrath zu; „die plötzliche Veränderung ſeiner gedrückten Lage hat ihn angegriffen. Er leidet an der Kopfgicht."

Joſefine war plötzlich ſehr ernſt geworden; ſie betrachtete den Kranken theilnehmend, der ſich bemühete, freundlich zu erſcheinen.

„Bruder! faſſe Dich, flüſterte ihm Emil zu. „Dein Gut iſt jetzt ſchuldenfrei."

„Mein Gut! Ja, ja, mein Gut iſt ſchuldenfrei!"

Dann murmelte er einige unverſtändliche Worte.

„Zu Tiſche!" rief Emil, der die Unterhaltung zu beleben ſuchte.

Man kam der Aufforderung nach. Der alte Baron ſaß zwiſchen ſeinem Bruder und Joſefinen. Der Juſtizrath ſaß neben dem Verwalter Brock. Man ſprach von dem Stande der Saaten und ſtellte eine gute Ernte in Ausſicht. Der Gutsherr ſah traurig vor ſich nieder; er berührte kaum die Speiſen.

„Wo ſind die Wechſel?“ fragte er plötzlich.

„Vernichtet,“ antwortete Emil.

„Gut, recht gut. Und Elsborn gehört mir?“

„Keinem Andern.“

Emil winkte Joſefinen zu.

„Der Herr Baron,“ ſagte ſie ſehr artig, „wird es doch nicht verſchmähen, mein Schuldner zu ſein?“

„O, Sie ſind eine Dame!“

„Die nicht auf Spekulation ausgeht. Ich leihe Ihnen das Geld ohne Zinſen und ohne Schuldokument.“

„Aber Sie ſind doch gekommen, um mein Gut zu kaufen . . .“

„Ich habe meinen Plan geändert.“

„Zu Deinem Vortheile, Bruder!“

„Ich wollte einen Juden und einen Juriſten aus dem Felde ſchlagen. Das iſt ein Sieg, auf den ich ſtolz bin.“

„Sie vergeſſen, Fräulein! daß ich die Intereſſen meiner Klienten vertrete,“ ſagte in kalter Artigkeit der Juſtizrath. „Die Wechſel ſind bezahlt, und mir bleibt nichts mehr zu thun übrig. Es ſei denn, daß Sie mich mit einem Auftrage beehren.“

„Das kann wohl geſchehen.“

„Ich ſtehe gern zu Dienſten.“

„Wir reiſen gemeinſchaftlich nach Köln zurück. Dort werden Sie mir Gelegenheit verſchaffen, meine Doppelgängerin zu ſehen. Wie heißt ſie doch?“

„Madame Seltenau.“

„Kennen Sie auch den Vornamen der Dame?“

„Louiſe.“

„Eine Doppelgängerin?“ fragte Emil.

„Wenden Sie ſich an den Herrn Juſtizrath — er wird Ihnen ſagen, daß ihn meine Aehnlichkeit mit Madame Louiſe Seltenau arg getäuſcht hat. Er hielt mich für verheirathet, für die Mutter eines zarten Kindes — es iſt koſtbar!“

Der Juſtizrath verſicherte, daß er in dieſem Augenblicke noch ſich geneigt fühle, Fräulein Joſefine für Louiſe Seltenau zu halten.

„Legitimiren Sie ſich doch,“ ſagte Emil.

„Ich habe gezahlt, und Geld iſt die beſte Legitimation.“

„Wohl wahr, mein Fräulein! aber wäre es auch nur, um zu beſtätigen, daß es zwei ſo liebenswürdige Damen auf der Erde gibt . . .“

„George Brown, ich darf die Rolle der unbekannten Dame noch nicht aufgeben. Laſſe ich den Schleier fallen, der mich einhüllt, ſo verſcheuche ich den guten Geiſt, der über uns wacht.“

Liſette erſchien wieder; ſie ſetzte eine neue Schüſſel auf den Tiſch. Joſefine brachte ihr goldenes Lorgnet an die Augen und betrachtete das junge Mädchen.

„Ein reizendes Kind!“ flüſterte ſie ihrem Nachbar zu.

„Die Pflegetochter meines Bruders.“

„Und ſo bäueriſch gekleidet? Hüllen Sie die ſchönen Formen in Seide . . .“

„Liſette! Liſette!“ rief der alte Baron mit ſchneidender Stimme.

„Hier bin ich.“

„Führe mich fort, in den Garten! das Zimmer wird mir zu enge — die Luft bedrückt meine Bruſt! Bringe den Spaten — ich will arbeiten — Du bleibſt an meiner Seite — der Garten muß beſtellt werden. Es iſt Frühling — die Luft geht warm — Liſette! bleibe bei mir!“

Auf den Arm des jungen Mädchens geſtützt, ſchwankte der Greis aus dem Saale.

„Das iſt ſeine Manier,“ ſagte Emil. „Wenn er eine Stunde tüchtig gegraben hat, wird er ſchlafen und dann andern Sinnes ſein.“

Man hob die Tafel auf. Die Gäſte zerſtreuten ſich. Joſefine machte mit dem Baron Emil einen Spazierritt, der Juſtizrath ſuchte ſein Zimmer auf. Aus dem Fenſter desſelben ſah er den alten Baron, der fleißig den Spaten handhabte und die Erde vor der Eremitage aufwarf. Der arme Mann, deſſen Verſtand gelitten, wollte ſich überzeugen, daß in der Vertiefung kein Zeichen ſeines Verbrechens mehr zu finden ſei. Oft ließ er vor Ermüdung den Spaten ſinken; dann ſetzte er ſich auf den Rand der Grube, faltete die zitternden

Hände und begann zu beten. Lisette stand neben ihm; sie hielt die Schürze vor die Augen und weinte.

„Ich muß klar sehen," dachte der Justizrath. „Wenn der Verstand des Barons gelitten hat, so muß ein Grund dazu vorhanden sein, und dieser Grund ist in dem seltsamen Gebahren zu suchen. Sollte jene Stelle der Schauplatz eines Verbrechens sein? Was trug der Mann Nachts in den Fluß? Warum war ihm der Gedanke, daß Gut zu verkaufen, ein Entsetzen? Warum zitterte er bei dem Anblicke des Wechsels, den er dem Juden ausgestellt? Der Jude soll, nach den eingezogenen Berichten, in dem Brande der Kornscheune verunglückt sein — aufgepaßt, noch gebe ich die Spekulation nicht verloren! Der Baron muß aus Furcht sich seines Gutes entäußern."

Viertes Kapitel.

Der Schulmeister.

Der Justizrath verließ Elsborn und schlug den Weg nach dem benachbarten Dorfe ein, den er sich von einem Landmanne hatte bezeichnen lassen. Nach einer halben Stunde kam er über die Steinbrücke, welche die Ufer eines reißenden Flußes verband. In kurzer Entfernung vor ihm lag das Dorf, dessen zahlreiche Häuser Wohlstand verriethen. An der Spitze des Dorfes, an

einem ſanften Hügelabhange, zeigte ſich die Kirche mit ihrem ſtumpfen Thurme, der kürzlich erſt ein neues Gewand erhalten haben mußte, denn er ſchimmerte weiß durch eine Gruppe hoher Bäume. In der Nähe der Kirche mußte der Schulmeiſter wohnen. Der Juſtizrath gab ſich das Anſehen eines müßigen Spaziergängers und ſchritt langſam zwiſchen den Hecken hin.

Plötzlich ſtand er an dem Gitter des Friedhofes. Er ſchritt den ſchmalen Weg zwiſchen den Gräbern hin, von denen einige mit Kreuzen und Flittergold geſchmückt waren. In der Nähe der Kirche arbeitete der Todtengräber an einem friſchen Grabe. An dieſen wandte ſich der Juſtizrath.

„Wo iſt das Schulhaus, mein Freund?“

Der Mann, der tief in der Grube ſtand, ſah zu dem Fragenden empor.

„Das Schulhaus?“ fragte er, indem er ſich den Schweiß von der Stirn wiſchte.

„Ja.“

„Gehen Sie dort aus dem Gitter, und es liegt vor Ihnen.“

„Wie heißt Euer Schulmeiſter?“

„Gottfried Klär, Herr!“

„Ob ich ihn zu Hauſe treffe?“

„Gewiß; der Alte kann ja kaum noch gehen. Er iſt nicht todt, nicht lebendig — ich möchte nicht in ſeiner Haut ſtecken. Ihm wäre beſſer, wenn er ſtatt des braven

Mannes den wir morgen begraben, in die Erde gebettet würde. Ich pflege sonst nicht viel zu denken, wenn ich ein Grab mache; aber der brave Siebel will mir nicht aus dem Sinne."

„Ist er denn so plötzlich gestorben?"

Der Todtengräber stützte sich auf seinen Spaten.

„Ja, Herr!" sagte er, „das ist eine seltsame Geschichte. Siebel hatte ein kleines Gut und zwei Pferde, war fleißig und wirthschaftlich und hatte sich ein Sümmchen gespart. Da packt ihn der Teufel, und er kauft Aktien, oder wie sie das Zeug nennen. Da drüben der Schulmeister trägt die Schuld davon, das ist so ein Nimmersatt, der ewig spekulirt. Ich möchte nur wissen, was der Mensch mit dem vielen Gelde will. Na, meinetwegen — aber der arme Siebel ist schlecht weggekommen. Er kauft also Aktien in der Stadt, und vor acht Tagen erfährt er, daß er sein Geld weggeworfen hat. Auch der Schulmeister ist um eine hübsche Summe gekommen. Der freilich kann's verschmerzen. Siebel aber setzt sich die Geschichte in den Kopf, wird verrückt und stürzt sich von der Brücke in den Fluß. Gestern haben sie ihn aufgefischt. Unsere Gemeinde ist um einen braven Mann ärmer geworden."

„Das ist traurig!"

„Der König sollte die Spitzbuben in der Stadt alle aufhängen lassen. Es gibt noch mehr Bauern, die verloren haben, aber sie sagen's nur nicht. Da sparen

die Leute, scharren zusammen, kaufen Papiere, die viel eintragen sollen, und auf einmal sind sie betrogen."

Der Justizrath schenkte dem Manne ein Geldstück und entfernte sich.

„Es ist auf dem Lande wie in der Stadt," dachte er; „die Menschen wollen erwerben, ohne zu arbeiten. Auch hier fordert die Börse ihre Opfer. Wie wird das Leben in zwanzig Jahren aussehen, wenn die Spekulationssucht so fortschreitet!"

Er trat aus dem Gitter des Friedhofs. Vor ihm lag ein freundliches Haus unter Bäumen versteckt. Indem er an den Fenstern desselben vorüberging, hörte er das laute Schreien eines Knaben und die knallenden Schläge eines Stocks. Gleich darauf hörte er Martin mit starker Stimme rufen:

„Merke Dir das siebente Gebot — Du sollst nicht stehlen! Jetzt nimmst Du ein Taschenmesser; später Geld und Geldeswerth."

„Der Mann hat Recht!" dachte der Justizrath.

Die Hausthüre stand offen. Eine alte Bäuerin empfing den Eintretenden.

„Was wollen Sie?" fragte sie keck.

„Den Schulmeister Klär sprechen."

„Der Herr ist krank."

„Führen Sie mich nur zu ihm."

„Was wollen Sie denn? Haben Sie Lotterielose oder Aktien zu verkaufen? Mein Herr macht keine Ge-

ſchäfte mehr; er hat nicht Luſt, ſein bischen Geld zu verlieren. Lachen Sie nicht — ich kenne die Leute ſchon, die mit Papieren handeln."

Die Alte, die wahrſcheinlich aus eigennützigen Abſichten Agenten von ihrem Herrn fern hielt, würde ihrem Grolle noch ferner Luft gemacht haben, wenn der Juſtizrath ſie nicht beruhigt hätte.

„Ich bin kein Agent," ſagte er; „ich komme in dienſtlichen Angelegenheiten."

„Soll Herr Martin angeſtellt werden?" fragte freundlich die Alte.

Man ſieht, wie vertraut ſie mit den Angelegenheiten des Schulmeiſters war.

„Vielleicht."

„Warum denn vielleicht? Herr Martin iſt ein grundgelehrter Mann."

„Es kommt Alles auf die Unterredung mit dem alten Herrn an."

„So will ich Sie zu ihm führen. Aber gehen Sie behutſam mit ihm um; er iſt heute kränker als gewöhnlich."

Der Juſtizrath verſprach es. Die Alte verſchwand auf einige Augenblicke. Als ſie zurückkehrte, ſagte ſie leiſe: „Herr Klär erwartet Sie!"

Der Schulmeiſter ſaß in einem großen Lehnſtuhle neben dem Fenſter. Der Mann bot eine ſeltſame, das Mitleid herausfordernde Erſcheinung. Er war klein

und ziemlich wohlbeleibt. Eine Art Schäferpelz hüllte ihn ein. Die Füße ſtacken in Pelzſtiefeln, die weit bis über das Knie reichten. Sein Kopf war mit einer Fülle krauſen Haares bedeckt, das ſtark ins Graue ſpielte. In ſeinem vollen, braunen Geſichte glüheten große, dunkle Augen, unter denen die runzliche Haut kleine Säckchen von bläulicher Farbe bildete. Die Naſe war ungewöhnlich breit. Auf den aufgeworfenen, ins bläuliche ſpielenden Lippen zeigten ſich kleine weiße Bläschen. Der weißgraue Bart gab dem runden Geſichte ein ſchmutziges Anſehen.

Bei dem Eintritte des Fremden ſaß dieſer Lehrer des Volks, die großen Hände auf die Lehnen geſtützt, halb aufgerichtet in dem Stuhle. Ein leiſes, kaum merkliches Zittern durchzog ſeinen ganzen Körper. Das Auge, das von ſtarken und buſchigen Braunen überſchattet war, haftete feſt auf dem Juſtizrathe. Es ließ ſich nicht verkennen, daß die robuſte Natur dieſes Mannes lange mit den Leiden der Krankheit gekämpft hatte.

Der Juſtizrath grüßte mit vornehmer Nachläſſigkeit. Dann fragte er:

„Herr Klär?“

Eine tiefe Baßſtimme antwortete:

„Zu dienen, ich bin Klär, der kranke Schulmeiſter. Sie müſſen Nachſicht mit mir haben, lieber Herr — ich kann nicht aufſtehen. Das alte Uebel macht mir gerade jetzt entſetzlich viel zu ſchaffen.“

Sein Gesicht verrieth, daß die kleine Bewegung des Erhebens ihm heftige Schmerzen bereitete.

„Verbleiben Sie in Ihrer Ruhe, Herr Klär! wir können ohne Aufregung verhandeln. Mein Geschäft, das mich zu Ihnen führt, ist friedlicher Natur. Ich bin der Justizrath Ernst aus Köln.“

Der Schulmeister unterdrückte einen leichten Schreck. Dann aber lächelte er, als ob er sagen wollte: ich kenne Sie nicht.

„Sie haben mich nie gesehen, aber vielleicht haben Sie von mir gehört.“

„Nein, nein, ich erinnere mich nicht. Mein Leben verfließt wie ein Waldbach in der Einsamkeit, ich komme mit der Welt so wenig in Berührung . . .“

„Gleichviel; Ihre Zurückgezogenheit thut nichts zur Sache, da ich nicht von der Gegenwart, sondern von der Vergangenheit mit Ihnen zu sprechen habe.“

„Du lieber Gott, die heftigen Schmerzen haben mein Gedächtniß abgestumpft — ich vermag kaum einige Jahre zurückzudenken. Was darüber hinausliegt, sind mir unbekannte Dinge.“

„Ah,“ dachte der Jurist, „ich habe mit einem schlauen Patron zu thun; er stellt sich im Voraus sicher. Herr Klär!“ sagte er laut, und indem er sich auf einem Stuhle dem Kranken gegenüber niederließ, „ich werde mir erlauben, Ihrem schwachen Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen.“

„Meine Wirthschafterin sprach von geschäftlichen Angelegenheiten," meinte der Schulmeister, in einem Tone, der seinen Unwillen verrieth.

„Ganz recht, ich berege auch nur solche Angelegenheiten."

Der Schulmeister nahm seine lange Pfeife, zündete ein Schwefelholz an und begann zu rauchen, als ob er durch die Beibehaltung seiner Gewohnheiten eine ruhige Indifferenz an den Tag legen wollte. Dem beobachtenden Juristen entging es indeß nicht, daß der Kranke sehr erregt war.

„Herr Klär! wir sind doch ungestört?"

„Ja, mein Herr! Mein Adjunkt ist in der Schule — aber ich bitte Sie, leise zu sprechen, damit die Haushälterin, die neben ihren Tugenden auch das Laster der Neugierde besitzt, Nichts höre."

„Sie waren nicht immer Lehrer in diesem Dorfe?"

„Nein. Ich hatte früher eine kleine, wenig einträgliche Stelle in dem Dorfe Roda."

„Wo Sie mit Ihrer Schwester lebten, die nun verstorben ist?"

„Meine Schwester — Gott habe sie selig! Aber ich wollte, sie lebte noch."

„Haben Sie keine Familie?"

„Ich stehe allein in der Welt. Doch wozu diese Fragen, mein Herr?"

„Sie haben Recht, dieſe Fragen ſind überflüſſig. Als Sie in Roda Schulmeiſter waren, erzogen Sie einen Knaben, der als Findling in das Kirchenbuch eingetragen iſt.“

„Auch das iſt wahr. Warum ſoll ich leugnen, daß ich ein gottgefälliges Werk gethan? Meine Schweſter fand in der Laube einen Korb und in dieſem Korbe einen Knaben. Wir nahmen uns des verlaſſenen Weſens an und erzogen es in dem Chriſtenthume.“

„Haben Sie nie etwas über die Herkunft des Findlings erfahren?“

„Nie!“ verſicherte der Alte.

„Aber eine Dame, die von Zeit zu Zeit in das Dorf kam, beſchenkte den Knaben.“

„Das iſt wohl möglich! der hübſche Martin fiel in die Augen. Wer ihn ſah, hatte ſeine Freude an ihm. Warum ſoll eine Dame nicht ein Kind beſchenken, von dem ſie erfahren, daß es ein Findling iſt? Meine verſtorbene Schweſter — Gott habe ſie ſelig! — plauderte gern und da mag ſie ſich denn auch wohl mit ihrer Wohlthätigkeit gebrüſtet haben. Das war nicht Recht, denn der arme Junge ſollte in dem Glauben erhalten werden, daß er mein Verwandter ſei.“

„Ich komme auf die Dame zurück,“ unterbrach ihn der Juſtizrath.

„Ich habe die Dame nie geſehen!“ rief der Schulmeiſter, deſſen Kopf von einer dichten Dampfwolke eingehüllt ward.

„Dieſe Dame," fuhr der Juſtizrath ruhig fort, „behauptet nämlich, daß Martin ihr Sohn ſei, und daß Sie um dieſes Geheimniß wiſſen."

„Ich? Ich ſoll darum wiſſen? O mein Kopf, mein armer Kopf! Lebte doch meine Schweſter noch! Sie hatte ein gutes Gedächtniß — ich erinnere mich kaum noch, wie ſie ausgeſehen hat. Fragen Sie mich nicht, ich kann nicht antworten. Der Schmerz zerreißt mir den Schädel — mir wird es grau vor den Augen. Und wozu das Alles, wozu?"

Der Schulmeiſter ſtand auf, hinkte, während ſich ſein Geſicht zu einer Fratze verzog, durch das Zimmer nach dem Fenſter, kam zurück und warf ſich ſtöhnend in den Stuhl, der unter ſeiner Laſt laut erſeufzte. Dann nahm er die Pfeife wieder und begann zu rauchen. Auf ſeiner hohen Stirn erſchienen dicke Schweißtropfen.

„Erregen Sie ſich nicht, Herr Klär!" ſagte beruhigend der Juſtizrath. „Es iſt nicht meine Abſicht, Ihr Verdienſt um den Knaben ſchmälern zu wollen; aber die Familie will ſein Schickſal feſtgeſtellt wiſſen. Die Dame iſt glücklich verheirathet, und es wäre ein harter Schlag für ſie, wenn ihre Jugendverirrung dem Manne bekannt würde, der an die Tugend ſeiner Frau glaubt wie an das Evangelium. Sie begreifen wohl, daß ich mit ſtrenger Diskretion verfahren muß. Ihr Schweigen ehre ich; es verräth denn Mann, der ſein

Verſprechen hält, und Sie haben verſprochen, die Abkunft des Kindes als ein tiefes Geheimniß zu bewahren. Sie ſoll es bleiben, muß es ſelbſt bleiben. Und darum habe ich die Reiſe zu Ihnen unternommen."

Gottfried Klär hatte dieſe Nachricht in großer Spannung vernommen; er ſtarrte den Ueberbringer derſelben mit weit aufgeriſſenen Augen an. Seine Schmerzen ſchienen verſchwunden zu ſein.

„Alſo die Dame iſt verheirathet!" murmelte er.

„Ja!"

„Das habe ich nicht gewußt."

„Sie ſendet mich, um mit Ihnen gewiſſe Vorkehrungen zu treffen . . ."

„So hat ſich Ihnen die Dame anvertraut?"

„Natürlich. Wenn ich als Rechtsanwalt handeln ſoll, muß ich das Sachverhältniß kennen."

„An wen iſt die Dame verheirathet?" fragte geheimnißvoll der Schulmeiſter.

„Verzeihung, ich darf die Grenzen nicht überſchreiten, die mir geſteckt ſind."

„Aber ich muß doch wiſſen . . ."

„Aus dem, was ich Ihnen mitgetheilt, geht klar hervor, daß die Mutter des Kindes mich inſtruirt hat. Sie will unerkannt bleiben aus Rückſicht auf ihren Mann."

„Das läßt ſich hören. Da ich übrigens meine Zuverläſſigkeit bewährt habe, begreife ich nicht, warum man Anſtand nimmt . . ."

„Ich wiederhole Ihnen, daß gebieterische Rücksichten meine Verschwiegenheit fordern. Von einem Mißtrauen in Ihre Person ist keine Rede. Verhandeln Sie mit mir, als ob Sie die Mutter Martins vor sich hätten.“

Der Schulmeister überlegte einige Augenblicke; er blies in die Pfeife, als ob er aus dem aufsteigenden Rauche sich Raths erholen wollte. Der Justizrath begriff, daß Klär mit großer Vorsicht behandelt werden müsse, daß er der Mann war, der jedes Geheimniß zu seinem Vortheile ausbeutete.

„Aber welchen Zweck verfolgte der Justizrath?“ wird der Leser fragen.

Der Verfasser verweist auf den Verlauf der Erzählung. Für jetzt bemerkt er nur, daß Viktor Ernst als Spekulant und als Freund handelte, und daß es ihm noch möglich war, die Börse mit dem Leben zu vereinen.

„Gut!“ rief plötzlich der Schulmeister. „Ich erkenne Sie als den Bevollmächtigten der Dame an. Was wollen Sie wissen?“

„Legitimiren Sie sich.“

„Wie? Ich soll mich legitimiren?“

„Stimmt Ihre Erzählung von der Ablieferung des Kindes mit meinen Notizen überein, so bin ich am rechten Orte.“

„Was ich weiß, ist bald mitgetheilt. Ich hatte einen Vetter, den Schmid Faber. Die Frau dieses

Schmids ſchenkte der Welt ein Kind, das gleich nach der Geburt ſtarb. Da kam eines Tages der Arzt zu mir, mit dem ich auf einem vertrauten Fuße ſtand. Er ſagte mir, daß die Schmidin ein ihr anvertrautes Kind ernährt habe, daß die Frau aber aus Kummer über den plötzlichen Tod ihres Mannes krank ſei und wahrſcheinlich das Zeitliche ſegnen werde. Dann forderte er mich auf, das Kind unter guten Bedingungen zu adoptiren, da die Mutter außer Stande ſei, es anzuerkennen. Ich erhielt eine kleine Summe und nahm den Knaben, nachdem meine Schweſter ſich damit einverſtanden erklärt hatte, in mein Haus. Er war unter dem Namen Martin Faber getauft und als Findling bezeichnet. Durch welche Mittel der Arzt den Pfarrer dazu beſtimmt, weiß ich nicht. Die Schmidin ſtarb, und Martin galt als ihr Sohn vor der Welt."

„Da kam eines Tages eine vornehme junge Dame, ſie konnte neunzehn bis zwanzig Jahre zählen — ſo ſchien es mir wenigſtens. Ach, mein Herr! ich habe nie eine ſolche Schönheit geſehen."

„War ſie blond?" fragte der Juſtizrath.

„Ja."

„Schlank und üppig gewachſen?"

„Ja."

„Hatte ſie himmelblaue Augen?"

„Ja."

„Grübchen in Wangen und Kinn?"

„Ja.“

„Einen kleinen Leberfleck an dem weißen Halſe?“

„Alles trifft zu!“ rief der Schulmeiſter.

„Und Aehnlichkeit mit Martin?“

„Eine ſo große Aehnlichkeit, daß ich auf den erſten Blick die Mutter in ihr erkannte. Und wäre dieſe Aehnlichkeit auch nicht geweſen, ſo hätte ihre Zärtlichkeit mit dem Kinde es darthun müſſen, daß ſie nicht die Pathe, wofür ſie ſich ausgab, ſondern die Mutter ſei. Sie beſchenkte meine Schweſter und ermahnte ſie zur Sorgfalt. So kam ſie alle Jahr einmal und zwar ſtets im Sommer. Sie war entzückt über das hübſche Kind, herzte und küßte es und wollte es gar nicht wieder von ſich laſſen.“

„Von wem empfingen Sie die Erziehungskoſten?“

„Von dem Arzte.“

„Weiter!“

„Da blieb ſie zwei Jahre aus. Ach, dachte ich, ſie hat ihr Kind vergeſſen, und das war mir gewiſſermaßen nur angenehm, denn Martin war mir lieb geworden wie mein eigener Sohn und die Alimente wurden pünktlich gezahlt. Eines ſchönen Sommerabends ſaß ich in meiner Laube. Martin war damals ſechs Jahre alt, er tobte luſtig durch den Garten. Meine Schweſter ſaß neben mir und ſtrickte. Wir ſprachen ſtill und heimlich von der Mutter und erſchöpften uns in Vermuthungen

über ihren Stand. Da kam plötzlich Martin gesprungen und zeigte uns einen Doppellouisdor.

„Wer gab Dir das Geld?“

„Eine schöne Frau.“

„Wo ist die Frau?“ fragte ich hastig.

„Der Knabe zeigte nach der Gartenthüre, durch welche in diesem Augenblicke die Dame eintrat. Sie hatte sich verändert, war stärker und üppiger, aber auch schöner geworden. Ich ging ihr entgegen.“

„Mein Freund!“ sagte sie, „ich komme nur auf einige Augenblicke, um den Knaben zu sehen und Sie an Ihr Versprechen zu erinnern. Seien Sie auf Ihrer Hut, ich vermuthe, daß man Forschungen nach dem Knaben anstellen wird. Nehmen Sie diese Börse, verschweigen Sie meine Besuche und bleiben sie fest bei der Behauptung, daß Martin der Sohn des Schmids sei. Nächsten Sommer sehen Sie mich wieder, und habe ich Sie bewährt gefunden, erhalten Sie ein neues Geschenk. Dann werden wir auch über die Bestimmung des Knaben sprechen.“

„Sie verließ eilig den Garten. An dem Teiche stand ein schöner Wagen, der rasch davon fuhr, nachdem die Dame eingestiegen war. Das nächste Jahr verfloß, und die Dame kam, wie sie versprochen hatte. Martin sollte den Stand seines Adoptivvaters erwählen und nie ahnen, daß die Schmidin nicht seine Mutter sei. „Was kümmerts mich,“ dachte ich, und ge-

lobte feierlich den Pakt zu halten. Aber die Bauern mußten Witterung erhalten haben, denn sie gaben dem Martin so Manches zu hören, was er nicht zu wissen brauchte. Da setzte uns der Junge oft durch neugierige Fragen in große Verlegenheit. Und wahrlich, man sah es ihm an, daß er nicht der Sohn eines Dorfschmids war.

„Eines Tages kam ein Herr und fragte nach dem Schulmeister Klär — ein vornehmer, stattlicher Herr. Es war im Winter und ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagte. Der Besuch mußte etwas zu bedeuten haben. Und richtig, der Fremde suchte mich wegen des Knaben auszuforschen, sprach auch von dem Besuche der Dame, und drohete eine Untersuchung gegen mich einzuleiten, wenn ich ihm nicht die Wahrheit sagte. Ich hatte nichts zu fürchten und fertigte den Lästigen derb ab. Eine Untersuchung ist übrigens nicht erfolgt.

„Denselben Winter starb der Arzt, der in der nächsten Kreisstadt wohnte. Die Dame kam im Frühlinge und zahlte mir auf zehn Jahre die Alimente voraus; sie würde, fügte sie hinzu, nun sobald nicht wi[illegible]kommen. Und so ist sie ausgeblieben, bis auf den heut[illegible] T[illegible]. Martin ist ein tüchtiger Schullehrer geworden und wird meinen Dienst erhalten. Was will nun die Dame?"

[illegible]e will ihm einen Theil ihres Vermögens testiren."

[illegible]h!" rief gedehnt der Schulmeister.

„Und dann will sie ihn verheirathen.“

„Verheirathen?“

„Ja.“

„Mit wem?“

„Mit einer reichen Erbin. Den Stand des Schullehrers muß der junge Mann natürlich aufgeben.“

„Was wird aus mir?“

„Sie verleben den Rest Ihrer Tage nach Gefallen; dafür, daß es Ihnen an Nichts fehle, wird der dankbare Martin sorgen.“

„Das läßt sich hören!“ murmelte der Alte.

„Haben Sie bei dem Kinde nicht irgend ein Zeichen gefunden, das das Wiedererkennen ermöglicht?“

„Ein Zeichen?“

„Die Mutter sprach von einem Ringe.“

Der Schulmeister dachte wieder nach. Nach einer langen Pause sagte er:

„Ja, ich habe einen Ring, den mir der Arzt mit dem Bemerken einhändigte, daß ihn der Vater Martins einst zurückfordern werde.“

„Dieser Ring allein, Herr Klär! sichert Ihrem Pflegesohne die Erbschaft. Der Vater existirt nicht mehr — händigen Sie mir den Ring ein, und ich bin beauftragt, als Rechtsanwalt die Angelegenheit zu vermitteln. Sonst kann ich Nichts thun. Martin bleibt so lange bei Ihnen, bis die Sache in Ordnung ist. Ich hoffe, daß Sie mit Martin das Gut Elsborn bewohnen werden.“

Klär deutete ſtumm nach der Gegend, in welcher das Gut lag; ein freudiges Erſchrecken hatte ihm für den Augenblick die Sprache geraubt.

Der Juſtizrath hatte den rechten Fleck getroffen — der Schulmeiſter war zu Allem bereit. Er holte den Ring, den er in einem alten Schranke aufbewahrte, und gab ihn dem Juriſten, der ihn beifällig betrachtete, und in ſeinem Portefeuille verbarg.

„Elsborn! Elsborn!“ rief er endlich aus, indem er wieder in ſeinen Stuhl ſank. Der alte Baron von Sydow iſt längſt bankerott, ich weiß es von dem Juden, der ihm Geld geliehen.“

„Nun werde ich das Gut kaufen.“

„Sie machen ein vortreffliches Geſchäft!“

„Wie?“

„Die Eiſenbahnkompagnie...“

„Still, Herr Klär! das iſt Martins, oder wenn Sie wollen, Ihre Sache.“

„Sie werden Prozente erhalten!“

Der Schulmeiſter gerieth in Feuer und Flammen; er war wieder aufgeſtanden und hielt beide Hände des Juſtizraths. Dieſer ſagte ruhig:

„Meine Aufgabe iſt, Martin zu verheirathen und dem jungen Paare das Beſitzthum anzuweiſen. Die künftige Frau Ihres Pflegeſohnes hat einen großen Antheil an dem Gute. Sie ſprechen von einem Juden ...“

„Dem alten Pik, ganz recht."

„Was ist es mit ihm?"

„Er soll in der Scheuer verbrannt sein . . ."

„Nun?"

„Ich glaube nicht daran. Der Jude war ein Feind des Schäfers, und der Schäfer hat ihm Dach und Fach versagt. Darauf ist der Jude dem Schlosse zu gegangen — er wollte am nächsten Morgen noch einmal bei mir vorsprechen, weil ich mich nicht gleich zum Ankaufe eines Lotterieloses entschließen konnte — er ist ausgeblieben. Seine Brieftasche enthielt eine hübsche Summe — auch diese ist verschwunden. Aber die Hauptsache kommt noch: der Jude hatte einen Wechsel auf den Baron und war fest entschlossen, den Schuldner in Haft bringen zu lassen, wenn am folgenden Tage die Zahlung nicht erfolgte — hier in dieser Stube hat er es mir gesagt. Der arme Mensch ist nie wieder aus dem Schlosse gekommen. Der Brand soll angelegt sein — ich glaube es. Beweise habe ich nicht, es ist dies nur so meine Vermuthung —"

„Die Sie nicht laut aussprechen dürfen," mahnte der Justizrath. „Wir sind jetzt in Ordnung," fügte er hinzu. „Ihre Adresse kenne ich, Sie werden bald Briefe von mir erhalten. Und hier ist die meinige, wenn Sie mir eine Meldung zu machen haben."

Er überreichte ihm eine Karte und ging.

Der Schulmeiſter ſtand am Fenſter und ſah ihm lange nach. Er wiegte ſeinen grauen Kopf nach allen Seiten hin, während er murmelte:

„So hat die Dame unſerer nicht vergeſſen! Wüßte ich nur, wo ſie wäre, ich würde zuvor noch ein Geſchäft mit ihr abſchließen. Und der Baron — er muß zu Grunde gehen. Aber wer iſt die Erbin? Der Juſtizrath wird es ſchon wiſſen. Die Kombinationen der reichen Leute ſind eben ſo unſcheinbar als geiſtreich. Daß da drüben Etwas vorgeht, habe ich längſt bemerkt. Ach, die Schule iſt aus — nun muß Martin kommen. Nun vor einer Liebſchaft habe ich ihn bewahrt — aber ich will doch einmal ſondiren, was er vom Heirathen hält. Es iſt gut, wenn ich ihn nach und nach auf das Glück vorbereite, das man ihm zugedacht hat.“

In dieſem Augenblicke trat die Haushälterin ein, ein kräftiges, aber häßliches Weib. Mit einem widerwärtigen Lächeln trat ſie ihrem Herrn näher.

„Werden Sie ſich denn nun endlich entſchließen, dem guten Martin die Stelle übertragen zu laſſen?“ fragte ſie.

„Lore!“ murmelte der Alte. „Was für ein Intereſſe nimmt Sie daran?“

„Es wäre doch recht gut, wenn Martin ſelbſtſtändig würde.“

„Spreche Sie nicht über Dinge, die Sie nicht verſteht.“

„Ei, Herr Klär! ſchon wieder grob? Ich habe Ihnen ſchon tauſendmal geſagt, daß ich nicht Ihre Dienſtmagd bin — Martin iſt mir lieb, wie ein Sohn, und wenn ich Ihnen zum Guten rathe, ſollen Sie es mir Dank wiſſen. So kann die Wirthſchaft nicht fortgehen, man wird alt und grau und hat Nichts davon. Es muß eine junge Frau ins Haus, damit ein anderes Leben wird. Der arme Martin hält den ganzen Tag Schule und wenn er fertig iſt, plagt er ſich mit ſeinem kranken Vetter ab. Das muß ja einen Stein erbarmen. Wäre ich an ſeiner Stelle, ich hätte mich längſt davon gemacht."

„Lore! Lore!" rief drohend der Alte. „Ich zahle Ihr einen ſchönen Lohn und werde Sie in meinem Teſtamente bedenken."

„Ihr Teſtament — Sie haben ein zähes Leben wie eine Katze. Wozu liegt denn Ihr Geld in dem alten verroſteten Kaſten?"

„Ich habe kein Geld!"

„Kurz und gut, wenn ſich die Sache nicht ändert, ziehe ich ab."

Der Schulmeiſter erſchrak.

„Lore!" ſagte er kleinlaut. „Glaube Sie mir, ich werde nicht lange mehr leben. Nichts greift mich mehr an, als der Aerger, und Sie ärgert mich, ſo oft Sie kann. Faſt muß ich glauben, Sie will die Erbſchaft beſchleunigen."

Er ſetzte ſich wimmernd, als ob ihn heftige Schmerzen peinigten, in den Stuhl.

„Na, endlich ſprechen Sie doch einmal den Verdacht aus!“ rief Lore, indem ſie beide Fäuſte in die Seite ſetzte. „Sie haben einen ſchönen Begriff von mir, die ich Sie hege und pflege wie ein Wickelkind. Mit Ihren Schmerzen iſt es ſo weit nicht her, ſie beſtehen größtentheils in der Einbildung. Und damit Sie ſehen, daß ich nicht auf Ihren Tod warte, ziehe ich morgen ab.“

Sie wollte zur Thüre hinaus.

„Halt, Lore!“ rief der Schulmeiſter beſtürzt.

„Was ſteht zu Dienſten?“

„Komme Sie zu mir. So — Ihre Hand. Sie hat Recht, Martin ſoll ſich verheirathen und die Stelle ſoll er auch haben. Aber das geht doch nicht Alles ſo raſch. Es iſt ja noch nicht einmal eine Braut da.“

Der Zorn der Alten war verſchwunden; ſie lächelte wieder.

„Eine Braut wäre da!“ meinte ſie.

Der Schulmeiſter glotzte auf.

„So!“ murmelte er. „Sie hat wohl an Alles gedacht.“

„Weil ich dem Martin gut bin.“

„Und wer iſt denn die Braut?“

„Die kleine Liſette, drüben im Schloſſe, das hübſche Kind.“

„Was die Holzhauerstochter?“

„Der Baron hat sie angenommen. Mit der Holzhauerstochter ist es vorbei. Am letzten Sonntage habe ich sie in der Kirche gesehen — ist das ein prächtiges Mädchen. Der alte Brock meint, sie wäre ein gebornes Fräulein und passe ganz in die schönen Kleider.“

„Lore, Sie unterstützt am Ende diese Liebschaft —“

„Nein; aber ich weiß, daß Martin die Lisette gern hat.“

Martin wird ein reiches Mädchen heirathen, das ich ihm aussuche. Und damit Basta!“

„Immer Geld und immer Geld!“

„Ohne Geld kann man nicht leben! Ich hinterlasse dem Martin so gut wie Nichts.“

Die Alte schwieg; sie wollte nicht sagen, daß sie die Vertraute des jungen Schulmeisters sei, und daß sie mit der vermeintlichen Mutter Lisettens in verwandtschaftlichen Beziehungen stehe. Klär hatte an ihr eine treue Pflegerin, er schätzte sie, trotz ihrer rauhen Außenseite, und wenn er ihren Abzug fürchtete, so wußte er, daß sich keine andere Person zu seiner Bedienung finden würde. Der Wirthschafterin war es übrigens nicht Ernst, sich aus dem Schulhause zu entfernen, sie hatte dem Geizhalse nur gedroht. Aehnliche Szenen wie die beschriebene waren schon häufig vorgekommen, aber stets durch die Nachgiebigkeit des Alten friedlich ausgegangen.

„Kann Sie schweigen?“ fragte der mürrische Schulmeister.

Lore antwortete dadurch, daß sie die Hände auf die Brust legte.

„Ich will Ihr glauben. So wisse Sie denn, daß bald eine große Veränderung hier vorgehen wird. Frage Sie nicht weiter; aber ich meine es gut mit Ihr und Martin. Wenn ich einmal todt bin, werdet Ihr erst begreifen, was Ihr an mir gehabt habt. Wann wird Siebel begraben?“

„Morgen.“

„Herr!“ betete der Schulmeister, „nimm Dich seiner in Gnaden an und verzeihe ihm die Sünde, die er wieder Dich gethan!“

Lore schüttelte mit dem Kopfe, als sie ihren Herrn fromm betend erblickte; sie kannte den Gleißner und würde ihn sicherlich mit Verachtung bestraft haben, wenn er ein armer Mann gewesen wäre. Aber auch sie ward von einer gewissen Berechnung geleitet, und was die Börsenspekulanten im Großen, war diese Bäuerin im Kleinen. Sie führte Manöver aus, war freundlich, grob, gefällig und abstoßend, je nachdem es der Plan erheischte, den sie auszuführen im Begriffe stand. Das leidige Interesse machte sie zu Allem fähig.

Der Schulmeister betete noch, als Martin eintrat. Er gab der Bäuerin durch ein Zeichen zu erkennen, daß sie sich entfernen möge. Sie ging, nachdem sie ihm

zugeflüſtert: „Wir ſprechen uns ſpäter!“ Klär zündete ruhig ſeine Pfeife wieder an, rauchte und legte ſich in den Stuhl zurück. Martin erſtattete Bericht über das, was im Laufe des Tages vorgefallen und ſuchte ſich dann eine Beſchäftigung an dem alten Pulte, das in einer Ecke des Zimmers ſtand. Er hoffte, daß der Alte über den Beſuch des Juſtizraths, deſſen Entfernung er bemerkt, ſich äußern werde. Aber Gottfried Klär ſchwieg und rauchte. — Es ſchlug ſechs Uhr. Martin erhob ſich ſeufzend, ergriff ein Schlüſſelbund, verließ das Zimmer und das Haus, erſchloß die Thüre der Kirche und ſtieg auf den Thurm. Gleich darauf hörte man das Läuten der Abendglocke. Martin blieb heute lange auf dem Thurme; er ſtand an dem großen Schallloch und ſah ſinnend nach dem Walde, aus dem die Zinnen des Schloſſes Elsborn emporragten.

Fünftes Kapitel.

Ein neuer Unfall.

Der Juſtizrath hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, in den Beſitz des Gutes zu gelangen. Das Billet, das ihm der Jude bei den Verhandlungen über den Verkauf eingehändigt, kam von einem Manne, deſſen Beziehungen zu dem Juriſten wir ſpäter mittheilen werden; für jetzt ſei geſagt, daß die wenigen Zeilen nicht abſchreckend gewirkt hatten. Viktor Ernſt war zu ſehr

vom Dämon der Spekulation erfüllt, als daß ihn die Bezahlung der Wechsel zum Rückzuge bewegen konnte, zumal da ihm der Zufall andere, wirksame Waffen geliefert hatte. Der Abschluß des Geschäfts mit dem Schulmeister war ein Glücksumstand, den er im Interesse seines Freundes Kaiser auszubeuten gedachte. Den neuen Angriffsplan überlegend, ging er durch den ruhigen Wald. Das Läuten der Abendglocke, die der geplagte Martin zog, hallte feierlich über die stille Landschaft hin. Viktor ward ernst gestimmt; er gedachte seiner Gattin, die er herzlich liebte, und bedauerte den Banquier, der sich des ungetrübten ehelichen Glückes nicht erfreuen sollte. Ach, hätte er gewußt, daß die arme Hermine von den Qualen der Eifersucht gefoltert wurde, daß sie sich unglücklicher fühlte als Sidonie — er würde mehr liebender Gatte als Spekulant gewesen sein.

Plötzlich hörte er die Hufschläge galopirender Pferde. In der Biegung eines Holzweges erschienen der Baron Emil und Josefine. Die junge Dame trug ein elegantes Reitkleid von schwarzem Sammt und einen feinen Männerhut mit grünem Schleier. Die frische Luft hatte ihre Wangen geröthet; ihre Augen glühten vor freudiger Erregung. Und wie geschickt wußte sie das kräftige Pferd zu leiten, wie graziös schwang sie die Reitpeitsche.

Der Baron trug ein elegantes Reitkostüm, das ihn um zehn Jahre jünger machte. Er war ganz Aufmerk-

ſamkeit für ſeine reizende Begleiterin, die in lautes Lachen ausbrach, als ſie den Juſtizrath erblickte.

„Ich dachte es mir!“ rief ſie.

„Was?“

„Der Juriſt botaniſirt.“

„Verzeihung,“ antwortete Ernſt, „ich fülle die Zeit bis zur Abreiſe mit meiner liebenswürdigen Klientin aus.“

Emil fügte in einem ſcherzenden Tone hinzu:

„Vielleicht prüft der Herr Juſtizrath das Terrain für die künftige Eiſenbahn!“

Viktor Ernſt antwortete ein wenig ironiſch:

„Eine derartige Beſchäftigung überlaſſe ich dem Juden.“

„Nicht wahr, es wäre Schade um den ſchönen Wald!“ rief Joſefine. „Nein, er ſoll den gewinnſüchtigen Aktionären nicht zum Opfer fallen. Elsborn wird ſeinen Bewohnern noch lange ein friedliches Aſyl bleiben.“

„Verzeihung,“ ſagte der Baron, „unſer Weg geht dorthin!“

„Ich gehe nach dem Schloſſe.“

„Erzeigen Sie mir eine Gefälligkeit, Herr Juſtizrath?“

„Mit Vergnügen, Herr Baron!“

„Sagen Sie meinem Bruder, daß wir ſpät heimkehren würden. Wir wollen der Moorſcheuke einen Beſuch abſtatten.“

Ernſt verneigte ſich und ging weiter. Emil und Joſefine ſprengten luſtig in den Wald hinein. Beide waren nach einigen Augenblicken verſchwunden. Das Geräuſch, das die Hufſchläge verurſachten, verhallte nach und nach. Eine Viertelſtunde ſpäter trat der Juſtizrath in den Schloßhof. Trotz ſeiner Ermüdung fragte er Liſetten, die ihm in der Hausflur begegnete, nach dem Gutsherrn; er wollte die Abweſenheit Emils und Joſefinens zu ſeinem Zwecke benützen.

„Der Herr Baron befindet ſich beſſer,“ ſagte das junge Mädchen. „Ich werde den Herrn ſogleich melden.“

„Ein Wort, mein liebes Kind!“

Liſette blieb ſtehen.

„Was befehlen Sie?“

„Martin Faber läßt grüßen. Ich habe ihn in ſeinem Dorfe geſprochen. O, erröthen Sie nicht, der junge Mann iſt mein Schützling; ich werde Nichts verſäumen, ſein Glück zu fördern.“

„Er hat ſich Ihnen mitgetheilt!“ flüſterte ſie, vor holder Scham erglühend.

„Ich weiß, daß er Sie herzlich liebt, und daß er Ihre Liebe verdient. Was auch geſchehen möge — vertrauen Sie mir.“

Es lag wirklich in der Abſicht des Juſtizraths, das Glück des jungen Paares zu befördern; ja es lag deshalb in ſeiner Abſicht, weil ſeine Spekulation es erheiſchte. Hier ging die Börſe mit dem Leben Hand in Hand.

Liſette meldete nun den Gaſt an und der Baron ließ ihn ſofort eintreten.

„Gut, Herr Juſtizrath! daß Sie kommen," redete er ihn an. „Ich habe noch Einiges mit Ihnen zu beſprechen, ehe Sie abreiſen."

Der alte Herr ſah bleich und angegriffen aus, aber er ſprach klar und zuſammenhängend. Der Juſtizrath beobachtete ihn. Der Greis mußte entweder ein ſeltſames Phänomen der Menſchennatur ſein, oder ein ſcharfſinniger Mann, der ſeine Umgebungen irre führt. Wie anders zeigte er ſich jetzt. Sein ganzes Weſen war Ruhe und Beſonnenheit, man ſah in ihm den Edelmann, der gelebt und Erfahrungen geſammelt hat. Sollte dieſe Ruhe die Folge ſeiner Philoſophie ſein? Sollte mitunter eine Geiſtesſtörung eintreten? Oder ſollte wirklich ein Verbrechen vorliegen, zu welcher Annahme die nächtliche Szene im Garten berechtigte? Ernſt konnte an das Letztere nicht glauben, da Emil, der vorſichtige Mann, ſeinen Bruder ſonſt vor dem Umgange mit Anderen bewahren würde.

Beide ſaßen in dem Sopha. Durch das offene Fenſter drang die reine Frühlingsluft in das mit Dämmerung erfüllte Zimmer. In einem Glasſchranke, dem Fenſter gegenüber, blitzten die Jagdgewehre und Hirſchfänger des Gutsherrn — eine ſtattliche Waffenſammlung.

„Mein Herr," begann der Edelmann, „unſer Geſchäft iſt zwar geordnet, und auf eine mich befriedigende Weiſe . . ."

„Ich wünſche Ihnen Glück dazu, Herr Baron! Verzeihung dem Rechtsanwalte . . ."

„Sie haben Alles gethan, was ſich mit Ihrer Pflicht vereinbaren läßt. Glauben Sie mir, ich habe Ihre Lage nicht verkannt. Doch erlauben Sie mir, auf das zu kommen, was ich Ihnen mittheilen wollte. Die junge Dame, die mir Hilfe gebracht, hüllt ſich in einen geheimnißvollen Schleier, der mir mißfällt. Sie iſt ſchön und geiſtreich — ſolche Eigenſchaften feſſeln meinen Bruder, der in Bezug auf die Frauen nicht die ſolideſten Grundſätze hegt. Mich ſchrecken ſie zurück. Ich traue den geiſtreichen Frauen nicht. Wehe dem Manne, der mit ihnen anknüpft!"

„Sie ſcheinen traurige Erfahrungen gemacht zu haben, Herr Baron!"

„Ich leugne es nicht. Eine Frau trägt die Schuld an der Bedrängniß, in der ich ſeit vielen Jahren gelebt. Sabine! Sabine!" murmelte er leiſe vor ſich hin.

Dann faltete er die Hände und ſah ſchmerzlich empor.

„Ein neues Geheimniß!" dachte Ernſt. „Ich will ihn nicht ſtören, vielleicht eröffnet er ſich mir unwillkürlich."

Der Baron Andreas zuckte heftig zuſammen.

„Verzeihung," murmelte er, „die Erinnerung hatte mich übermannt. Sie müſſen mit mir altem Manne Nachſicht haben. Wir ſprachen von der Dame."

„Von Joſefinen."

„Ganz recht. Iſt ſie Ihnen bekannt?"

„Nein. Aber da ſie über ſo große Summen verfügt..."

„Und ſo leichtſinnig!"

„Das gibt allerdings Stoff zum Nachdenken."

„Herr Juſtizrath! ſchaffen Sie mir Aufklärung!"

Ernſt zuckte mit den Achſeln.

„Ich fürchte, daß ſpäter betrübende Folgen eintreten," ſagte der Baron.

„Das iſt wohl möglich. Ich halte die Dame für eine Abenteuerin. Sie ſind ihr Schuldner und ſtehen folglich in ihrer Gewalt. Mir ſcheint, die Fremde wird zu einer Manipulation benützt, um Ihr ſchönes Gut in gewiſſe Hände zu ſpielen."

„Was ſoll ich thun?"

„Schließen Sie mit mir den Kauf ab. Ich biete Ihnen die vortheilhafteſten Bedingungen."

Die Geſichtszüge des Greiſes verriethen, daß in ſeinem Innern eine plötzliche Veränderung vorging Seine Lippen zuckten, ſein trübes Auge vergrößerte ſich ſein Athem war kurz und raſch.

„Verkaufen! Verkaufen!" murmelte er. „Mein Herr! auch Ihnen iſt nicht zu trauen!"

„Ich ertheile Ihnen nach beſten Kräften einen Rath, nichts weiter. Warum wollen Sie länger in einer Umgebung bleiben, die räthſelhaft und gefährlich iſt? Schaffen Sie ſich Ruhe!“

„Räthſelhaft und gefährlich?“

„Ja!“

„Wie meinen Sie das?“

„Soll ich ganz offen ſein?“

„Ich bitte Sie darum.“

Für den Juſtizrath war der günſtige Augenblick gekommen, den entſcheidenden Schlag zu führen. Der Baron befand ſich in der gereizten Stimmung. Dieſe mußte benutzt werden.

„Mein Herr!“ begann der Juriſt, „hören Sie mich an. Es war Nacht — das bleiche Sternenlicht erhellte matt den Garten des Schloſſes Elsborn — es war eine weiche, ſchöne Nacht — da grub ein Mann die Erde auf vor der Eremitage — er ſtöhnte tief und ſchwer — ſeine Hände bebten, ſeine Knie wankten — eine ungeheure moraliſche Kraft trieb ihn zur Eile — er füllte einen Sack mit klappernden Gegenſtänden — mit dieſer Laſt beladen verließ er den Garten, ſchritt dem Fluße zu ... doch, was iſt Ihnen, Herr Baron?“

„Nichts! Nichts!“ ſtammelte der erbleichende Greis.

Dann verhüllte er mit beiden Händen ſein Geſicht und ſtieß ein ſchmerzliches Geſtöhn aus. „Mein

Kopf, mein armer Kopf!“ jammerte er. „Aber was ist es denn?“ fragte er nach einer Pause, und seine wirren Blicke hafteten auf dem Justizrathe. „Ein Dieb hat sein Wesen in meinem Garten getrieben. Und der Diebe gibt es jetzt so viel in der Welt. Man hat mich bestohlen, beraubt — aber es muß wohl nicht viel gewesen sein, das ist eine lustige Geschichte!“ fügte er mit einem Lachen hinzu, das seine Züge verzerrte. „Und deshalb soll ich mein Gut verkaufen? da müssen triftigere Gründe vorhanden sein. Mehr Gründe, mein Herr! mehr Gründe!“

Des Edelmanns hatte sich eine krampfhafte Erregung bemächtigt. Sein Zustand war fast derselbe, den der Justizrath schon einigemal beobachtet hatte.

„Mehr Gründe?“ flüsterte er. „Ich werde sie liefern. Man sagt, der Jude Pik sei verbrannt . . .“

„Herr, mein Heiland!“ schrie der Baron auf.

„Ruhig, ruhig; wir sprechen unter vier Augen. Niemand hört uns — eine Verständigung ist ja so leicht. Der Jude Pik hat Ihren Garten betreten und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Vielleicht weiß der Mann, der an der Eremitage gegraben hat, was aus dem Juden geworden ist. Was meinen Sie — wenn der Staatsanwalt ihn befragte?“

Der Baron saß einige Augenblicke wie leblos. Alles Blut war aus seinem Gesichte gewichen, das dem eines Sterbenden glich. Es war erdfarben geworden und

war von bläulichen Tinten durchzogen. Unbeweglich saß er da wie die gemalte Figur in einem Stereoskop. Das Auge schien verglast zu sein. So verfloß eine lange, endlose Minute. Man hörte Nichts, als die langsamen, regelmäßigen Schwingungen eines Chronometers, der über dem Haupte des Barons hing. Gewaltsam richtete der Edelmann seine Blicke auf den Justizrath. Sie waren so furchtbar, so düster, daß Ernst schauderte. Diese Blicke schlossen ein ganzes Leben in sich. Das Unheimliche, Grauenhafte zu erhöhen trat plötzlich eine neue Veränderung ein. Das gräßliche Antlitz des Barons ward heiter — er lächelte. Das waren unerklärliche, entsetzliche Seelenübergänge.

Der bestürzte Justizrath erhob sich.

Auch der Baron verließ seinen Platz und schloß ruhig das Fenster.

„Bleiben Sie!“ sagte er mit tonloser Stimme. „Der Staatsanwalt wird fragen: wo ist der Jude geblieben? Ich ertheile die Antwort darauf! Ich, der Baron von Sydow.“

Er riß den Glasschrank auf und ergriff hastig ein Gewehr, das er auf den Justizrath anlegte. Dieser sprang bei Seite und schleuderte die Waffe zu Boden.

„Ah, Herr Baron, Sie wollen mich dem Juden nachsenden! Aber trotzdem bin ich nicht gefährlich — durch den Kaufkontrakt des Gutes Elsborn versichern Sie sich für ewig meines Geheimnisses.“

Der Greis brach zusammen; er sank mit dem Kopfe auf das Sopha. Nachdem er er einige abwehrende Bewegungen mit der Hand gemacht, blieb er regungslos.

In diesem Augenblicke trat Josefine lachend ein.

„Hier soll der Justizrath sein? Ganz recht — — doch, was ist das?“

„Andreas!“ rief Emil, welcher der Dame folgte.

„Der alte Herr ist krank geworden,“ sagte der Justizrath. „Senden Sie nach einem Arzte. Haben Sie für den Kranken gesorgt, so bitte ich Sie, mich auf meinem Zimmer aufzusuchen.“

Er entfernte sich. Emil hatte die Büchse aufgehoben und untersucht.

„Sie ist geladen!“ rief er. „Andreas hat eine Unbesonnenheit verüben wollen.“

„Er ist wirklich krank!“ flüsterte Josefine.

„Gott sei Dank!“ er regt sich wieder.

Man legte den Greis auf die Kissen des Sophas.

„Hinweg!“ murmelte er. „Lisette! bringe mir Wasser — ich will mir die Hände waschen! Hole das Wasser aus dem Brunnen — nicht aus dem Flusse! Die Wellen sind gelb — hu, wie sie rauschen! Tragt ihn fort — weit hinweg — jetzt könnt ihr das Gut verkaufen — ich will es nicht mehr — ich brauche es nicht — arme Lisette! ich kann Dir Dein Erbtheil nicht erhalten. Nimm das Papier — in meinem Schranke — bei dem Ringe . . .“

Liſette war herbeigekommen; ſie ſtand jammernd neben ihrem Pflegevater.

„Ich bitte, folgen Sie mir," ſagte Emil zu der jungen Dame. Es läßt ſich nicht mehr bezweifeln: die Sorgen haben meinem armen Bruder den Geiſt zerrüttet."

„Tröſten Sie ihn!" rief Joſefine heftig. „Ich leiſte Verzicht auf mein Kapital! Ja, ja, ich werde es verantworten. Der elende Mammon!"

Sie ließ ſich aus dem Zimmer führen.

Mit Hilfe des alten Brock brachte Liſette den Kranken zu Bett. Dann wurde ein Bote abgeſendet, der den Arzt holen ſollte. Nachdem Emil noch einmal den Bruder beſucht, ging er zu dem Juſtizrathe, mit dem er eine lange Unterredung hatte. Nach Beendigung derſelben berichtete ihm der Arzt, daß den Gutsherrn ein Nervenſchlag getroffen habe.

Nach der großen Aufregung herrſchte tiefe Trauer in dem Schloſſe Elsborn.

Auch Levi Markus erſchien wieder und zwar mit einer Miene, die ein entſchloſſenes Auftreten ankündigte. Man wies ihn mit dem Bedeuten zurück, daß die plötzliche Krankheit des Gutsherrn den Abſchluß des Geſchäftes unmöglich mache. Baron Emil behandelte ihn kalt und verweigerte ihm jede weitere Auskunft. Der Jude ſuchte den Juſtizrath auf. Dieſer bereitete ſich zur Abreiſe vor.

„Sie kommen gelegen, Herr Markus!"

„Ich ſtehe Ihnen zu Dienſten, Herr Juſtizrath!“

„Man wird Elsborn nun nicht verkaufen.“

„Sind Ihre Wechſel bezahlt?“

„Alle, Herr Markus! Folglich auch der Ihrer Mutter. Andreas von Sydow hat einen Schlaganfall erlitten, der ſeinem ſchwachen Verſtande den vollſtändigen Reſt gegeben — der arme Mann iſt nicht mehr zurechnungsfähig. Mit dem Edelmanne wären wir nun fertig. Wir kehren nun zu unſern eigenen Angelegenheiten zurück, die wir, ſo hoffe ich, in Köln zum Abſchluß bringen werden. Ich will jetzt nicht davon reden, daß Sie, anſtatt nach Holland zu reiſen, wie Sie mir und dem Banquier Kaiſer verſprochen, Elsborn aufgeſucht haben . . .“

Der Jude lächelte und rieb ſich die Hände, daß die Finger knackten.

„Verzeihung, mein lieber Herr!“ unterbrach er den Rechtsanwalt, „ich bin Geſchäftsmann wie Sie; man weist nicht gern einen kleinen Verdienſt von der Hand, und meine Reiſe nach Holland iſt nicht aufgegeben — ich bedaure, daß ich Ihnen hier ein Konkurrent werden mußte.“

„Hat nichts zu bedeuten, mein Freund!“ rief lachend der Juſtizrath. „Es iſt Jeder im Leben der Konkurrenz ausgeſetzt. Nun aber möchte ich wiſſen, wer Ihnen jenes Billet gegeben, das mich von dem ferneren Bieten auf das Gut abhalten ſollte — —“

Levi Markus gerieth nicht in Verlegenheit.

„Nun," rief er, „ein Bevollmächtigter der Eisenbahnkompagnie. Ich weiß nicht, was jenes Billet enthält, sondern habe nur gesehen, daß es die gehoffte Wirkung verfehlte."

Der Justizrath hatte einige Zeilen geschrieben und das Papier in ein Kouvert versiegelt.

„Hier, mein Herr! ist die Antwort auf Ihr Billet. Uebergeben Sie es dem Bevollmächtigten, jedoch wenn es möglich ist, ohne Mitwirkung der jungen Dame, die eine geheimnißvolle Macht auf Sie auszuüben scheint."

„Herr Justizrath!" rief der Jude, „jene Dame, die sich hier Josefine nennen läßt, muß mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen haben! Ich begreife nicht, wie sie hat erfahren können, daß sich für Sie ein Billet in meiner Tasche befunden."

„Sie wissen es nicht?" fragte der Justizrath mit einem Seitenblicke, der Mißtrauen verrieth.

„So wahr ich ein ehrlicher Mann bin!" versicherte der Jude. „Die Dame ist wirklich ein dämonisches Wesen, und mir um so furchtbarer, je liebenswürdiger ich sie finde. In Köln hat sie ein zartes Kind zurückgelassen, dort war sie ganz aufopfernde Mutter, lebte in den traurigsten Verhältnissen und nahm die Unterstützung des Frauenhilfsvereines an — hier tritt sie kokett und übermüthig auf und verfügt über Tausende. Was ist das? Woher kommt so plötzlich das Geld?

Sehen Sie, Herr Justizrath! um dies zu erfahren, bin ich bis jetzt fern gewesen."

„Gut; und was haben Sie erfahren?"

„Nichts, so gut als Nichts. Niemand kennt sie, Niemand hat sie früher hier gesehen. Der Baron Emil lebt mir ihr auf einem vertrauten Fuße — mir scheint, daß der alte Bonvivant in geheimnißvoller Beziehung zu der Schönen steht."

„Besorgen Sie die Antwort und gehen Sie nach Köln zurück, wo Sie mich erwarten mögen. Entziehen Sie sich mir, so kann ich nicht dafür haften, daß die Wechselangelegenheit Ihrer Mutter zu einem gedeihlichen Ende komme."

„Wie?" rief erschreckt der Jude.

Vergessen Sie nicht, daß Lea Pik die natürliche Erbin ihres Vaters ist. Der alte Mann soll bei dem Brande der Scheuer verunglückt sein . . ."

„Zweifelt man daran?"

„Weitere Nachforschungen werden es ergeben. Also auf Wiedersehen in Köln!"

Levi Markus verließ das Gut und trat den Weg nach der Moorschenke an, die er in später Nacht erreichte. Am folgenden Morgen besuchte der Justizrath mit dem Baron Emil den kranken Gutsherrn. Es hatte sich Nichts in seinem Zustande geändert; er lag regungslos mit halb erloschenen Blicken auf seinem Bette. Die Umgebung schien er nicht zu kennen; Lisette stand an

dem Fußende des Krankenlagers, sie hatte die ganze Nacht gewacht und geweint.

„Bruder! der Herr Justizrath will Abschied nehmen!“ sagte Emil mit bewegter Stimme.

Andreas von Sydow regte sich nicht. Geist und Körper des Kranken schienen gegen die Außenwelt abgestumpft zu sein. Die beiden Männer entfernten sich wieder, nachdem sie den Greis einige Augenblicke theilnehmend betrachtet hatten.

„Was gedenken Sie zu thun, Herr Justizrath?“ fragte Emil im Vorzimmer.

„Wir warten die Genesung Ihres Bruders ab. Dagegen werden Sie Ihr Versprechen halten und dafür sorgen, daß das Gut nicht in andere Hände übergehe.“

„Ich gebe wiederholt mein Wort als Edelmann,“ versicherte Emil.

„Uebrigens bleibt Alles, wie wir es verabredet haben.“

Der Reisewagen des Gutsherrn fuhr vor. Josefine küßte noch einmal die erstarrten Hände des kranken Barons, nahm von Emil Abschied und bestieg den Wagen. Der Justizrath nahm an ihrer Seite Platz. Die Reisenden beobachteten ein ernstes Schweigen, während die bequeme Equipage auf der ebenen Landstraße davonrollte. Baron Emil sah ihr lange nach; sein Humor war völlig verschwunden, er schüttelte den Kopf und ging betrübt zu dem kranken Bruder zurück, in dessen Zustande sich nichts geändert hatte.

Sechstes Kapitel.

Die Doppelgängerin.

Vierzehn Tage sind verflossen.

Der Banquier Kaiser lebte mit seiner Gattin immer noch auf demselben Fuße, den wir kennen. Sidonie gab sich keine Mühe, freundschaftliche Beziehungen herbeizuführen, sie schien sich selbst in dem Leben zu gefallen, das ihr eine gewisse Unabhängigkeit verlieh. Valentin Kaiser wußte das Dekorum zu wahren; er speiste mit seiner Gattin, bewies ihr im Beisein Anderer die ihr gebührenden Aufmerksamkeiten und besorgte mit Eifer und Ruhe seine Geschäfte.

Die Rückkehr des Justizraths hatte in dem häuslichen Leben des Banquiers keine Veränderung herbeigeführt. Beide Männer waren dergestalt von Geschäften in Anspruch genommen, daß sie der Familie nur flüchtige Augenblicke widmen konnten.

Hermine, die Gattin des Juristen, hatte den zurückkehrenden Gatten zärtlich, wenn auch nicht ganz frei von Affektation, empfangen. Sie hatte sich ja, als sie von dem Bahnhofe zurückgekehrt, überzeugt, daß Madame Seltenau mit ihrem Kinde immer noch das Landhaus des Banquiers bewohnte. Wer war nun die Schöne gewesen, die sie in der Bahnhalle gesehen hatte?

Es gab Augenblicke, in denen sie sich ihrer Eifersucht schämte. Sie sprach ihren Mann zwar frei von Schuld, verwünschte aber den Stand desselben, der ihn mit dem Leben und mit den Verhältnissen Anderer in so nahe Beziehung brachte.

Wir verfolgen den verschlungenen Faden unserer Erzählung am Besten und Leichtesten, wenn wir das Verfahren des Banquiers und des Juristen beobachten.

Der Justizrath suchte eines Morgens das erste Hotel der Stadt auf. Ohne weiter zu fragen, stieg er die Treppe hinan und öffnete auf dem Korridor des ersten Stocks eine der Thüren. Er betrat eine Art Vorzimmer. Auf sein Klopfen öffnete sich die Thüre eines kleinen Salons — Josefine empfing ihn.

„Mein Rechtsanwalt!“ rief sie in heiterer Laune.

„Ihr Rechtsanwalt, mein Fräulein! der bedauert, daß er Ihnen nicht früher zu Diensten stehen konnte. Während meiner Abwesenheit hatten sich die Geschäfte zu Bergen angehäuft.“

„Mich drängt Nichts! ob ich in Köln lebe, oder in Paris und London — mir gilt das gleich. Der Sommer trifft mich in dem Bade Pyrmont, das mir der Arzt zur Stärkung vorgeschrieben hat. Ehe ich jedoch reise, möchte ich Ihnen einen Rechtshandel anvertrauen, der endlich seine Erledigung finden muß.“

Sie zog die Glocke und befahl ein Frühstück für zwei Personen, das rasch servirt wurde. Josefine machte

die Wirthin mit einer Grazie und Anmuth, die den Juristen entzückte. Heute zeigte sich die reizende Person zwar unbefangen, aber es lag in ihrer Unbefangenheit eine herzgewinnende Zurückhaltung, die durchaus nicht mehr an die übermüthige Dame erinnerte, welche in dem Eisenbahn-Coupé eine Cigarre geraucht und mit dem Baron Emil von Sydow Spazierritte gemacht hatte. Sie trug ein einfaches Kleid von brauner Seide und einen leichten weißen Kaschmirshawl, der sich elastisch der reizenden Büste anschmiegte. Das volle Haar bildete über der schneeweißen Stirn einen Wolkenscheitel und formte sich auf dem Hinterkopfe zu einem dichten Flechtenkranze, den eine Schleife von dunkelrothem Sammt schmückte.

„Glauben Sie noch, daß Sie mich vor der Reise gesehen haben?" fragte sie lächelnd.

Der Justizrath zuckte mit den Achseln.

„Ist die Beantwortung dieser Frage unzertrennlich von unserem Geschäfte?" fragte er galant.

„Vielleicht. Doch beruhigen Sie sich, mein lieber Herr! — ich weiß, daß ich eine Doppelgängerin habe."

„Sie wissen es?" fragte der Justizrath erstaunt.

„Ich weiß es, aber ich kenne die Dame nicht. Die Aehnlichkeit derselben mit mir muß eine frappante sein, da sich selbst ein Jurist dadurch täuschen läßt. Die Gründe, die mich veranlaßten, bis heute die Kenntniß dieses Umstandes zu verschweigen, werde ich Ihnen

ſpäter darthun. Für jetzt handelt es ſich darum, ein Unrecht auszugleichen, das ich meiner Doppelgängerin wider meinen Willen zugefügt habe — vorausgeſetzt, daß ſie die ſelbe Perſon iſt, die ich in ihr vermuthe. Dies zu erforſchen, wäre nun die Aufgabe meines Rechtsanwalts."

„Ich bitte um Inſtruktionen, mein Fräulein!"

Joſefine ſpielte mit dem ſilbernen Meſſer, indem ſie lächelnd ſagte:

„Da muß ich nun wohl meinem Rechtsanwalte einen tiefen Blick in meine Familienverhältniſſe geſtatten und ihm Eröffnungen machen, die eine verſtorbene Perſon kompromittiren, eine Perſon, der ich Alles danke, was ich habe und bin. Leider kann ich nicht anders, denn ich will ein Erbe nicht länger genießen, das mit blutigen Thränen befleckt ſein muß. Schwören Sie mir, mein Herr! die Eröffnungen, die ich Ihnen jetzt machen werde, als nicht geſchehen zu betrachten, wenn Ihre Unternehmungen ohne Erfolg bleiben ſollten, und daraus weiter keine Konſequenzen zu ziehen."

„Ich verbürge Ihnen mein Ehrenwort als öffentlicher Rechtsanwalt."

Sie reichte ihm die kleine Hand.

„Wohlan, ſo will ich mich Ihnen anvertrauen!" rief ſie, nachdem ſie eine Thräne getrocknet hatte, die flüchtig über die zarte Wange rann. „Begreifen Sie nun, warum ich Ihnen mein Porträt gegeben habe?

Schon damals hatte ich die Absicht mit Ihnen anzuknüpfen, damals, als ich hörte, daß Sie warm das Interesse meiner Doppelgängerin vertraten, die mir am Herzen liegt. Und wie Sie mein Vertrauen besitzen, besitzen Sie das des Barons Emil von Sydow, der über das Schicksal seines Bruders bis zum Tode bekümmert ist."

Josefine sann einige Augenblicke nach, dann begann sie:

„Ueber meine früheste Kindheit weiß ich Ihnen nichts zu sagen; soweit meine Erinnerung reicht, erblicke ich mich als die Tochter einer Sängerin, welche mit Glück in verschiedenen großen Städten Deutschlands, Belgiens und Hollands auftrat. Meine Mutter selbst bildete mich zu ihrem Stande heran, der, wie sie sagte, der freieste der Welt sei. Aber leider hatte ich eine höchst unbedeutende Stimme und entsprach den Erwartungen durchaus nicht, die man an mich stellte. So führte ich denn ein höchst abenteuerliches Leben und theilte Glück und Unglück mit meiner Mutter, das oft rasch wechselte, wie dies bei Künstlerinnen der Fall zu sein pflegt. Nirgends hatten wir Ruhe und Rast, wir reisten von Bühne zu Bühne, von Stadt zu Stadt, je nachdem es die Verhältnisse erheischten. Ich erinnere mich, daß wir oft Tage lang zu Fuß gewandert sind. Dann wieder reisten wir in bequemen Wagen und wohnten in guten Hotels. Mir blieben diese Kontraste ein

Räthſel. Bei ſchlechten Zeiten ward ich von meiner Mutter ſchlecht behandelt, als ob ſie ihren Groll an mir auslaſſen wollte, die ich doch unſchuldig daran war. Endlich hatte meine Mutter keine Stimme mehr, und ich mußte nun als Schauſpielerin erwerben. Wo ich mich zeigte, hatte ich Glück. Die Directoren wollten mich feſſeln; meine Mutter ging auf einen dauernden Kontrakt nicht ein, ich ſollte verdienen, viel verdienen. Sie ſetzte große Hoffnung auf meine Zukunft. Ich weiß nicht, woran es lag — hatte ich kein Talent oder keine Luſt — zu etwas Außergewöhnlichem brachte ich es nicht. Mit allen Bühnenvorſtänden lebte meine Mutter in Streit, und dieſer Streit endigte in der Regel mit meiner Entlaſſung. In einem Wuthanfalle äußerte meine Mutter einſt, daß ſie beſſer gethan haben würde, wenn ſie ſtatt meiner Schweſter Louiſe mich fortgegeben hätte."

„Habe ich denn noch eine Schweſter?" rief ich aus.

„Ja, eine Zwillingsſchweſter."

„Wo iſt ſie denn?"

„Bei Deinem Vater!"

„Und wo iſt mein Vater?"

„Meine Mutter tobte, ergoß ſich in Verwünſchungen über meinen Vater und gab mir weiter keine Auskunft. Einſt fand ich Engagement bei einer reiſenden Truppe. Hier führte ich eine Zeit lang ein ziemlich ſorgloſes Leben, denn meine Mutter hatte eine Reiſe

angetreten, um sich nach meiner Schwester zu erkundigen. Plötzlich kam sie zurück. Sie war mit schönen Kleidern, guter Wäsche und mit Gelde versehen. In der Nacht mußte ich mit ihr heimlich abreisen; sie schützte vor, daß ich für eine solche Bühne zu gut sei. Wir reisten einen Tag und eine ganze Nacht. Unterwegs gab ich ihr zu bedenken, daß der arme Schauspieldirektor in große Verlegenheit geriethe, da nicht gleich eine andere Schauspielerin für mein Fach vorhanden sei."

„Bah," rief meine Mutter, „Du wirst nie wieder die Bühne betreten. Das Leben einer Schauspielerin paßt nicht für Dich, Du bist zu Besserem geboren."

„Was soll ich denn nun beginnen?"

„Du wirst zu einem alten Manne kommen, den Du Onkel nennst, damit Du ihn später beerben kannst. Mit einem Worte, Du wirst die Stelle Deiner Zwillingsschwester einnehmen, die so thöricht gewesen ist, mit einem jungen Manne zu entfliehen. Ich hoffe, Du wirst klüger sein und das Glück nicht von Dir stoßen. Man wird Dich Louise nennen und wird Dich als solche behandeln, damit Niemand an einen Wechsel der Person glaube. Füge Dich und spiele die kleine Komödie, denn Du hast das Recht, die Stelle Deiner leichtsinnigen Schwester einzunehmen. Dadurch sicherst Du Dein Glück und das Deiner Mutter, die in ihren alten Tagen betteln gehen müßte, wenn ihr nicht hilfreich die Hand geboten wird."

„Ich wollte Einwendungen machen, aber die Bitten, Befehle, Drohungen, und endlich die Thränen meiner Mutter machten mich willig, auf den Plan einzugehen, der auch schon deshalb meinen Beifall hatte, weil mir das vagirende Künstlerleben nicht behagte. Ich fühlte den Drang, eine Dame zu spielen, ohne die Mittel dazu mühsam erwerben zu müssen. Die Frage, warum meine Schwester eine günstige Stellung muthwillig aufgegeben, legte ich mir damals nicht vor, und das Recht, ihre Nachfolgerin zu werden, so glaubte ich, könne mir Niemand bestreiten.

„Auf einer Zwischenstation der Eisenbahn stiegen wir aus. Ein Wagen brachte uns in die Nähe einer Stadt, die wir gegen Abend erreichten. In einem bescheidenen Wirthshause machten wir Toilette. Dann führte mich meine Mutter durch ein Wäldchen nach einem reizenden Landhause, das inmitten eines großen Parkes lag. Es mußte eine fürstliche Besitzung sein."

„Hier wirst Du wohnen," sagte meine Mutter. „Außerdem wird es von Dir abhängen, derinst die Besitzerin dieses Gutes zu sein."

„Und Du, Mutter?" fragte ich.

„Wenn es Dir wohl ergeht, mein Kind! wird es auch mir an Nichts mangeln. Wir sprechen mehr über diesen Punkt, wenn Du eingerichtet bist."

Während dieses Gesprächs waren wir durch den prachtvollen Garten gegangen. Trotz der herrschenden

Einſamkeit ward Alles mit einem Fleiße gepflegt, als ob es zur Luſt und Freude von Tauſenden dienen ſollte. Nie hatte ich ſo herrliche Laubgänge, ſo romantiſche Grotten, ſo liebliche Pavillons und ſo großartige Fontainen geſehen. Auf den Beeten dufteten die koſtbarſten Blumen und in den ſchattigen Hainen ſangen die Vögel. Vor uns lag das elegante Landhaus, deſſen Freitreppe mit blühenden Orangen geſchmückt war. Hier und da war ein Gärtner mit Säubern und Ordnen beſchäftigt. Ein ganz anderer Himmel ſchien ſich über mir auszuſpannen, eine ganz andere Luft ſchien hier zu wehen. Das war ein Aufenthalt nach meinem Geſchmacke. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß der Plan meiner Mutter ſcheitern könne, daß man mir ein Paradies zeigte, um mich an der Schwelle desſelben zurückzuſcheuchen.

„Wir betraten das Landhaus. Das Innere desſelben übertraf die Erwartungen noch, die das Aeußere erweckte. Die Einrichtung zeigte von einem fürſtlichen Vermögen, von Geſchmack und Behaglichkeitsliebe. Meine Mutter zitterte am ganzen Körper, als ſie durch die köſtlichen Hallen ſchritt, die das Abendroth vergoldete.

„Eine alte Dienerin empfing uns; ſie grüßte meine Mutter wie eine Bekannte. Als ſie mich erblickte, fuhr ſie erſchreckt zurück.“

„Was ſagen Sie, Babet?“ fragte meine Mutter.

„O, nun iſt Alles gut!“ rief die Alte. „Man möchte ſchwören, die undankbare Louiſe zu ſehen, die ihren

frevelhaften Uebermuth bereuen wird. Sie hat großes Unheil hier im Hause angerichtet. Nehmen Sie Platz, ich melde Sie meinem Herrn, der Sie mit Ungeduld erwartet hat."

Die Alte entfernte sich.

„Wer ist denn der Herr?" fragte ich nun.

„Der Domherr P."

„Ein Domherr? Also ein Geistlicher?"

„Nein, mein Kind! Herr P. war früher Notar und führt als Verwalter geistlicher Stiftungen diesen Titel. Er hat sich längst von Geschäften zurückgezogen und verlebt nun in ruhiger Beschaulichkeit seine alten Tage, die ihm Deine Gegenwart versüßen soll."

„Wir konnten nicht lange sprechen, denn Babet kam zurück, um uns anzukündigen, daß der Domherr uns erwarte. Wir traten nun in einen Salon, dessen Glasthüre, die zu einer Terrasse führte, geöffnet war. Ein kleines, eisgraues Männlein empfing uns. Der erste Eindruck, den der Domherr auf mich machte, hat sich nie verwischt. Denken Sie sich eine ganz kleine, zierliche Gestalt, einen kleinen Kopf mit schneeweißen Haaren, die dem Anscheine nach künstlich gelockt waren, tausend feine Furchen in dem weißen Gesichte mit großen, hellen Augen, die stets lächelten, denken Sie sich zarte, blendend weiße Hände, die Brillantringe schmückten, denken Sie sich die moderne Toilette eines Jünglings von zwanzig Jahren — feinen schwarzen Frack,

weiße Atlaskravatte, Weſte von gelber Seide mit Blumen, ſchwarze Pantalons und lackirte Stiefel — nehmen Sie dazu das ſüßliche Weſen eines ſchmachtenden Liebhabers, und Sie ſehen den Domherrn P. vor ſich, den Beſitzer jenes prachtvollen Landhauſes. Ich weiß nicht mehr, ob mich der Blumengeruch in eine nervöſe Aufregung verſetzte, oder der Duft wohlriechender Waſſer, der den Kleidern des Domherrn entſtrömte. In jenem Augenblicke dachte ich, das iſt eine köſtliche Figur, eine Art Abbé, wie er uns in franzöſiſchen Romanen und Luſtſpielen geſchildert wird. Ich muß geſtehen, daß der kleine Herr einen angenehmen Reiz für mich hatte."

„Meine Tochter Joſefine!" ſagte meine Mutter.

„Unverkennbar, unverkennbar!" rief der Domherr, mit ſanfter Stimme. „Iſt das Fräulein unterrichtet?"

„Von Allem."

„Und Sie fügen ſich, mein liebes Kind?"

Ich gab durch eine Verneigung meine Zuſtimmung zu erkennen.

„Vortrefflich, ſo kann ich die undankbare Louiſe vergeſſen, die ohne Zweifel einem traurigen Looſe entgegengeht."

„Während ich mit Babet einen Gang durch den Park machte, hielt meine Mutter eine lange Unterredung mit dem Domherrn. Dann nahmen wir ein köſtliches Nachteſſen ein. Nach dem Eſſen ſang ich einige Lieder zu dem Piano, die den kleinen Herrn entzückten;

er küßte mehr als einmal meine Hände und ſchenkte mir denſelben Abend noch einen koſtbaren Diamantring. Babet wies mir das Zimmer an, das meine Zwillingsſchweſter bewohnt hatte. Es war ein ſo reizender Ort, daß ich nicht begriff, wie man es muthwillig hatte verlaſſen können. Außerdem fand ich eine koſtbare Garderobe vor, die mir genau paßte. Alles vereinigte ſich, um die Eitelkeit eines jungen Mädchens völlig zu befriedigen. Bücher und Muſikalien waren im Ueberfluß vorhanden — es war mit einem Worte für Alles geſorgt.

„Meine Mutter blieb den folgenden Tag noch in dem Landhauſe; am Morgen des zweiten Tages reiste ſie heiter und zufrieden ab. Ich habe ſie nicht wiedergeſehen. Meine nächſte Sorge war nun, mich einzurichten. Langweile empfand ich nicht, die Stunden verfloßen mir raſch.

„Einſt ſuchte mich der Domherr in meinem Zimmer auf; er war freundlich und zuvorkommend wie immer. Mir ſchien, als ob er noch größere Sorgfalt auf ſeine Toilette verwendet hätte.

„Mein Kind!“ ſagte er, „ich möchte ein Wort über Ihre Obliegenheiten mit Ihnen ſprechen, wenn das, was ich fordern muß, als Obliegenheiten zu betrachten ſind. Ihre Schweſter hat mein Vertrauen auf eine ſchnöde Weiſe gemißbraucht — trotzdem werde ich Ihnen keinerlei Beſchränkungen auferlegen, Sie mögen ſich im Bereiche meines Beſitzthums nach Gefallen be-

wegen. Von Ihnen wird das Glück Ihrer Mutter und Ihr eigenes abhängen."

„Was habe ich zu thun, mein Herr?"

„Nicht viel. Sie laſſen ſich Louiſe nennen und repräſentiren Ihre Schweſter in jeder Beziehung. Sie haben ſich nie aus dieſem Landhauſe entfernt, laſſen ſich wie Ihre Schweſter behandeln, gehen auf die Vergangenheit ein, wenn man Sie daran erinnert, und ſuchen eine Täuſchung vollſtändig zu machen, die Ihnen erlaubt iſt. Auf dieſe Weiſe nützen Sie auch Ihrer Schweſter Louiſe, die man ſonſt verfolgen würde, denn ſie hat ſich nicht nur des Mißbrauchs meines Vertrauens, ſondern auch eines Verbrechens ſchuldig gemacht, deſſen Beſtrafung Ihre ganze Familie und vor allen Dingen Ihre Mutter kompromittiren würde, die ſich kaum eines ruhigen Lebens zu erfreuen begonnen hat. Ich würde mich deutlicher erklären; aber es iſt unnütz, den Schleier von einer traurigen Vergangenheit zu ziehen, wenn auf dieſe Weiſe eine frohe Zukunft herbeigeführt werden kann. In Ihrer Hand liegt es alſo, Ihre Mutter und Ihre Schweſter vor Schmach und Strafe zu bewahren. Sie ſind der Welt gegenüber meine Mündel, und wenn ich einmal ſterbe, werden Sie meine Erbin. Unternehmen Sie Nichts, ohne mich vorher davon in Kenntniß zu ſetzen. Theilen Sie mir Alles mit, was Ihnen geſchieht. Vor allen Dingen ſuchen Sie die Annäherung junger Leute zu vermeiden. Für jetzt werden Sie ein-

ſam leben, werden ſich unter meiner Leitung zu einer vornehmen Dame heranbilden, die ſpäter würdig in die große Welt tritt, um ſich eines geachteten Namens und eines großen Vermögens zu erfreuen. Bewahren ſie ſich die volle Unabhängigkeit Ihres Herzens, damit Sie ſpäter eine vortheilhafte Verbindung eingehen können, die man für Sie projektirt hat. Das Geheimniß, deſſen Bewahrer ich bin, iſt guter Natur — aber es handelt ſich um Ihr Vermögen, und darum ſeien ſie vorſichtig und vertrauen Sie mir, der ich nicht nur Ihr Vormund, ſondern auch Ihr Freund und Lehrer bin. Jetzt wiſſen Sie Alles, was Ihnen vor der Hand zu wiſſen frommt.

„Nichts war leichter, als ein Verſprechen zu erfüllen, das mir ſo viele Vortheile bot. Ich gelobte mit Hand und Mund, eine treue und folgſame Mündel zu ſein.

„Schon am nächſten Morgen ſollte ich an meine Schweſter erinnert werden. Ich hatte einen Spaziergang in den Wald gemacht, um Beeren zu pflücken. In dem Augenblicke, als ich den Park wieder betreten wollte, tritt ein junger Mann, eine Art Student, an mich heran, nennt mich Louiſe und erinnert mich an ſeinen Freund Albert. Ich glaubte meine Schweſter zu kompromittiren, leugnete jede Bekanntſchaft und eilte davon. Daß der Fremde mich für Louiſen gehalten, war klar.

„Ah," dachte lächelnd der Justizrath, „dies ist das Begegnen, von dem mir Martin Faber erzählte. Würden Sie sich des jungen Mannes wieder erinnern?" fragte er laut.

„Ich glaube kaum, denn ich war so befangen, daß ich ihn nur flüchtig angesehen habe. Auch hat dieses Begegnen mit ihm vor einigen Jahren stattgefunden. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich bei reiflicher Ueberlegung bedauerte, nicht weiter mit dem Fremden gesprochen zu haben, denn ich hätte gern Einzelnheiten über meine Schwester in Erfahrung gebracht. Soviel glaubte ich übrigens annehmen zu können, daß die Liebe in dem Leben Louisens eine Rolle spielte, eine Annahme, die sich später gerechtfertigt hat.

„Der Domherr unterrichtete mich in fremden Sprachen, und eine bejahrte Französin, die aus der Stadt kam, unterwies mich im Klavierspiel. Was ich wünschte ward herbeigeschafft, und so verfloß der Sommer auf die angenehmste Weise.

„Der Herbst war gekommen. Mein Vormund sprach von einer Reise nach Brüssel und deutete an, daß wir den Winter in der belgischen Hauptstadt verleben würden, damit ich mich in den feinen Salons bewegen lerne. Das war mir schon recht, denn ich sehnte mich nach glänzendem Umgange. Eine große Dame zu spielen war ja von jeher mein Lieblingswunsch gewesen.

„Um diese Zeit erschien eine Dame in dem Landhause, eine schöne imposante Gestalt. Ich stand an dem Bassin und fütterte die Goldfische, die ich mit besonderer Vorliebe hegte. Der unerwartete Besuch überraschte mich. Auch die Fremde war überrascht, fast erstaunt, als sie mich erblickte. Sie sah mich lange forschend an, als ob sie aus meinen Zügen etwas herauslesen wollte. Stolz und Würde sprachen sich in ihrem Benehmen aus.

„Kann ich den Domherrn sprechen?“ fragte sie endlich mit bewegter Stimme.

„Mein Vormund befindet sich in seinem Zimmer.“

„Wollten sie wohl meine Anmeldung übernehmen?“

„Sie überreichte mir eine Karte.

„Gern!“

„Unterwegs warf ich einen Blick auf das glänzende Papier. Ich las die Namen: „Albertine Bernhardt, geborene von Lisinsky.“ Der Besuch war also eine adelige Dame. Der Domherr verbarg sein Erstaunen, als er die Namen gelesen hatte.

„Wo ist die Dame?“ fragte er.

„In der Veranda.“

„Und sie hat Sie gesehen?“

„Ja. Ich übernahm die Anmeldung, da Babet nicht zugegen ist.“

„Der Alte überlegte einige Augenblicke. Der Besuch schien ihn in Verlegenheit zu setzen; seine stete

Freundlichkeit hatte einer ernſten Stimmung Platz gemacht.

„Gut, ich werde die Dame empfangen," ſagte er endlich. „Aber nicht hier — führen Sie ſie in das Beſuchszimmer und laden Sie ſie ein, Platz zu nehmen."

„Ich kam der Weiſung nach. Zwei Minuten ſpäter befand ſich die Dame in dem prachtvollen Beſuchszimmer, das, ſo lange ich denken konnte, kein Beſuch betreten hatte. Die Decenz erforderte, daß ich der Dame Geſellſchaft leiſtete, bis mein Vormund ankam. Ich blieb, aber es fiel mir ſchwer, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Die Fremde hatte die erſten Jugendjahre längſt hinter ſich, es zeigten ſich bereits einige graue Härchen auf ihrem Haupte — aber ſie war immer noch ſchön, ich möchte ſagen, majeſtätiſch ſchön. Ihr Benehmen war würdevoll und gemeſſen, ohne ſteif zu erſcheinen. So hatte ich mir eine Dame von hohem Range gedacht.

„Mein Kind!" begann ſie liebreich, „Sie ſind die Mündel des Herrn P.?"

„Ja, Madame!"

„Louiſe?"

„Ich verneigte mich. Dabei fühlte ich eine glühende Hitze in meinem Geſichte; mir war, als ob ich mich unter den ſtrengen Blicken eines Richters befände. Die Rolle, die zu ſpielen ich übernommen, war doch nicht ſo leicht. Nun, es war ja die erſte Szene, und ich

wußte aus Erfahrung, daß jede Künſtlerin eine erſte Befangenheit zu beſiegen hat.

„Die Dame beobachtete mich, wie mir ſchien, ſehr bewegt.“

„Seit wie lange ſind Sie in dieſes Landhaus zurückgekehrt?“

„Seit wie lange? Sie irren, Madame! ich bin nie fort geweſen. So lange ich denken kann . . .“

„Mein Gott! Sie wären nicht verreist geweſen?“ rief die Dame in höchſter Ueberraſchung.

„Nein.“

„Mein liebes Kind! erſparen Sie ſich die Mühe, mich zu täuſchen. Wenn ich Ihnen ſage, daß ich die Mutter Alberts von Liſinsky bin, welche die romantiſche That ihres Sohnes zwar nicht rechtfertigt, aber jetzt, da ſie einmal geſchehen, auch nicht verdammt, ſo werden Sie mir wohl Ihr Vertrauen ſchenken. Ich bin gekommen, um die ernſte Angelegenheit mit Ihrem Vormunde zu ordnen.“

„Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte. Soviel aber ſchwebte mir deutlich vor, daß hier Aufklärung über meine Schweſter zu erlangen ſei, mithin auch über meine Mutter. Ehe ich zu einem Entſchluſſe gelangen konnte, trat der Domherr ein. Die Fremde erhob ſich würdevoll; ſie ſchien mit großem Erſtaunen den kleinen Mann zu betrachten. Dieſer bat mich artig, das Zimmer zu verlaſſen. Ich ging mit dem feſten

Vorsatze, das Gespräch zu belauschen. Die Einrichtung des Landhauses war mir längst bekannt. Jetzt galt es, mich zu überzeugen, daß ich vor Babet sicher sei, die nach Kräften die Interessen ihres Herrn zu fördern suchte und mich heimlich beobachtete. Ich sah die Alte tief im Garten zwischen den Obstbäumen, wo sie die Arbeit der Gärtner leitete. Einer Magd gab ich Auftrag, das Haus zu bewachen und fügte hinzu, daß ich einen kurzen Spaziergang durch den Wald machen wollte.

„Verlassen Sie sich auf mich!“ versicherte die Magd.

„Ich entschlüpfte über die Veranda, und gelangte mit leichter Mühe auf einen kleinen Balkon, der zu einem Kabinette führte, das an das Besuchszimmer grenzte. Thüren und Fenster standen offen. Das Kabinet ward durch eine mit grünen Vorhängen versehene Glasthüre von dem Hauptzimmer getrennt. Bald hatte ich meinen Platz so genommen, daß ich die beiden Personen beobachten konnte, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Mein Vormund war überaus freundlich; er lächelte und sah auf seine weißen Hände. Die Dame aber schien stumm vor Erstaunen zu sein, denn sie stand aufrecht neben dem Sessel, auf dessen Lehne sie sich stützte. Mir kam es vor, als ob sie ein wenig schwankte.

„Mein Herr!“ rief sie mit bebender Stimme, „Sie treiben die Mystifikation zu weit! Jene junge Dame ist die Gattin meines Sohnes.“

„Ich wiederhole Ihnen, daß Sie irren, Madame! wenn eine Trauung ſtattgefunden hätte, müßte ich doch darum wiſſen. Louiſe hat nicht einen Tag mein Landhaus verlaſſen. Uebrigens laſſen Sie uns ruhig verhandeln, vielleicht können wir durch gegenſeitigen Austauſch der Gedanken und Anſichten eine Verſtändigung herbeiführen. Zunächſt erklären Sie mir nur, wie Sie auf den Gedanken kommen, daß meine Mündel die angetraute Gattin Ihres Sohnes ſein ſoll.“

Madame Bernhardt faßte ſich in Geduld; ſie nahm ihren Platz wieder ein und ſagte:

„Mein Sohn beſitzt einen natürlichen Hang zur romantiſchen Schwärmerei, und ich geſtehe gern zu, daß ich in der Ueberwachung desſelben ein wenig läſſig geweſen bin. Albert hat lange und heimlich in einem zärtlichen Verhältniſſe zu Ihrer Mündel geſtanden. Er unternahm eine Ferienreiſe in die Gegend von Lübeck. Statt daß er zur beſtimmten Zeit zurückkehrte, ſandte er mir einen Brief aus Kopenhagen, worin er mir ſchrieb, daß er Louiſe, die Mündel des Domherrn P., entführt habe und jetzt mit ihr getraut ſei. Meinen Schrecken können Sie ſich denken. Zugleich ſandte er mir dieſes Porträt ſeiner jungen Gattin, die er als Urbild von Tugend und Liebenswürdigkeit ſchildert. Albert bittet mich, zugleich im Namen Louiſens, Ihre Verzeihung zu erwirken, damit er zurückkehren könne. Was hilft es, wenn wir nachträglich zürnen? Was

Gott zuſammengefügt hat, kann der Menſch nicht löſen. Ich entſchloß mich alſo, zu Ihnen zu gehen. Bei meinem Eintritte in dieſes Haus ſehe ich nun dieſelbe junge Dame, deren Porträt man mir überſendet. Nach dem Briefe, den ich geſtern erhielt, muß das neuvermählte Paar in Kopenhagen ſein — erklären Sie mir, mein Herr! den wunderbaren Zuſammenhang dieſer Dinge."

„Der Domherr zuckte lächelnd die Achſeln.

„Wie ſoll ich Ihnen mein Erſtaunen zu erkennen geben!" rief er aus. „Man hat ſich einen Scherz mit Ihnen erlaubt. Meine Mündel haben Sie geſehen — es würde dies unmöglich ſein, wenn ſie ſich in Kopenhagen befände."

„Aber das Porträt!" rief die Dame. „Das Porträt trägt den Poſtſtempel „Kopenhagen."

„Ich vermag Ihnen keine Aufklärung zu geben."

„So berathen wir gemeinſame Schritte."

„Verzeihung, ich finde keine Veranlaſſung. Meine Verhältniſſe kollidiren nicht im Geringſten mit den Ihrigen. Laſſen Sie Ihren Sohn mit Gattin kommen . . ."

„Ich werde ſelbſt nach Kopenhagen reiſen."

„Deſto beſſer! Erfreuen Sie mich durch einen Bericht, wenn Sie von der Reiſe zurückkehren."

„Die Dame erhob ſich, grüßte und verließ das Zimmer. Mein Vormund begleitete ſie. Ich entſchlüpfte aus dem Kabinette und ſtand wieder neben dem Baſ-

ſin, als die beiden Perſonen erſchienen. Madame Bernhardt betrachtete mich mit ſeltſamen Blicken, während ſie an mir vorüberging. Die arme Frau erregte mein Mitleid, denn es ließ ſich nicht verkennen, daß ſie mit ſchwerem Herzen den Rückweg antrat. So war ich denn hinter eine That meiner Schweſter gekommen, von der ich nicht wußte, ob ich ſie billigen oder verdammen ſollte. Louiſe hatte ſich ohne die Einwilligung des Vormunds verheirathet, das war Alles! Und wahrlich, ſie mußte ihren Mann wohl recht lieb haben, da ſie glänzende Verhältniſſe aufgegeben hatte, um ihm zu folgen. Es bemächtigte ſich indeß meiner eine Beſorgniß, nämlich die, daß meine Schweſter gewiſſe Rechte haben und mich, die man ſtatt ihrer eingeſchmuggelt, früher oder ſpäter verdrängen könne. Außerdem mußte ich mir auch ſagen, daß die Möglichkeit anzunehmen ſei, Louiſe habe ſich Vergehen zu Schulden kommen laſſen, die ich in meiner Stellung zu verantworten haben würde. Wenn ich nun die früher ausgeſprochene Drohung des Domherrn bedachte und die Heimlichkeit der Angelegenheit überhaupt, ſo mußte ich zu dem Entſchluſſe gelangen, nach allen Seiten hin ſcharf zu beobachten und dem geſchmeidigen Vormunde, der mich offenbar zu wichtigen Zwecken benutzte, auch unbedingt zu trauen. Ueber die Thätigkeit meiner Mutter konnte ich mir kein Urtheil bilden, aber ich nahm an, daß ſie zu einer Spekulation ihre Hand reichte.

„Denſelben Abend fuhr der Domherr zur Stadt. Es gehörte dies zu den Seltenheiten, und darum ſchloß ich, daß der Beſuch der Dame den Anlaß dazu gegeben. Am folgenden Morgen beim Frühſtück bemerkte ich, daß der kleine Herr nicht ſo ruhig als ſonſt war. Er lächelte zwar, aber ſein Lächeln hatte eine Beimiſchung von Beſorgniß. Nachdem die alte Babet ſich entfernt hatte, ſagte er:

„So kommt man hinter die Schliche der ſaubern Louiſe! Sie entflieht mit einem Abenteurer und verheirathet ſich. Die Undankbare wird es bereuen.“

„Haben Sie das erſt geſtern erfahren?“ fragte ich.

„Jene Dame brachte mir die Nachricht, die mich weiter nicht intereſſiren würde, wenn Sie nicht darunter zu leiden hätten.“

„Ich? Wie iſt das möglich?“

„Louiſe hat Werthpapiere im Betrage von zehntauſend Thalern mit ſich genommen. Um ſo viel iſt Ihr Vermögen alſo ſchon geſchmälert. Was nun der junge Ehemann noch unternehmen wird, um Geld zu gewinnen, müſſen wir abwarten. Ich erinnere Sie daran, daß ich Ihr Vormund bin und ernſte Pflichten zu erfüllen habe.“

„Lieber Herr! wer iſt denn nun mein Vater?“

„Sie werden ihn dieſen Winter ſehen. Bleiben Sie Ihrem Verſprechen getreu und machen Sie Ihre leichtſinnige Schweſter vergeſſen, ſo werden Sie an ein

ſchönes Ziel gelangen. Ich ſtehe zu Ihnen mit Leib und Leben."

„Wie aber kommt es," fragte ich, „daß Sie ſich für meine Mutter und mich ſo ſtark intereſſiren?"

„Der kleine Herr ergriff meine Hand und küßte ſie — zum erſten Male.

„Nicht Ihretwegen allein," ſagte er zärtlich lächelnd „habe ich die gewagte Intrigue eingeleitet; es gibt noch einen Mann, der mir ſein köſtliches Gut, ſeine Tochter anvertraut hat. Dieſe Tochter ſind Sie. Ein glücklicher Zufall führte Ihre Mutter zu mir — wir haben wieder eine Louiſe und Ihr Vater hat wieder eine Tochter. Glauben Sie mir, ich führe dieſe Täuſchung nur zum Heile des guten Herrn aus. Und ſind Sie nicht eben ſo gut ſeine Tochter, als Louiſe? Die Heimlichkeit, die ich beobachte, ſetzen Sie auf Rechnung Ihrer Mutter, die ſich des Vertrauens nicht würdig bewieſen, das ſie fordert. Für jetzt will ich Ihnen nur ſagen, daß die unglückliche Frau mit ihren Kindern Spekulation treibt, ein Bemühen, das dem alten Herrn in tiefſter Seele verhaßt iſt. Darum hat er ſich zurückgezogen und mir ſeine Familienangelegenheiten übertragen. Er beſitzt in dieſer Welt Nichts, das ſeinem Herzen Freude macht, als ſeine Tochter. Würde ihm dieſe entzogen, er würde unglücklich ſein. Die Erbin ſeines Vermögens und ſeines Namens ſoll eine gediegene und den Verhältniſſen gemäße Erziehung genießen. Daß die Einflüße der Mut-

ter vermieden werden, ist eine nothwendige Bedingung. Dieses Landhaus ist eigens für Louise erworben — mißlingt die Erziehung, so hat meine Mündel Nichts zu erwarten. Das ist Alles, was ich Ihnen für jetzt mittheilen kann."

„Und wahrlich, es war auch genug, um mich zum ernsten Nachdenken aufzufordern. Sie sehen, Herr Justizrath! daß ich in eine Lage geworfen ward, die neben dem Verlockenden auch noch die Eigenheit hatte, daß sie mir die Durchführung einer Rolle auferlegte, die Muth und Verstellung erforderte. Ich war leichtsinnig genug, auf Alles einzugehen, natürlich mit dem festen Vorsatze, meiner Schwester und meiner Mutter zu nützen. Sehnsüchtig erwartete ich nun die Zeit, in der ich meinen Vater kennen lernen sollte. Der Domherr sorgte in liebenswürdiger Zuvorkommenheit für Alles, er kaufte selbst ein Pferd, daß ich reiten konnte. Langweile lernte ich nicht kennen. Beaufsichtigung fand nicht statt, man ließ mir volle Freiheit. So verfloß der Herbst.

„Da trat eines Abends Babet in mein Zimmer. Sie war erregt und ängstlich. Ich merkte es, obgleich sie es zu verbergen suchte.

„Fräulein Louise! packen Sie Ihre Koffer."

„Warum?"

„Wir werden morgen Früh nach Brüssel reisen."

„Das kommt ja sehr schnell," meinte ich überrascht.

„Ihr Vormund hat Briefe erhalten, die zur größten Eile auffordern. Ich glaube, es ist ein Krankheitsfall eingetreten. Darum säumen Sie nicht; ich werde Ihnen helfen. Wir werden wohl den ganzen Winter in Brüssel bleiben."

„Gegen zehn Uhr standen die Koffer gepackt in dem Zimmer. Ich war so aufgeregt, daß ich keinen Trieb hatte, das Bett aufzusuchen. Um mich zu zerstreuen, öffnete ich das Piano und spielte. Plötzlich fiel ein harter Gegenstand geräuschvoll in das Zimmer. Ich sprang auf — hinter mir lag ein Stein und an diesem Stein war ein Papier befestigt. Das Geschoß war durch das offene Fenster eingedrungen. Ich öffnete das Papier. Es enthielt folgende Zeilen:

„Reisen Sie ohne Furcht, es wacht ein Schützer über Sie. Der Domherr ist ein Schelm, er wird Sie um Ihr Vermögen betrügen, wenn er Sie nicht heirathen kann. Stellen Sie sich so lange gefügig, bis Sie das Testament Ihres Vaters in Händen haben, der schwer erkrankt ist."

„So fehlte zur vollständigen Romantik Nichts mehr — ich hatte auch einen geheimnißvollen Schützer. Uebrigens fühlte ich Muth genug, um es mit der Hölle aufzunehmen. Der kleine Domherr kam mir nicht gefährlicher vor, als die alte Babet, die mich mit großer Ehrfurcht behandelte und bediente. Aber wer war die Person, die sich mir als Schützer angekündigt hatte?

Ich überlegte: zu den Bewohnern des Landhauſes konnte ſie nicht gehören. Wie war ſie mitten in der Nacht zu dem Fenſter gelangt? Wie konnte ſie den Plan des Domherrn kennen, der gegen alle Welt ſo zurückhaltend verfuhr und mir gegenüber das Benehmen eines Erziehers beobachtete? Ich beſchloß, den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten und meine Intereſſen ſo gut als möglich zu wahren.

„Die Nacht verfloß. Am nächſten Morgen fuhr ein bequemer Reiſewagen vor, mit Extrapoſtpferden beſpannt. Außer Babet, welche Kammerfrauendienſte bei mir verſehen ſollte, begleitete uns Niemand. Die Bewachung des Landhauſes ward dem alten Gärtner übergeben. So reisten wir den ganzen Tag. Der Domherr, ich muß es geſtehen, unterhielt mich ſehr angenehm; er war ein vollkommener Galanthomme. Wäre ich weniger eingeweiht geweſen, ich hätte ſein vorgerücktes Alter vergeſſen können. Babet ſaß in dem Kabriolet, das hinten an dem Wagen angebracht war. Alles ging gut. Nur Eines fiel mir auf: wir benutzten die Eiſenbahnen nicht, trotzdem wir Eile hatten, das Ziel der Reiſe zu erreichen. Um keinen Verdacht zu erwecken, hütete ich mich, eine Bemerkung darüber zu machen. Wir paſſirten Köln, Aachen und erreichten die belgiſche Grenze — mir ward dies klar, als die Douaniers Viſitation hielten. Der Domherr kürzte dieſe Procedur durch ein Geldgeſchenk ab. Wir wollten an demſelben Tage Lüttich noch er-

reichen. Aber der Menſch denkt und Gott lenkt. Der Poſtillon, der, wie ſich ſpäter herausſtellte, betrunken war, raste einen abſchüſſigen Berg herab und unſer Wagen kollidirte dergeſtalt mit einem uns entgegenkommenden Laſtwagen, daß er eine arge Verletzung erlitt. Wir hatten Mühe, uns in dem Fond aufrecht zu erhalten. Die arme Babet lag jammernd am Boden; ſie behauptete, einen harten Stoß auf den Kopf erhalten zu haben. Der Poſtillon zankte und prügelte ſich mit dem Fuhrmann — jede der ſtreitenden Parteien wollte die Schuld an dem Unfalle von ſich abwälzen.

„Der Domherr verlor ſeine Ruhe nicht; er ſtiftete Frieden und ließ den beſchädigten Wagen mit Hilfe des Fuhrmanns nach dem nächſten Dorfe ſchaffen, das eine halbe Stunde ſeitwärts von der Landſtraße lag. Der Abend war angebrochen, als wir das Dorf erreichten. Hier bot ſich uns eine traurige Ausſicht für die Nacht. Von einem anſtändigen Gaſthauſe war keine Spur vorhanden; der Dorfſchmid unterhielt zugleich die Schenke, die Fremde beherbergte. Werkſtatt, Wohnzimmer, Stallung für die Hausthiere und Schlafgemach — Alles befand ſich in einem großen Raume, in deſſen Mitte ein Feuer brannte, über dem an einer Kette ein großer Keſſel hing. Unter andern Umſtänden würde mir die belgiſche Dorfſchmiede ſehr romantiſch erſchienen ſein; bei der Ausſicht aber, hier eine lange Herbſtnacht verbringen zu müſſen, kam ſie mir abſchreckend vor.

„Der Schmid begann sofort die Reparatur des Wagens. Die Schmidin, eine muntere Bauersfrau, besorgte ein frugales Abendessen und wies mir einen Verschlag an, in dem ein Bette stand. Daß ich das Bett der kranken Babet überließ, versteht sich von selbst. Ich nahm einen großen Lehnstuhl in Beschlag, der in der Nähe der Küche stand. Der Domherr hatte eine Bank tief im Hintergrunde ausfindig gemacht. Der Blasebalg schnob, das Feuer sauste und die Gesellen hämmerten. Es war schauerlich schön! An dem geöffneten Thore stand unser Reisewagen.

„Wohl eine Stunde hatte ich in meinem Stuhle gesessen und diesem Schauspiele zugesehen. Ich war müde, konnte aber nicht schlafen. Bei dem hellen Scheine des Feuers bemerkte ich, daß der Domherr zusammengekauert auf der Bank saß und der Natur ihren Tribut zollte — der alte Stutzer schlief fest. Aus dem Kragen des Reisepelzes sah nur der Kopf hervor, den eine Mütze von schwarzer Seide einhüllte. Ich mußte lächeln bei dem Gedanken, daß dieser alte Knabe noch Heirathsprojekte hegte. Die Zeit zum Schlafen war da, und er mußte schlafen, um mich kümmerte er sich nicht. Es war mir lieb, daß ich mir selbst überlassen blieb. Nach und nach verbreitete sich eine drückende Hitze in der Schmiede. Ich hüllte mich in meinen Mantel und trat in das Freie. Es war kühl, von dem klaren Himmel flimmerten die Sterne. In dem Dorfe erklang das Horn und

der Gesang des Wächters. Vor mir glänzte die blanke Fläche eines Teiches, dessen Wasser rauschend über ein kleines Wehr floß. Hinter mir lag die Schmiede, deren Inneres einer Hölle glich. Die Landschaft war so friedlich, so still, daß ich mich zu einem Spaziergange entschloß. Kaum hatte ich mich zwanzig Schritte entfernt, als ich einen Reiter erblickte, der sich langsam der Schmiede näherte. Er stieg ab, übergab sein Pferd einem Arbeiter und kam zurück, nachdem er mit diesem einige Worte leise gesprochen hatte. Der Reisewagen schien seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er betrachtete ihn von allen Seiten. Bei dem Feuerscheine, der aus dem Innern der Schmiede drang, konnte ich sehen, daß der Fremde ein junger Mann war. Seinen Kopf bedeckte ein runder Hut mit breiter Krämpe. Der Oberrock, den er trug, war bis an den Hals fest zugeknöpft. Sollte der Zufall den Fremden geführt haben? fragte ich mich. Ein unbestimmtes Gefühl brachte ihn mit der Person in Verbindung, die sich mir als meinen Schützer angekündigt hatte."

„An ein Ausweichen war nicht zu denken; zwei Minuten später trat mir der Fremde entgegen. Er grüßte und sprach sein Bedauern über das Unglück aus, das meine Reise unterbrochen.

„Wie können Sie das wissen?" fragte ich überrascht.

„Sie sind doch die junge Dame, die in Begleitung des Domherrn P. reist?"

„Ganz recht, mein Herr!“

„So nehmen Sie dieſes Portefeuille, das ich an dem Orte des Unfalles gefunden habe.“

„Ich griff nach meinem Portefeuille. Es befand ſich in der Taſche meines Kleides.“

„Mein Portefeuille!“

„Es trägt den Namen: „Louiſe.“

„Ah, dann kann ich es annehmen.“

„Hier iſt es!“

„Ich empfing das zierliche Buch und verbarg es. Wenn ich annahm, daß ich das Eigenthum meiner Schweſter nicht zurückwies, ſo hatte ich Recht. Die erſte Anknüpfung mit dem Fremden war geſchehen. Mit dem Intereſſe für ſeine Perſon verband ſich die Neugierde, Näheres über ihn zu erfahren. Ich entfernte mich von der Schmiede und ging dem Teiche zu. Der junge Mann bat um die Erlaubniß, mich begleiten zu dürfen, die ich ihm gern gewährte. Ich berichte Ihnen nun, Herr Juſtizrath! das Geſpräch, wie ich es in meinem Gedächtniſſe aufbewahrt habe. Der Fremde entblößte ſein Haupt, blieb vor mir ſtehen, ſah mich an und fragte:

„Erinnern Sie ſich meiner nicht mehr?“

„Dieſe Frage galt offenbar meiner Schweſter. Jetzt galt es, die Rolle zu ſpielen, die ich übernommen hatte. Sie fiel mir, nachdem ſchon einige Szenen vorüber waren, eben nicht ſchwer mehr.

„Nein," antwortete ich; „aber wenn Sie meinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen wollen ..."

„Der Fremde schien über meine Vergeßlichkeit erstaunt zu sein.

„Seit drei Jahren haben wir uns nicht gesehen," sagte er; „es mag wohl eine große Veränderung mit mir vorgegangen sein. Damals trug ich die Uniform eines Husaren-Offiziers ..."

„Ah, rief ich mit erkünsteltem Erstaunen, Sie sind es!"

„Felix von Eberstein hatte nicht das Glück, Ihnen zu gefallen, trotzdem zwischen unsern Eltern ein Plan entworfen war, der nur unser Glück verfolgte."

„Also ein von meiner Schwester verschmäheter Liebhaber! Die Geschichte wurde immer interessanter. Ich hütete mich wohl, den Wahn des Herrn Felix zu zerstören, der, ich muß es gestehen, ein recht hübscher Mann war. Die Heirath Louisens kannte er offenbar nicht, da er die Kopie für das Original nahm. Soviel ward mir klar, daß ich hier einen tiefern Blick in die Verhältnisse werfen konnte. Sofort nahm ich den Standpunkt ein, den mir Felix angewiesen hatte.

„Vergessen wir die Vergangenheit," rief ich aus, „bleiben wir bei der Gegenwart."

„Sie wollten damals auf eine nähere Bekanntschaft mit mir nicht eingehen."

„Mein Herr! ich war scharf beobachtet."

„So haben Sie wohl aus Furcht meinen Vorschlag zurückgewiesen?“

„Verzeihung, ich wußte nicht, was ich that.“

„Louise!“

„Heute haben sich meine Gesinnungen und Ansichten geändert.“

„Er drückte stürmisch meine Hand an seine Lippen. Ich fühlte wie er zitterte.

„So weisen Sie mich nicht ab?“

„Nein, mein Herr! es ist mir lieb, wenn ich mir einen Freund und Schützer erwerben kann.“

„Einen Schützer gegen den Domherrn, der eigennützig gefährliche Zwecke verfolgt. Man hat mich durch Kabalen lange fern gehalten — jetzt befinde ich mich wieder in Ihrer Nähe — haben Sie mein Billet erhalten?“

„Ach, Sie haben den Stein durch das Fenster geworfen?“

„Weil ich keinen anderen Weg kannte, Ihnen die Warnung zugehen zu lassen.“

„Aber wer hat Sie von den Zuständen unterrichtet?“

„Sie werden Alles erfahren. Sorgen wir dafür, daß der Domherr meine Nähe nicht ahnt. Man schmiedet eine nichtswürdige Intrigue gegen Sie, und die Katastrophe ist nicht fern. Wäre es mir nicht gelungen, mich Ihnen auf der Reise zu nähern, ich würde wider Ihren Willen Sie überwacht haben.“

„Die Arbeiter in der Schmiede führten ein sehr lautes Gespräch. Ich fürchtete, daß mein Vormund erwachen könne. Nachdem ich dem Fremden einen Wink gegeben hatte, ging ich in die Schmiede zurück. Der Domherr war völlig zusammengesunken, er lag in einem festen Schlafe. Seine Kräfte reichten nicht aus, den Anstrengungen der Reise zu widerstehen. Ich ging zu Babet — sie lag wie eine Todte in ihrem Bette. Von diesen beiden hatte ich also eine Ueberraschung nicht zu fürchten. Der Schmid näherte sich mir und fragte, ob ich einen Befehl zu ertheilen habe. Dabei machte er ein so schelmisches Gesicht, als ob er meine Gedanken erriethe.

„Ich kann nicht schlafen," antwortete ich ihm; „sollte mein Vormund erwachen und nach mir fragen, so geben Sie mir ein Zeichen."

„Verlassen Sie sich auf mich, meine Dame."

„Wann wird unser Wagen fertig sein?"

„Ehe die Sonne aufgeht. Wir arbeiten die ganze Nacht."

„Nun war ich sicher. Als ich in das Freie trat, war der Mond aufgegangen. Felix lehnte gedankenvoll an einem der Bäume, welche die Schmiede umstanden. Jetzt konnte ich sein schönes, männliches Gesicht erkennen; es lag ein Zug von Schwermuth darin, der für mich ein unbeschreibliches Interesse hatte. Er bot mir den Arm und wir gingen dem Teiche zu.

„Louiſe!“ begann er, „erlauben Sie mir, daß ich in dem vertraulichen Tone fortfahre, den Sie mir einſt anzuſchlagen geſtatteten. Ich frage nicht, ob Ihr Herz noch frei iſt — was ich für Sie zu thun gedenke, iſt eine Aufgabe, zu der mich die Ehre verpflichtet.“

„Beruhigen Sie ſich, Herr von Eberſtein! dafür, daß ich mit der Welt nicht in Berührung kam, hat mein gewiſſenhafter Vormund geſorgt. Ich kann Ihnen nur ſagen, daß er von einer glänzenden Partie geſprochen hat, die man längſt für mich projektirt. In Brüſſel ſoll meine Erziehung vollendet werden.“

„Ah, in Brüſſel!“ rief er aus.

„Wundert Sie das?“

„Nein. Man will Sie alſo dem Schauplatze der Ereigniſſe ganz nahe rücken. Das iſt gut, recht gut und paßt in meinen Plan.“

„Mein Herr! was wiſſen Sie von meinem Vater?“ fragte ich raſch.

„Hat man Ihnen keine Mittheilungen gemacht?“

„Keine. Ich kenne nicht einmal den Namen meines Vaters.“

„Felix blieb beſtürzt ſtehen. Alle ſeine Geſichtsmuskeln zuckten. Ich ſah, daß er ſich für einen Augenblick entfärbte.

„Unerhört!“ murmelte er. „Ihr Vormund mißbraucht auf eine ſchändliche Weiſe das Vertrauen, das man in ihn ſetzt. Ihr Vater iſt der Oberſt von Melin.“

„Ich erinnerte mich, dieſen Namen von meiner Mutter gehört zu haben. Den Oberſten ſelbſt hatte ich nie geſehen.

„Der arme Mann iſt zu beklagen," fuhr er fort. „Er war ein Freund meines verſtorbenen Vaters, der mit ihm gegen Frankreich gefochten hat. Beide haben Freud und Leid ehrlich getheilt. Der Oberſt ſchied aus dem Heere und begann mit ſeinem kleinen Vermögen zu ſpekuliren. Jener Domherr, der damals noch Notar war, unterſtützte ihn. Das Glück war ihm hold, und in wenigen Jahren hatte er ein ungeheures Vermögen gewonnen. Trotzdem ſtand der Oberſt iſolirt in der Welt, er hatte keine Freude. Für wen hatte er geſorgt und gewagt? Da erinnerte er ſich einer Tochter — er vertraute ſie dem Notar an, der zugleich das Vermögen verwaltete. Die Ereigniſſe der Zwiſchenzeit kenne ich nicht; aber ich weiß, daß der Oberſt von Melin jetzt in einem Irrenhauſe ſchmachtet."

„Mein Gott!" rief ich entſetzt.

„Und das iſt das Werk jenes Notars!"

„Der Mann ſieht ſo unſchuldig, ſo gutmüthig aus."

„Maske, nichts als Maske!"

„Sollte er ſeine Bosheit ſo weit treiben?"

„Er hat noch mehr gethan. —"

„Was?"

„Er hat meinen Vater vernichtet, weil dieſer Einfluß auf den Oberſten ausübte."

„Unerhört!"

„Schmach und Schande haben meinen armen Vater in die Grube gebracht. Noch fehlen mir die Mittel, das entsetzliche Dunkel aufzuhellen; aber ich werde sie mit Gottes und Ihrer Hilfe erlangen. Sie sehen, daß wir gemeinschaftlich handeln müssen. Mir bleibt die Aufgabe, ein scheußliches Verbrechen zu entdecken — Ihnen, einem Verbrechen vorzubeugen, durch das Sie um Ehre und Vermögen kommen."

„Hier ist meine Hand!"

„Ich nehme sie an."

„Handeln wir gemeinschaftlich. Sie bleiben in meiner Nähe, ich unterrichte Sie von Allem, was vorgeht."

„Ein leises Pfeifen ließ sich vernehmen. Ich dachte an den Schmid. Rasch eilte ich in das Haus zurück. Der Meister stand auf der Schwelle.

„Galt das mir? fragte ich."

„Ja. Sehen Sie dorthin!"

„Mein Vormund war erwacht; er saß auf der Bank und starrte düster vor sich hin. Ein Fieberfrost schüttelte ihn. Ich benutzte den Augenblick und warf mich in den Lehnstuhl. Gleich darauf verließ der Domherr seinen Platz. Er hüllte sich fester in den Pelz und kam zu mir. Ich stellte mich als ob ich aus einem unruhigen Schlummer erwachte.

„Louise," flüsterte er freundlich und theilnehmend, „das ist eine entsetzliche Nacht. Mir kommt sie endlos vor. Haben Sie geschlafen?"

„Nein. Ich ſehe den Arbeitern zu, das iſt eine Unterhaltung. Aber Sie ſollen ruhen — in Ihrem Alter —“

„O, ſprechen Sie nicht von meinem Alter! Quälten mich nicht die Sorgen um Sie, ich würde nicht einen Augenblick meine frohe Laune verlieren.“

„Der kleine, unſcheinbare Mann, duftend nach Pomaden und wohlriechenden Waſſern wie ein kokettes Weib, da ſtand er vor mir ſüßlächelnd, ganz Zärtlichkeit, ganz Sorgfalt. Wer hätte in ihm den Dämon geſucht, der ſo heilloſe Tücke verübt! Sein gutmüthiges Geſicht kam mir ein wenig einfältig vor, zumal wenn es lächelte. Er ſah nach ſeiner goldenen Uhr.

„Mitternacht!“ rief er ſeufzend. „Armes Kind! wenn der Aufenthalt in dieſem ſchrecklichen Hauſe Ihrer Geſundheit nur nicht ſchadet!“

„Ich beruhigte ihn. Dann ſprach er von den Wechſelfällen des Lebens und verſicherte, daß er, um mich glücklich zu machen, die größten Opfer bringen würde.

„Um ihn zu täuſchen, ſtellte ich mich ſehr ermüdet. Er legte mir den Reiſeſhawl auf die Lehne des Seſſels und drückte bei dieſer Gelegenheit einen Kuß auf meine Stirn. Seine Lippen waren kalt wie Stein. Dann machte er Miene, bei mir zu wachen. Das war eine ſchlechte Ausſicht. Da kam der Schmid. Er machte mir den Vorſchlag, den Reſt der Nacht in der Kammer

seiner Frau zu verbringen, damit der Herr den Platz im Stuhle einnehmen könne. Der Vorschlag gefiel mir. Der Domherr, der mich gern zurückgehalten hätte, mußte sich fügen, um den Beweis von seiner Zärtlichkeit für mich zu liefern. Ich folgte dem Schmid in ein Kämmerchen, das dicht neben der Arbeitsstatt lag. Hier schlief die Frau mit zwei Kindern in einem großen Bette, das durch Vorhänge geschlossen war. Auf dem Tische brannte eine kleine Zinnlampe. Ich warf mich in den Stuhl, der neben dem Fenster stand.

„Meine liebe Dame!" begann der Schmid, „öffnen Sie das Fenster; ich werde gleich den jungen Herrn in den Giebel führen. Wenn man plaudert vergeht die Zeit rascher."

„Ich beschenkte den Mann mit einigen Geldstücken. Dann verließ er die Kammer. Fünf Minuten später hörte ich ein leises Klopfen an der Fensterscheibe — der Schmid flüsterte mir zu, daß der junge Herr, der für sein Pferd sorge, bald kommen werde. Ich benützte die Zeit, um das Taschenbuch zu prüfen, das Felix gefunden hatte. Wer konnte es verloren haben? Mein Vormund oder Babet? Es enthielt einige Briefe von Felix von Eberstein, die in leidenschaftlichen Ausdrücken von Liebe sprachen. Mehr ließ sich nicht erkennen, als daß zwischen ihm und meiner Schwester eine sentimentale Korrespondenz stattgefunden hatte. Auf einem Blatte des Büchleins fand ich die Bemerkung: „Ich

werde nie meine Freiheit verkaufen; Reichthum kann nicht über mein Herz bestimmen. Die leidige Spekulation bringt nur Unglück. Armer Felix!"

„Diese Worte gaben mir hinreichenden Aufschluß über das Verhältniß meiner Schwester zu Felix. Er war nicht der Mann ihres Herzens. Mein Hang zur Romantik erwachte in seiner ganzen Stärke — vielleicht konnte ich, die Doppelgängerin Louisens, den armen verschmäheten Mann entschädigen.

„Bald erschien Felix am Fenster. Wir plauderten die ganze Nacht, machten Feststellungen für die Zukunft und, ich leugne es nicht, der junge Mann machte auf mich den vortheilhaftesten Eindruck. Er hielt mich für Louise und freute sich der Sinnesänderung derselben. Um ihm die Illusion nicht zu rauben, vermied ich es, der frühern Verhältnisse zu erwähnen, die ich nur oberflächlich voraussetzen konnte.

„Ich habe ein ruheloses Leben geführt," sagte er; „meine Familienangelegenheiten sind vor der Hand so geordnet, daß ich nun wieder an meine Herzensangelegenheiten denken kann — Louise, stoßen Sie mich nicht von sich. Möge der Vormund seinen Zweck erreichen oder nicht — ich weihe Ihnen mein ganzes Leben. Hoffte ich nicht, die Bubenstreiche des Domherrn an das Licht zu ziehen und Ihrem unglücklichen Vater einen Dienst zu leisten, ich würde mit einem Schlage die Intrigue vernichten. Aber Gewalt führt

nicht zum Ziele, wir müssen der List List entgegenstellen."

„Der Morgen dämmerte, als der Schmid ankündigte, daß der Wagen zur Weiterreise fertig sei. Ich nahm von Felix Abschied. Der Domherr hatte bereits Babet geweckt, die sich wieder wohl fühlte. Der Postillon brachte die Pferde, und wir fuhren ab, nachdem ich der Schmidin noch ein Geschenk gemacht hatte. Um Mittag kamen wir in Lüttich an, wo wir einige Stunden in einem bequemen Hotel ruheten. Der Domherr machte einen Geschäftsgang in der Stadt ab. Als er zurückkehrte, kündigte er an, daß wir die Reise nach Brüssel auf der Eisenbahn machen würden, da Zeit und Verhältnisse drängten. Glücklicherweise sah ich Felix in dem Hofe des Hotels; in einem Zettel, den ich hinabwarf, zeigte ich ihm die veränderte Reise an. Er nickte mir dankend zu und verschwand.

„Gegen Abend reisten wir ab; in der Nacht erreichten wir Brüssel. Wir stiegen in einer Privatwohnung ab, die bereits für uns eingerichtet war. Babet schien hier bekannt zu sein, denn sie begann zu wirthschaften, als ob sie zu Hause wäre. Am folgenden Morgen waren die Anstrengungen der Reise vergessen und ich gab mich mit ganzer Seele dem Leben in der großen Stadt hin, das mir, wie es sich jetzt bot, völlig neu war.

„Der Domherr ward von Geschäften stark in Anspruch genommen; er empfing Besuche und machte

Beſuche. Ein alter Herr fiel mir beſonders auf; dieſer kam mehrmals des Tages, hatte es ſtets ſehr eilig und verkehrte in großer Heimlichkeit mit meinem Vormunde. Man geſtattete mir zwar unbegrenzte Freiheit, aber ich glaubte dennoch zu bemerken, daß Babet mit verſchärfter Sorgfalt über mich wachte. Man führte mich in das Theater, zeigte mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt und ſtellte eine glänzende Equipage zu meiner Verfügung.

„Wir wohnten ſchon einige Tage in der Reſidenz; aber von Felix hatte ich noch keine Spur entdeckt. Dieſer Umſtand machte mich beſorgt, denn ich hatte den jungen Mann wirklich lieb gewonnen. Sollte man ſeine Annäherung bemerkt und ihn entfernt haben? Ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß ihm meine Wohnung bis jetzt unbekannt geblieben.

„Der Domherr hielt ſein Verſprechen: er öffnete mir das Leben einer großen Dame. Ich erhielt ein ſchönes Pferd, und ein Stallmeiſter unterrichtete mich in der edeln Reitkunſt. In dem erſten Modewaaren-Magazin der Reſidenz hatte ich einen unbegrenzten Kredit. Es ſchien, als ob man mich durch Glanz und Luxus betäuben wolle. Und wahrlich, in den erſten acht Tagen kam ich nicht zur Beſinnung, ich dachte kaum an den eigentlichen Zweck der Reiſe. Aber noch hatte ich keinen Salon betreten, noch hatte ich die feine Geſellſchaft nicht kennen gelernt. Auch dieſes Ziel ſollte erreicht werden.

„Eines Morgens trat der Domherr in mein Zimmer; er hatte eine köſtliche Toilette gemacht und duftete wie ein Parfümerieladen. Seine Wangen waren geſchminkt und ſeine Haare gekräuſelt. Ich konnte den Ausruf nicht unterdrücken:

„Wollen Sie am frühen Morgen ſchon zu Balle gehen?“

„Nein, meine Holde! aber ich werde mit Ihnen einen Morgenbeſuch abſtatten.“

„Ah, einen Morgenbeſuch! Und wem?“

„Einer vornehmen, geiſtreichen und geachteten Dame.“

„Wer iſt ſie?“

„Der Domherr antwortete mit einem ſtolzen Lächeln:

„Die Gräfin von Ripon.“

„Zu einer Gräfin wollen Sie mich führen?“

„Ich hoffe, daß dieſe Dame bald Ihre Freundin ſein wird. Von ihr können Sie lernen, was zu dem feinen Leben gehört. Louiſe!“ fügte er zärtlich hinzu, „für Sie beginnt eine neue Exiſtenz; die Vergangenheit liegt hinter uns wie ein trübes Meer, das wir bei Sturm und Regen durchſchifft haben — jetzt ſind wir an einem ſchönen, von der Sonne beſtrahlten Lande — erfaſſen Sie das Leben nicht mit den engherzigen Begriffen der armen Leute, ſondern zeigen Sie ſich als die Dame von Welt und gutem Ton. Treten Sie

mit Selbſtvertrauen auf und vergeſſen Sie nicht, daß Ihr Vormund eine unerſchöpfliche Quelle für Sie iſt. O, ich ſegne tauſendmal die Wandlung der Dinge — Sie ſind die Louiſe, wie ich Sie erziehen ſollte."

„Sorgen Sie nicht, mein Herr! ich werde die Dame repräſentiren, wie Sie es wünſchen. Wann aber werde ich meinen Vater ſehen?"

„Sie werden ihn ſehen, ſobald ihre Erziehung vollendet iſt, die jetzt in das letzte Stadium tritt. Der alte Herr war krank — er iſt nun wieder geneſen. Bereiten Sie ſich vor; in einer halben Stunde fahren wir zu der Gräfin Ripon."

„Ich ließ Babet kommen und machte eine glänzende Toilette. Dann erſchien der Domherr wieder. Er betrachtete mich erſtaunt und küßte mir zitternd die Hände. Es war dies das erſte Mal, daß ich eine ſo ungewöhnliche Aufregung an ihm wahrnahm. Ich ſtellte mich, als ob ich ſie nicht bemerkte.

„Louiſe!" rief er, „Ihre Toilette iſt nicht vollſtändig."

„Was fehlt noch?"

„Ein Diamantſchmuck."

„Daran habe ich nicht gedacht."

„Wohl aber ich," ſagte verbindlich der Domherr. „Meine Perle ſoll in dem Kreiſe der Damen an Glanz keiner nachſtehen. Nehmen Sie."

„Er zog ein rothes Etui aus der Taſche und überreichte es mir. Das Etui enthielt ein koſtbares Hals-

geſchmeide und ein Armband, wie ich es nie geſehen. Babet mußte mir Beides auf der Stelle anlegen. Der Domherr forderte als Lohn einen Kuß. Ein leichtes Fröſteln befiel mich; aber ich ſtattete den Dank ab, um keinen Argwohn zu erwecken. Als ich vor dem Spiegel ſtand und den ſtrahlenden Schmuck betrachtete, ſtieg in mir unwillkürlich der Wunſch auf: könnte dich doch Felix ſo ſehen!

„Das war ein gutes Zeichen!“ rief der Juſtizrath.

„O, ich hatte ihn nicht vergeſſen. Sein Fernbleiben machte mir ſogar Sorgen.“

„Und heute?“ fragte der Juſtizrath.

Die junge Dame ſenkte ihr Auge und flüſterte:

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie auf den Verlauf meiner Erzählung verweiſe; mein Verhältniß zu Felix iſt einer von den Punkten, betreffs deren ich Ihres juriſtiſchen Rathes bedarf. Sie ſehen, ich betrachte Sie als meinen Beichtvater und eröffne Ihnen jede Falte meines Herzens.“

„Nur dann kann ich Ihnen wahrhaft nützen.“

„Sollte ich mich hier oder dort nicht klar ausdrücken, oder ſollten Sie von Zeit zu Zeit Widerſprüche finden, ſo haben Sie die Güte und fragen Sie ——“

„O, mein Fräulein! Sie erzählen vortrefflich.“

Beide ſtießen mit den Gläſern an und tranken. Der Juſtizrath war entzückt über ſeine reizende Klientin, die, je nach der Situation, lebhaft und feurig, oder

ſentimental und ruhig war. Es war nicht zu verkennen, daß ſie einſt dramatiſche Künſtlerin geweſen.

„Ich bitte, fahren Sie fort!“

Joſefine verneigte ſich und begann von Neuem.

„Der Wagen brachte uns zu der Gräfin von Ripon. Die Dame bewohnte ein ſchönes Hotel in einer der lebhafteſten Straßen. Ein Portier empfing uns und ein betreßter Diener führte uns in den Salon. Dann ging er, um ſeine Herrin von dem Beſuche zu unterrichten. Wohin ich mich wandte, ſah ich Luxus und Eleganz. Die Dame mußte ſehr reich ſein. Mein Vormund lächelte als ich verwundert die koſtbaren Gemälde betrachtete und alle jene Kleinigkeiten, welche die reichen Leute zur Ausſchmückung ihrer Zimmer verwenden.

„Iſt die Gräfin verheirathet?“ fragte ich.

„Ja, und ſehr glücklich verheirathet. Gefällt Ihnen das Hotel?“

„Es iſt reizend.“

„Sie haben zu beſtimmen, und in kurzer Zeit bewohnen Sie einen ähnlichen Raum. Fehlt Ihnen auch der Titel der Gräfin, ſo haben Sie doch das Vermögen einer ſolchen. Sie empfangen es aus meiner Hand. Louiſe! Ich ſorge für Sie, nicht wie ein Vater, ſondern wie ein glühender Verehrer. Ja, Louiſe! ich bin ſtolz auf Sie. Alles was die Welt zu bieten vermag, lege ich Ihnen zu Füßen.“

„Der kleine Mann rückte immer deutlicher mit seinem Plane heraus. Der Vormund verwandelte sich nach und nach in einen Liebhaber. Fühlte ich nun auch eine Art Ekel vor dem Domherrn, so ertrug ich dennoch geduldig seine Zärtlichkeiten, und je weniger ich ihm Widerstand entgegensetzte, je kühner ward er. So erlaubte er sich meine Schulter zu küssen und den Nacken wenn ich mich nach einem Bilde wandte.

„Ein elegantes Kammermädchen trat ein, eine echte Französin. Sie kündigte das Erscheinen der Gräfin an, dann öffnete sie eine Seitenthüre, und die Dame rauschte herein. Sie entsprach dem Bilde durchaus nicht, das ich mir von ihr gemacht; aber trotzdem muß ich bekennen, daß sie eine reizende Erscheinung war, eine eigenthümliche, pikante Schönheit. Die Gräfin Ripon war klein und brünett; aber ihr Gesicht war so reizend, so fein, so frisch und so lebendig, daß ich die Züge für das Gebilde eines geschickten Malers hielt. Der Teint war bleich wie Wachs; aber die Wangen schimmerten in dem feinsten Rosenroth. Das große dunkle Auge war freundlich und lebhaft, wie das ganze Wesen der Dame. Ihre Körperformen waren zierlich und üppig zugleich. Sie mochte sechs bis siebenundzwanzig Jahre zählen.

„Nachdem mich mein Vormund ihr vorgestellt, führte sie mich mit großer Liebenswürdigkeit zu der Causeuse neben dem Kamine, hinter dessen vergoldetem

Gitter ein großes Feuer brannte. Der Domherr ſank nachläſſig auf einem der prachtvollen Seſſeln nieder. Das Geſpräch war bald ſehr lebhaft. Die Gräfin entwickelte eine Gewandtheit, die mich mit Bewunderung erfüllte. Wäre ich ein Mann geweſen, ich hätte ihr zu Füßen niederſinken müſſen. Aber trotzdem beobachtete ſie eine gewiſſe Zurückhaltung, die durchaus nicht erkünſtelt ſchien. Nur eins gefiel mir nicht: ſie kokettirte zu viel mit ihren allerdings nicht gewöhnlichen Reizen. Wer ſie zum erſte Male geſehen, hätte ſie für ein Mädchen halten müſſen.

„Sie haben lange auf ſich warten laſſen!“ rief ſie meinem Vormunde zu. „Faſt möchte ich Ihnen zürnen, daß Sie mir die Bekanntſchaft Ihrer liebenswürdigen Mündel ſo lange vorenthalten.“

„Dabei reichte ſie mir freundlich die kleine Hand.

„Gnädige Frau!“ antwortete der Domherr, „man darf Ihnen nicht unvorbereitet kommen; ich kenne die Tragweite des erſten Eindrucks . . .“

„Sie ſind ein Mann von Welt!“

„Danke gnädige Frau!“

„Heute bietet ſich mir wiederum eine Gelegenheit, Ihnen meine Bewunderung auszudrücken. Eine Freundin, die mir Ihre Hand zuführt, iſt ſtets willkommen.“

„Sie hören es, Louiſe!“ wandte ſich der Domherr an mich. „Wir müſſen auf dieſes Kompliment ein

großes Gewicht legen, da die Frau Gräfin sehr wählerisch in Ihrem Umgange ist."

„Vergessen Sie nicht, daß ich verheirathet bin. Eine Frau hat Rücksichten auf den Mann zu nehmen und um so mehr, wenn sie sich der unbedingtesten Freiheit erfreut. Ich habe mich sehr jung verheirathet; aber ich bereue es nicht. Und Sie, mein Herr! sind immer noch Junggeselle."

„Ah, das hat seine Gründe!"

„Sie begehen einen Frevel an der Frauenwelt."

„Fühlen Sie sich denn auch ganz glücklich?" fragte der kleine Mann mit einiger Beziehung.

„Vollkommen!"

„Sie verzeihen, daß ich als der Freund Ihres Hauses . . ."

„Die Frage ist in dem Munde eines Freundes sehr natürlich. Der Graf ist viel älter, als ich; wer den Unterschied der Jahre betrachtet, kann unmöglich an unser Glück glauben. Aber wie klein, wie engherzig sind die modernen Begriffe von der Ehe — scheint es doch, als ob die platonische Liebe keine Geltung habe!"

„Sie verschaffen ihr Geltung!" rief der Domherr.

„Es ist mein Bemühen."

„Man beneidet Sie um das Glück, das Sie in der Ehe finden."

„Weil ich Ueberspanntheiten hasse, und die geistigen Vorzüge schätze. Meine arme Schwester hat einen jungen Mann geheirathet — er hätte sich erschossen,

ſie hätte ſich vergiftet, wenn die Ehe nicht zu Stande gekommen — das war eine ſtürmiſche, feurige Jugendliebe; heute liegt mir die Pflicht ob, die arme Mutter mit den Kindern zu ernähren."

„Wo iſt der Mann?"

„Er lebt als Induſtrieritter in Paris und gedenkt ſich nächſtens mit einer reichen Alten zu verheirathen. Meine Schweſter iſt vor der Zeit gealtert — ſeit Jugend und Schönheit verſchwunden, hat ſie den Mann nicht mehr feſſeln können. Doch, laſſen wir das — ich will meine neue Freundin nicht durch traurige Bilder entmuthigen. Möge Sie einſt ſo glücklich in der Ehe werden, als ich es bin — dies iſt der Wunſch, den ich mit dem Herzen ausſpreche."

„Ich dankte durch eine Verneigung.

„Die Gräfin ſprach im Tone der Ueberzeugung; ich konnte alſo an der Wahrheit ihrer Worte nicht zweifeln. Es iſt wohl verzeihlich, daß ich neugierig ward den alten Mann zu ſehen, deſſen geiſtige Liebenswürdigkeit die junge Frau ſo hoch beglückte. Der Domherr fragte nach dem Grafen.

„Er iſt in der Meſſe," war die Antwort. „Ich erwarte ihn zum Frühſtück."

„Man ſprach nun über die bevorſtehenden Wintervergnügungen. Die Gräfin wollte zwei Bälle geben, an denen nur die vertrauteſten Freunde theilnehmen ſollten. Ich ward im Voraus dazu eingeladen.

„Eine halbe Stunde ſpäter kündigte die Zofe den Grafen an. Die junge Frau flog ihm bis in das Vorzimmer entgegen. Arm in Arm mit ihm trat ſie in den Salon. Himmel, welch eine Jammergeſtalt erblickte ich! Der Graf mochte mehr als ſechzig Jahre zählen; er hatte eine lange hagere Geſtalt, ging aber ſo gebückt an ſeinem Krückſtocke, daß er nicht viel größer erſchien, als mein Vormund, der ihn freundlich begrüßte. Ein unangenehmes Hüſteln hinderte ihn, fließend zu ſprechen. Trotz der Mühe, die er ſich gab, ſtark zu erſcheinen, ſank er ächzend in einen Seſſel.

„Wahrlich, dachte ich, die junge Dame muß echt platoniſch lieben!

„Wir gingen in das angrenzende Zimmer zum Frühſtück, das der ganzen Einrichtung des Hotels entſprach. Zwei Lakaien in prachtvoller Livrée bedienten uns. Der kranke Graf war ganz Zärtlichkeit für ſeine junge Gattin — das Eſſen ſchmeckte ihm nicht, er fand nur Genuß daran, ihre Hände und Arme zu küſſen, die ſie ihm willig überließ. Das Benehmen der beiden Gatten kam mir wie ein Spiel vor. Die Gräfin behandelte ihren Mann wie ein eigenſinniges Kind, und dies führte ſie mit einer Unbefangenheit und Zärtlichkeit aus, mit einer Geduld, die mich zur Bewunderung hinriß. Es gehörte eine Ueberwindung dazu, deren ich mich nicht fähig fühlte. Als wir uns trennten, hatte ich die Anſicht gewonnen, daß die Gräfin ent-

weder eine ſchlaue Betrügerin oder ein Muſter von Frau ſein mußte.

„Am folgenden Tage erwiederte die Gräfin den Beſuch; ſie kam allein. Der Graf ſei unwohl, hieß es. Das Benehmen der Dame war ſo herzgewinnend, daß ich ihr unwillkürlich zugethan ward. Sie kam mir vor, als ob ſie gar nicht verheirathet ſei. Sie beklagte zwar die Krankheit ihres Mannes, ſchien ſich aber weiter nicht zu grämen. Von nun an war die Freundſchaft geſchloſſen; wir ſahen uns täglich und beſuchten Konzerte und Theater. Dies war mir lieb, denn dadurch, daß ich mich öffentlich zeigte, glaubte ich die Aufmerkſamkeit des armen Felix zu erregen, damit er ſich mir nähern konnte.

„Und ſo geſchah es wirklich. Eines Abends ſah ich ihn im Foyer der Oper. Er erſchrack ſichtlich. Ich warf einen Blick auf die Gräfin — ſie zog ihren weißen Schleier über das Geſicht. Das war verdächtig. Sie wollte alſo unerkannt bleiben. Als wir wieder in unſere Loge traten, war ſie ernſt geworden. Der letzte Akt der Oper ging zu Ende. Wir empfingen unſere Pelze von der Schließerin und eilten die Treppe hinab. Da fühlte ich in dem Gedränge, daß eine Hand ſich der meinigen bemächtigte. Felix ging neben mir.

„Nehmen Sie Louiſe!“

„Er drückte mir ein Billet in die Hand.

„Dann war er verſchwunden. Die Gräfin hatte dieſen Zwiſchenfall nicht bemerkt. Wir beſtiegen den

Wagen und fuhren nach dem gräflichen Hotel, wo der Domherr dem Kranken Gesellschaft leistete.

„Die Gräfin hatte bald wieder ihre frohe Laune gewonnen; sie koste mit ihrem kranken Gemahl und plauderte lebhaft, wie sonst. Sie können wohl denken, daß ich nun mit Aufmerksamkeit auf Alles achtete, was um mich her vorging.

„Nach dem Essen wurde ich aufgefordert, ein Lied zu singen, um den leidenden Grafen zu erheitern. Ich kam der Aufforderung nach und setzte mich an den Flügel, der in der Mitte des Zimmers stand. Während ich sang, flüsterte die Gräfin mit dem Domherrn — die Züge des Letztern wurden plötzlich sehr ernst, er fragte zurück, als ob er der ihm mitgetheilten Nachricht nicht glauben wolle. So viel stand fest: zwischen meinem Vormunde und der Gräfin fand ein Einverständniß statt. Die platonische Liebe der Dame kam mir verdächtig vor. Ich stellte mich, als ob ich Nichts bemerkt hätte. Es war spät, als wir das Hotel des Grafen verließen. Die ernste Stimmung des Domherrn dauerte fort; er zog sich in sein Kabinet zurück, um, wie er sagte, einige Briefe zu schreiben. Kaum befand ich mich allein, als ich Felix' Billet öffnete. Es war mit Bleistift geschrieben und enthielt etwa folgende Zeilen:

„Die Gräfin Ripon ist die Freundin des Domherrn, folglich Ihre Feindin. Beide verfolgen einen entsetzlichen Plan, dem Sie zum Opfer fallen werden.

Ich muß Sie ſprechen, um Ihnen Aufklärung zu geben. Wohnen Sie morgen Früh zehn Uhr der Meſſe in der Kirche Sanct Gudula bei, dort werden Sie mich finden."

„Der folgende Tag brachte ein heiteres Winterwetter. Babet billigte meinen Kirchgang und würde mich begleitet haben, wenn ſie ſich wohl befunden hätte. Das Glück war mir günſtig, und ich betrat allein die Kirche, in der ſich eine kleine Gemeinde verſammelt hatte, welche andächtig die Meſſe hörte. Felix, der mich erwartete, ſtand an einer Säule neben dem Haupteingange. Er folgte mir zu einer Seitenkapelle, die ich wählte, weil ſie einſam neben dem Schiffe des großen Gotteshauſes lag. Zum erſten Male ſah ich dem jungen Manne bei Tageslicht in das offene, ſchöne Geſicht. Er war ſehr erregt und drückte mir innig die Hand, die ich ihm wie einem alten Bekannten reichte. Ach ja, ich hielt ihn für einen alten Bekannten, denn ſeine Züge, ſeine Stimme und ſein ganzes Weſen hatten ſich mir tief eingeprägt. Es war mir längſt klar, daß ich anders für ihn fühlte, als meine Schweſter. Der heilige Ort ſtimmte mich feierlich, er gab meinen Empfindungen eine gewiſſe Weihe, und ließ mir Felix als einen Märtyrer erſcheinen.

„Sie kennen die Gräfin Ripon?" fragte ich ihn.

„Leider habe ich ſie kennen gelernt; und daß man Sie ihr zuführen würde, war eine Befürchtung, die ſich

nun bestätigt hat. Die Frau ist die Helfershelferin des Domherrn, der seinen Plan immer deutlicher entwickelt, nämlich dem, der in die Verhältnisse ein wenig eingeweiht ist. Es ist die Aufgabe meines Lebens, den Schritten dieser Leute zu folgen und sie dann zu entlarven, wenn der geeignete Zeitpunkt gekommen. Der Graf Ripon ist der Bruder meiner Mutter, und das Vermögen, das die kokette Gräfin jetzt verschwendet, gebührt mir von Gottes- und Rechtswegen. Um sich in den Besitz desselben zu setzen, hat sie den alten kranken Mann geheirathet, dem sie eine platonische Liebe vorspiegelt und ihn mit allen nur erdenklichen Künsten umgaukelt. Der Graf ist Millionär. Daß man die Verwandten durch alle nur ersinnlichen Ränke fern zu halten sucht, ist natürlich. So hat man in dem Grafen den Verdacht erweckt, seine Krankheit sei durch ein Gift hervorgebracht, das mein Vater ihm heimlich in den Wein gemischt. Erlassen Sie mir für jetzt die Mittheilung der Einzelnheiten des Prozesses, der meinem Vater Ehre und Leben gekostet — es wird Ihnen trotzdem nicht schwer werden zu errathen, daß die junge Frau auf den Tod des greisen Mannes wartet, um — ich gestehe es mit Schaudern — mir die Hand zu reichen. Sie hat es mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben."

„Himmel," rief ich entsetzt, „dann wäre ja die Frau ein Teufel in der Gestalt eines Engels, denn

ſchön und geiſtreich iſt ſie, das muß ihr der erbittertſte Feind nachrühmen."

„Louiſe! geſtatten Sie mir an dieſer heiligen Stätte ein offenes Wort, ein Geſtändniß, ohne das ich keinen Schritt in der traurigen Angelegenheit weiter gehen kann."

„Ich gab ihm die Erlaubniß dazu. Nun geſtand er mir ſeine innige Liebe ſchilderte mir die Qualen, die er erduldet und bat mich um eine Gegenerklärung. Ich geſtand, daß ich ihm gewogen ſei und verſprach, ſeine Gattin zu werden. Daß die Eiferſucht das Ihrige zu dieſem raſchen Verſprechen beitrug, geſtehe ich gern ein. Wir ſchworen, uns treu zu lieben, ſelbſt wenn wir in dem Kampfe mit den Erbſchleichern erliegen ſollten. Ich fragte ihn nun, was er zu thun beabſichtige.

„Die Zeit drängt," antwortete er mir; „der alte Graf wird nicht lange mehr leben — aber bevor er das Auge ſchließt, muß ich ihn über ſeine ſaubere Gattin aufklären, deren Hand das verderbliche Gift gemiſcht hat. Die Gräfin hat mit ihrem Manne zwei Jahre in Paris gelebt — jetzt, da ſie mich in der Oper geſehen, wird ſie ſich mir wieder nähern, und, Louiſe! ich werde der Annäherung nicht ausweichen. Die Leidenſchaft der Gräfin muß mir ein kräftiges Mittel liefern..."

„Man muthete mir viel zu; aber ich begriff die Nothwendigkeit des Verfahrens und willigte ein."

„Wie aber," fragte ich, „ſteht es nun mit meiner eigenen Angelegenheit?"

„Die Meinige und die Ihrige ſind ſich einander näher gerückt; wie die Sache verlaufen wird, weiß ich nicht; aber die Ausſichten ſind gut. Mag der Domherr an das Gelingen ſeines Werkes glauben, wie die Gräfin. Louiſe! es handelt ſich um unſer Vermögen. Ich werde täglich die Meſſe beſuchen — Sie wiſſen, wo Sie mich finden."

„Plötzlich fuhr Felix zuſammen.

„Was iſt Ihnen?" fragte ich.

„Dort kommt Fanchette, die Zofe der Gräfin."

„Die Dienerin, höchſt elegant gekleidet, ging dem Hochaltare zu; ſie trug einen dunkelrothen Polſter.

„Auf Wiederſehen, Louiſe!"

„Er küßte mir raſch die Hand und verſchwand.

„Ich verrichtete meine Andacht, leider mit einer Zerſtreutheit, die ich umſonſt zu bekämpfen ſuchte. Durch die Reihe der Säulen erblickte ich nun die junge Gräfin, die mit rührender Sorgfalt ihren kranken Gatten führte. Ich ſah, daß die Aufmerkſamkeit Einzelner rege ward; man blickte dem ſeltſamen Paare gerührt nach, das ſich an der unterſten Stufe des Altars niederließ. Fanchette kniete einige Schritte hinter ihrer Herrin.

„Nach Allem, was ich wußte, war dieſer oſtenſibele Kirchgang der Gräfin eines jener Manöver, die ſie zur Beſtechung der öffentlichen Meinung ausführte. Sollte

ich mich ihr nähern? Noch überlegte ich, als der Domherr erschien. Er trat zu mir und bot mir seine Begleitung an, die ich nicht ausschlagen durfte. In der Vorhalle trafen wir mit dem gräflichen Paare zusammen. Die Gräfin legte ein Goldstück in die ausgestellte Opferschale. Dann fuhren wir in der Equipage des Grafen heim.

„In dem Hotel wiederholte sich nun jene Szene, die ich Ihnen bereits beschrieben. Die Gräfin war zum Entzücken reizend und liebenswürdig — ach, sie kam mir sehr gefährlich vor! Bei einem heftigen Hustenanfalle, den der Kranke plötzlich erlitt, wandte sie sich ab, um ihre Thränen zu verbergen. Und diese Frau liebte den jungen Felix von Eberstein. Sie weinte echte Krokodilsthränen.

„Mein Schwager ist ein großer Sünder! stöhnte der Graf. Hätte ich mein Leiden nicht, ich würde der glücklichste Mensch von der Welt sein. Auguste, wie bedauere ich, daß ich Dich so betrüben muß!“

„Dann küßte er ihr Hals und Schultern und drückte sie heftig an sich.

„Vergeben Sie Ihrem Schwager!“ flüsterte Auguste.

„Nie, nie!“ rief der Graf. „Des Vermögens wegen hat er mich elend gemacht! Gott wird ihn dafür richten! Meine irdischen Dinge sind geordnet — ich habe außer Dir keine Familie! Möge der Herr über mich entscheiden!“

„O, über dieſe ſchwarzen Gedanken!“ rief der Domherr. „Sie werden noch lange leben, mein alter Freund! und ſich der Liebe ihrer reizenden Gattin erfreuen . . .“

„Wenn das wäre!“ murmelte trübſelig lächelnd der Kranke. „O, meine reizende, göttliche Frau!“

„Ich will die Szene nicht weiter ſchildern, denn ſie erfüllt mit Widerwillen. Auguſte warf ſich an meinen Hals, als ich Abſchied nahm und nannte mich ihre ſüße Freundin.

„Während der Wagen durch die Straßen rollte, hing ich meinen Gedanken nach. Die Verhältniſſe waren ſo verwickelt, daß mir vor der Löſung derſelben bangte. Ich hatte mit liſtigen, ſcharfſinnigen Menſchen zu thun, mit Menſchen, die ihre Gefühle nach Belieben beherrſchen konnten. Der Domherr ſtörte mich in meinem Sinnen durch die Frage:

„Iſt Ihnen unwohl, Louiſe?“

„Nein!“

„Sie ſind ungewöhnlich bleich.“

„Die Szene der beiden Gatten hat mich tief ergriffen.“

„Der arme Graf iſt zu beklagen!“ meinte mein Vormund.

„Mehr noch die Gräfin, die in kindlicher Liebe an dem Greiſe hängt.“

„Solcher Aufopferung ſind wenig Frauen fähig.“

„Aufopferung!“ rief ich aus. „Auguſte hegt eine platoniſche Liebe, und dieſe macht ihrem Herzen und ihrem Verſtande Ehre. Sie fühlte ſich glücklich in dem Umgange mit dem geiſtreichen Manne, der für ſie ſterben könnte.“

„Der kleine Alte rückte mir näher und ergriff meine Hand.

„Die Theorie von der Ehe iſt eines jener unerſchöpflichen Kapitel, die von den Philoſophen aller Zeiten und aller Nationen verhandelt ſind. Zu einem Reſultate iſt bis jetzt keiner gelangt. Auch ich habe darüber nachgedacht.“ —

„Und was haben Sie gefunden?“

„Daß mein Leben nur dann einen genügenden Zweck haben würde, wenn ich es Ihnen ganz widmen könnte. Eine Trennung von Ihnen würde mein Tod ſein.“

„Wer denkt an Trennung?“

„Louiſe! geſtatten Sie mir, daß ich Sie der Welt als Gattin vorführe!“

„Ich bin Ihnen zu Danke verpflichtet, indeß . . .“

„Nun, indeß?“ fragte ängſtlich der Domherr.

„Gönnen Sie mir Zeit, mich an den Gedanken zu gewöhnen, den Sie angeregt haben.“

„Sie werden mich beherrſchen, Louiſe! ich werde Ihr Diener ſein,“ flüſterte eifrig der kleine Mann. „Statt des Vormundes werden Sie einen Gatten haben, der Ihnen Vater und Mutter erſetzt.“

„Wie steht es mit meinem Vater?“

„Ich habe Anstand genommen, Sie zu ihm zu führen; damit Sie aber Ihre Lage ganz erfassen können, damit Sie nicht auf eine Stütze bauen, die unter Ihnen zusammenbricht, werde ich der traurigen Pflicht nachkommen, Sie dem Vater vorzustellen. Aber verzweifeln Sie nicht — ich bin da, der Sie mit starkem Arme durch das Leben führt, wenn Sie mich nicht zurückweisen. Das Leben soll sich Ihnen in einem Glanze erschließen, der Ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit würdig ist. Für Sie habe ich erworben, gespart und gegeizt — Louise! Sie werden eine Fürstin sein, Sie werden jede Ihrer Launen befriedigen können.“

„Der Wagen hielt. Der Diener unterbrach die mir lästige Szene dadurch, daß er den Schlag öffnete. Mir fiel ein Stein vom Herzen. So ging nun Alles in Erfüllung, was Felix vorausgesehen hatte. Der Tag verfloß. Abends besuchte mich die Gräfin, sie war ungewöhnlich heiter. Der kranke Gemahl schien ihr wenig am Herzen zu liegen.

„Louise!“ rief sie, „wir dürfen uns in diesem Leben nicht mehr trennen.“

„Am folgenden Morgen hatte sich ein heftiges Schneegestöber eingestellt. Trotz des unfreundlichen Wetters ward die Reise zu meinem Vater nicht aufgeschoben. Auch der ernste Mann, von dem ich Ihnen bereits gesagt, daß er mit meinem Vormunde häufig verkehrte,

hatte sich eingefunden. Ich hörte ihn Doktor Laurent nennen. Mein Vormund behandelte ihn mit großer Achtung. Gegen neun Uhr fuhren wir ab. Der Wagen war mit drei Extrapostpferden bespannt. Anfangs fuhren wir auf einer guten Landstraße, nachdem wir aber zum zweiten Male die Pferde gewechselt hatten, ward der Weg uneben und ich sah rechts und links nur die bereiften Bäume eines dichten Gehölzes. Die Gesellschaft der beiden Männer war äußerst langweilig. Der Doktor sah ernst vor sich hin, und mein Vormund sagte von Zeit zu Zeit unbedeutende Worte, es schien, als ob der ernste Begleiter ihm Schweigen auferlegte. Zu welchem Zwecke hatte man ihn mitgenommen? Meine Neugierde wuchs mit jeder Viertelstunde. Ich sollte meinen Vater sehen! Ach, bei diesem Gedanken ward mir so ängstlich zu Muthe, daß ich den Rückweg wünschte. Das trübe, unfreundliche Wetter vermehrte das Melancholische meiner Gemüthsstimmung. Mir war, als ob ich dem Wendepunkte meines Lebens entgegen ginge. Der Doktor kam mir eben so verdächtig vor als der Vormund. Mir hatte Felix gesagt, daß der Oberst von Melin in einem Irrenhause schmachte. Warum verschwieg es mir der Domherr?

„Mittag war vorüber, als der Wald sich lichtete. Der Wagen hielt vor dem Gitterthore eines Parkes. Aus einem Häuschen trat der Portier, ein großer und starker Mann mit einem dunkeln Barte, der mir Furcht einflößte. Er trat an den Schlag.

„Doktor Laurent!“ rief der ernſte Begleiter, indem er ſich zur Seite neigte und ſeinen Kopf zeigte.

„Der Portier wich ehrerbietig zurück und öffnete das Thor. Wir fuhren durch den Park, um vor einem ſtattlichen Wohnhauſe wieder zu halten. Ein Diener führte uns in einen Saal des Erdgeſchoßes. Nichts verrieth, daß wir uns in einer Anſtalt für Geiſteskranke befanden. Der Doktor entfernte ſich durch eine der Thüren, die ſich in dem Saale zeigten. Jetzt fragte mich der Domherr:

„Errathen Sie, wo wir ſind?“

„Nein.“

„In einem Irrenhauſe.“

„Ich ſtellte mich überraſcht.

„Und hier ſoll ich meinen Vater treffen?“

„Leider!“ antwortete der Domherr achſelzuckend. „Ich hoffe, die ärztliche Kunſt wird den armen Mann bald wieder hergeſtellt haben. Die Freude über den Anblick ſeiner Tochter, kann nur vortheilhaft auf den Kranken wirken.“

„Ich ſchwieg und hing meinen Betrachtungen nach.

„Eine peinliche halbe Stunde verfloß. Da kam der Doktor zurück; ein Herr mit einem völlig kahlen Kopfe begleitete ihn. Dieſer begrüßte den Domherrn wie einen alten Bekannten.

„Der Oberſt iſt ruhig,“ ſagte er; „ich glaube wir können der Dame einen Beſuch geſtatten. Geben ſie ſich

ihm zu erkennen, aber vermeiden Sie es, ihm den Aufenthaltsort näher zu bezeichnen. Können Sie Ihre Bewegung über den Zuſtand des Vaters verbergen, ſo leiſten Sie den Aerzten einen weſentlichen Dienſt. Ich bitte, folgen Sie mir."

„Wir verließen den Saal und ſtiegen eine Treppe hinan, die zu einem ſchönen Korridor führte. Die Einrichtung war die eines reichen Privatmannes. Eine Frau begegnete mir, die völlig in ſchwarze Seide gekleidet war; ſie trug einen Schleier von derſelben Farbe, der wie eine dunkle Wolke über den Rücken herabfloß und die Erde ſtreifte. Ihr Geſicht war trotz der Leichenbläſſe ſchön; ſie lächelte vornehm, indem ſie an mir vorüberging, und grüßte mit dem Anſtande einer Königin. Ich dankte artig.

„Halt!" rief ſie plötzlich.

„Ich ſah, daß ſie zurückkehrte.

„Kornelia, wohin?" fragte ſie mit zitternder Stimme.

„Beſtürzt blieb ich ſtehen.

„Reichen Sie ihr die Hand!" flüſterte der Arzt.

„Ich kam der Weiſung nach.

„Kornelia ſucht den Baron, um ihm ſeine Briefe zurückzugeben," antwortete der Arzt ſtatt meiner. „Sie hat den ehrvergeſſenen Mann durchſchaut und wird ihn mit Verachtung ſtrafen."

„Das bleiche Geſicht der Kranken verzog ſich zu einem ſeltſamen Lächeln; ihr mattes Auge erhielt Glanz, auf ihren Wangen zeigte ſich ein flüchtiges Roth.

„Ich werde es meinem Kinde ſagen," antwortete ſie. „Bin ich nicht ſchön? Kann ich nicht einen Mann beglücken? Mein iſt die Schuld nicht — der Baron iſt wahnſinnig. Ich will ihn bedauern und für ihn beten. Dann komme ich wohl noch zur rechten Zeit, um mein Kind aus dem Findelhauſe zu holen. Adieu, Kornelia! der König erwartet mich."

„Sie grüßte herablaſſend und verſchwand. Ich ſah daß eine Wärterin ihr folgte. Das Jammerbild dieſer Armen hatte mich tief erſchüttert. Ich fühlte mich faſt unfähig, den Oberſt aufzuſuchen. Mechaniſch folgte ich nun den Männern, die ein Vorzimmer betraten. Der Arzt zog ſich zurück. Der Domherr klopfte an eine Thüre. Eine ruhige, feſte Stimme forderte zum Eintreten auf. Wir überſchritten die Schwelle und ſtanden vor dem Oberſten, einer hohen, martialiſchen Geſtalt. Ich habe nie einen ſchönern Greiſenkopf geſehen. Das ſchneeweiße Haar umgab wie ein Kranz das Haupt, das zur Hälfte kahl war. Der Bart über der Oberlippe war voll und ſchön, aber ebenfalls ſchneeweiß. Das große dunkle Auge verrieth keine geiſtige Zerrüttung, es blickte klar und ruhig die Eintretenden an. Die Kleidung beſtand aus einem kurzen Oberrocke mit rothem Kragen. Die ſchwarze militäriſche Halsbinde ward zur Hälfte

von einer weißen Weſte verdeckt. Graue Pantalon mit breiten rothen Streifen und glänzende Stiefel mit Sporen vollendeten den ſauber gehaltenen Anzug.

„Der Oberſt ſtand in der Mitte des Zimmers, die Hände auf den Rücken haltend. Es war erſichtlich, daß er den Gang durch das Zimmer unterbrochen hatte. Seine ganze Aufmerkſamkeit war auf mich gerichtet; den Domherrn ſchien er nicht zu beachten. Ich verneigte mich tief vor dem alten Herrn. Welch' ein Kontraſt lag zwiſchen ihm und dem kleinen Notar. Ich konnte es kaum faſſen, daß dieſer Zwerg einen Kampf mit jenem Rieſen führte.

„Sabine!“ murmelte unwillkürlich der Oberſt, nachdem er mich lange angeſehen.

„Er hatte den Vornamen meiner Mutter genannt.

„Herr Oberſt! Ich bringe Ihnen heute die Tochter,“ begann der Domherr.

„Meine Tochter! Mein Kind!“

„Der Greis ergriff meine Hand und zog mich ſanft an das Fenſter. Um meine Faſſung war es geſchehen; ich mußte weinen. Der Gedanke, Du verübſt eine Täuſchung, haftete ſchwer auf meiner Seele. Aber, war Sabine nicht meine Mutter? War Louiſe, deren Stelle ich vertrat, nicht meine Schweſter? Ich hatte gleiche Anrechte auf den Oberſten, wie ſie. Die Aehnlichkeit mit meiner Mutter, von der ich ſchon oft gehört, erregte die Erinnerung in dem alten Herrn, ſie ſtimmte

ihn weich und wehmüthig. Er küßte mir die Stirn und die Augen und führte mich zu dem Sopha, vor dem ein Tisch mit Planen, Karten und Regiſtern ſtand. Dazwiſchen lagen verſchiedene Zeitungen.

„Herr Notar! wir ſprechen ſpäter," rief der Oberſt. „Gönnen Sie mir ein Stündchen traulicher Unterhaltung mit meiner Tochter, deren Anblick mein Herz ſtärkt, mein altes, zerriſſenes Herz. Für jetzt nehmen Sie meinen Dank, denn Sie ſind Ihren Pflichten als Vormund treulich nachgekommen. Wir haben viel mit einander zu ſprechen — auf Wiederſehen in einer Stunde!"

„Dem kleinen Manne kam dieſe Andeutung ungelegen; er ſchien auch wohl einen anderen Empfang meiner Perſon erwartet zu haben. Freundlich lächelnd trat er näher und fragte:

„Sie befinden ſich doch wohl, Herr Oberſt?"

„Mir fehlt Nichts, gar Nichts! Halten Sie Ihre Bücher bereit, wir können abſchließen. Heute und morgen ſind Sie mein Gaſt — Adieu, Herr Notar!"

„Er mußte ſich entfernen.

„So ſaß ich denn nun meinem Vater gegenüber. Mir war, als ob ich an der Wirklichkeit zweifeln müßte. Es erwachte der Entſchluß in mir, dem Greiſe ein offenes Geſtändniß abzulegen; leider ward ich durch die folgenden Ereigniſſe daran gehindert. Der Oberſt ſaß lange in tiefen Gedanken verſunken. Er ſchien unſchlüſſig

zu ſein, wie er ſich mir gegenüber benehmen ſollte. Endlich rief er:

„So ſoll es ſein! Du biſt meine Tochter! Das ſind ja Sabinens Züge — das iſt ihr Auge, ihre Stirn, ihr Kinn und ihre Wange! Weißt Du, daß ich von der Erinnerung an eine ſchöne Zeit gezehrt habe, wie ein Gefangener in ſeinem Kerker an die goldene Freiheit? Ich wollte Dich nur als Jungfrau wiederſehen, wenn Dein Geiſt und Dein Körper ſich vollſtändig entwickelt — wenn Du das Ebenbild Deiner Mutter ſeieſt. Du biſt es geworden; ich habe die Vergangenheit durch künſtliche Mittel heraufbeſchworen. Das konnte ich durch die Macht des Goldes! Louiſe, ich bin ein Kröſus! Durch die Macht des Kapitals vermag man Alles. Man kann nützen — man kann ſchaden — man kann ſeine Rache befriedigen. Vor dem Gelde bücken ſich die Menſchen tief — das Individuum iſt Nichts. Das ganze Leben iſt ein Börſenſpiel. — Wer es anders nimmt, bleibt ein Narr! Ich will nicht von den großen Planen ſprechen, die ich noch auszuführen gedenke — beſchäftigen wir uns jetzt mit Deiner Zukunft. O, ſo nenne mich doch Vater — warum behandelſt Du mich wie einen Fremden? Fürchteſt Du Dich vor mir?“

„Nein, mein Vater! Aber ich genieße heute zum erſten Male das Glück, Sie zu ſehen und Ihre Stimme zu hören.“

„Wir werden uns nie wieder trennen! Kannſt Du es über Dich gewinnen, nur mir zu leben?“

„Ich fühle mich fähig, Ihnen jedes Opfer zu bringen.“

„Er drückte mich gerührt an ſeine Bruſt.

„Dich hat Gott als einen milden Engel in mein trübes Leben geſendet. Louiſe! ich ſegne Dich.“

„In den großen Augen des Greiſes erſchienen Thränen. Und dieſer Mann ſollte ſeines Verſtandes nicht mächtig ſein? Sollte er nicht wiſſen, daß er ſich in einem Irrenhauſe befindet?

„Vater!“ rief ich, „laſſen Sie dieſen ſchönen Augenblick nicht vorübergehen, ohne daß Sie ein gutes Werk ſtiften. Verſöhnen Sie ſich mit der Mutter Ihrer Louiſe!“

„Der Geſichtsausdruck des Oberſten war plötzlich ein anderer. Er erſchreckte mich. Sein Auge glühete, ſeine Lippen zitterten und ſeine Hände zuckten heftig zuſammen. Er kämpfte einige Augenblicke mit einer furchtbaren Bewegung. Mir war als ob ein Ausbruch ſeines Irrſinns erfolgen müſſe. Plötzlich ſank er wie kraftlos in den Sopha zurück und ſein Geſicht war leichenblaß geworden.

„Ich wollte aufſtehen, um Hilfe zu rufen. Er hielt mich zurück.

„Bleibe, bleibe, mein Kind!“

„Himmel, was iſt Ihnen, mein Vater?“

„Ich muß offen zu Dir reden, ich muß als Ankläger Deiner Mutter auftreten.“

„Was hat sie gethan?“

„Bekenne, Louise! Du haſt Deine Mutter geſprochen.“

„Ich weiß nicht, wo und wie ſie lebt,“ antwortete ich ausweichend. „Aber iſt es nicht natürlich, wenn das Herz eines Kindes . . .“

„Höre mich an, Du ſollſt erfahren, wer Deine Mutter iſt. Du haſt mich in dem Irrenhauſe aufgeſucht?“

„Man ſagt, Sie wären leidend.“

„Ich bin es auch, aber trotzdem iſt mein Geiſt klar. Ich laſſe die Menſchen in dem Wahne, daß ich irrſinnig ſei. Siehſt Du, das iſt eben die Stärke meines Geiſtes. In dieſen einſamen Mauern, hinter dieſen vergitterten Fenſtern brüte ich meine Plane, die ſo groß ſind, daß ſie die Menſchen für Geburten eines kranken Geiſtes halten. Immerhin, dieſer Ort taugt für meine Geiſtesarbeiten. Jetzt bin ich fertig — ich habe nur auf Dich gewartet — nun werde ich an das Tageslicht treten.“

„Sie wollen von meiner Mutter ſprechen,“ wagte ich ihn zu erinnern.

„Deine Mutter hat mich verrathen.“

„Wie, mein Vater?

„Sabine war mein Alles auf dieſer Welt; ich ließ mich, aus triftigen Gründen, heimlich mit ihr trauen.

So war ſie meine Gattin vor Gott, aber nicht vor den Menſchen. Ein Herr von Elsborn, mein Feind, mußte getäuſcht werden, wenn Sabine ſich das Vermögen erhalten wollte, das ihr von Rechtswegen gebührte. Ich war thöricht genug, meine Neigung der Spekulation unterzuordnen. Wir hatten falſch gerechnet. Ich verlor mein kleines Vermögen und meine Gattin, die den armen Mann verſchmähte. Andreas von Sydow war glücklicher — er gewann Elsborn und Sabine. Nun ward ich Spekulant und gewann Summen um Summen. Da trat Sabine wieder auf — ich mußte ihr mein Kind abkaufen, das ich nun in ſtiller Zurückgezogenheit erziehen ließ. Mein Herz wollte einen Gegenſtand haben, dem es ſich anklammerte in dem wüſten Treiben des Lebens. Der Notar P., mein Geſchäftsfreund, übernahm die Sorge der Erziehung. O, er iſt ein braver Mann, er hat das Vertrauen gerechtfertiget, das ich in ihn geſetzt. Jahre verfloßen, und ich ward ein reicher Mann. Mein Kapital arbeitete, ohne mein Zuthun. Da betheiligte ich mich bei einem Unternehmen, das großen Gewinn verſprach. Ein großer Theil meines Vermögens war engagirt. Plötzlich kam mir eine Warnung zu — eine Geſellſchaft Schwindler, größtentheils Franzoſen hatten mich in ihren Netzen gefangen. Ich will kurz ſein, Louiſe! ganz kurz. Um mich von weitern Verbindlichkeiten zu befreien, die nur Verluſte zur Folge haben, mußten meine Zeichnungen annullirt werden. Es

entſtand ein Prozeß — mein Rechtsanwalt trug den Sieg davon, indem er mich für geiſtesſchwach ausgab. Ich ging darauf ein, aus Spekulation und um meinem Kinde das Vermögen zu retten, das auf dem Spiele ſtand. Man brachte mich in dieſe Irrenanſtalt. Jetzt kennſt Du das wichtigſte Geheimniß meines Lebens."

„Aber was hat meine arme Mutter gethan?"

„Sie hat aus Rache dem Gerichte angezeigt, daß mein Irrſinn, Verſtellung ſei."

„Unmöglich!"

„Die Beweiſe liegen vor. Es hat meinem Rechtsanwalt Mühe gekoſtet, die Denunciation zu entkräften. Jetzt bin ich geheilt, und ich trete wieder in die Welt, mit neuen, großen Planen. Du wirſt meinen Reichthum und meinen Ruhm theilen. Wer will mich anfechten? Ich bin geheilt, die Aerzte werden es bezeugen. Morgen übernehme ich die Verwaltung meines Vermögens wieder, die bis jetzt Dein Vormund beſorgt hat."

„Wie ſoll ich Ihnen mein Erſtaunen beſchreiben, Herr Juſtizrath! Der Oberſt ſprach mit einer Ueberzeugung und Sicherheit, daß ich ſeinen Worten glauben mußte, obgleich ſie die abſonderlichſten Dinge ausdrückten. Er hatte ſich aus Spekulation wahnſinnig geſtellt, war ſelbſt in das Irrenhaus gegangen, um die Angabe ſeines Rechtsanwaltes zu bekräftigen. Einem Manne wie ihm konnte ich ſo etwas nicht zutrauen. Und nun meine Mutter — ſollte ſie eines ſolchen Verrathes fä-

hig ſein? Was beabſichtigte man mit mir? Hatte mir Felix nicht geſagt, daß das ganze Verfahren eine nichtswürdige Intrigue ſei? Mir ſchwindelte der Kopf; ich wußte nicht, was ich denken ſollte.

„Da klopfte es leiſe an die Thüre.

„Der Oberſt ward aufmerkſam, er lauſchte.

„Es klopfte zum zweiten Male.

„Ah, ſie iſt es!“

„Wer?“ fragte ich.

„Die Witwe eines holländiſchen Schiffskapitäns. Ich darf ſie nicht abweiſen, denn ſie bringt wichtige Nachrichten.“

„Er öffnete die Thüre.

„Dieſelbe Frau trat ein, die ich auf dem Korridor geſehen hatte. Sie warf ihren Schleier zurück und reichte dem Oberſten die abgemagerte Hand. Nun ereignete ſich folgende Szene, die ich ſtumm beobachtete.

„Was bringen Sie, Madame Dyck?“

„Wichtige Neuigkeiten, Herr Oberſt.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Die oſtindiſche Kompagnie beſitzt wirklich das Vermögen meines Mannes.“

„Das dachte ich mir!“ rief triumphirend der Oberſt.

„Hier iſt der Todtenſchein.“

„Gut.“

„Sie hatte ihm ein Papier überreicht, das er, ohne es zu prüfen, zu ſich ſteckte.

„Wer brachte die Nachricht von der oſtindiſchen Kompagnie?“ fragte er dann.

„Sie fragen noch!“ rief ſie bitter.

„Nun?“

„Er ſelbſt!“

„Der Oberſt erſtarrte.

„Alſo doch!“ murmelte er.

„Es gibt eine Verbindung zwiſchen dem Diesſeits und Jenſeits! Die abgeſchiedenen Geiſter geben ſich zu erkennen, wenn wir ſie nur anzulocken wiſſen. Ich kenne das Geheimniß, in mir wohnt die magnetiſche Anziehungskraft. Auch habe ich Kornelia geſehen, meine Feindin — ſie wird dem Baron die Briefe zurückgeben. Dann werde ich erfahren, wie ſich mein Sohn befindet.“

„Der Oberſt hatte ſich an den Tiſch geſetzt und eine Feder ergriffen.

„Wie hoch beläuft ſich das Vermögen des Kapitäns?“

„Zehn Millionen holländiſcher Gulden.“

„Wir werden es erheben; in einigen Tagen reiſe ich nach Amſterdam. Madame Dyck, Sie werden in einem Schloße wohnen und das Leben einer Fürſtin führen. Mein Wort darauf, ich beſtreite die zur Erlangung des Kapitals nöthigen Auslagen. Iſt ſtelle nur die eine Bedingung. Sie legen die Hälfte Ihres Vermögens in meinen Unternehmungen an.“

„Die Witwe nickte lächelnd, eine übergroße frohe Erregung ſchien ſie der Sprache zu berauben.

„In dieſem Augenblicke erſchien eine Wärterin.

„Hier treffe ich Sie, Madame! Ich bitte folgen Sie mir, man erwartet Sie in dem Betſaale."

„Sagen Sie nicht, daß Sie reich ſind!" flüſterte ihr der Oberſt zu.

„Die Witwe folgte der Wärterin, ohne daß ſie mich bemerkt hatte.

„Plötzlich wandte ſich der Oberſt zu mir. Er ergriff meine Hände und küßte mir die Stirn.

„Die arme Frau ſucht ihren Sohn!" rief er. „Ach, um wie viel glücklicher bin ich — ich habe ja meine Tochter. In dieſer Geſtalt wollte ich Dich ſehen, ſo ſollteſt Du mir zuerſt unter die Augen treten!"

„Der Arzt und der Domherr traten ein.

„Die Männer, erſuchten mich, einer Dienerin zu folgen, die mir ein Zimmer anweiſen würde, das ich für die nächſte Nacht bewohnen ſollte. Ich fühlte lebhaft das Bedürfniß nach Ruhe. Der Oberſt entließ mich freundlich und lud mich ein, ſpäter mit ihm das Eſſen einzunehmen. Man mochte auf Beſuche vorbereitet ſein, denn ich fand ein elegantes, bequemes Gemach. Träumend verbrachte ich eine Stunde in dem Sopha. Die Erlebniſſe zogen wie wirre Bilder meinem Geiſte vorüber. Soviel ich auch ſann und kombinirte, es war mir unmöglich, Zuſammenhang in die Dinge

zu bringen. Wäre ich ein Mann, dachte ich, wie anders wollte ich auftreten! Eine innige Sehnsucht nach Felix erwachte in mir, denn ihm allein konnte ich mich nur anschließen.

„Wenn ich voraussetzte, daß der Domherr seinen Plan nun soweit entwickeln würde, daß ich irgend einen Anhaltspunkt finden könne, so hatte ich mich nicht getäuscht.

„Die Dämmerung war angebrochen, als der kleine Mann in mein Zimmer trat. Das flackernde Feuer in dem Ofen verbreitete einen milden Schein, der mir erlaubte, die Züge meines Vormundes zu beobachten. Er war erregt, suchte es aber so viel als möglich zu verbergen.

„Louise," begann er, „ich habe Sie ohne alle Vorbereitung dem Vater vorgestellt, damit Sie ihn ohne Vorurtheil kennen lernen sollten. Daß er unfähig ist, in das Leben zurückzutreten, wird Ihnen nicht entgangen sein. Es bedingen dies nicht nur ärztliche, sondern auch juristische Gründe — die letzteren vorzüglich. Eine Erörterung des Gesprächs, das zwischen Ihnen und dem Kranken stattgefunden, ist überflüßig, denn ich bin Zeuge desselben gewesen."

„Ich drückte mein Erstaunen darüber aus.

„Vergessen Sie nicht," sagte lächelnd der Vormund, „daß Sie sich in einem Irrenhause befinden. Die Patienten müssen stets heimlich beobachtet werden,

und zu dieſem Zwecke hat man die Einrichtungen getroffen. Hätten Sie der Hilfe bedurft, ſie würde Ihnen auf der Stelle geworden ſein. Sie haben alſo aus des Vaters eigenem Munde erfahren, was ich für ihn gethan. Von Ihrem Auftreten habe ich mir eine ganz andere Wirkung verſprochen."

„Welche Wirkung?"

„Daß er Ihnen, nachdem Ihre Erziehung glücklich vollendet, die Rechte einer Tochter öffentlich zuerkennt und das Vermögen zur freien Dispoſition überläßt. Es war dies ſeit lange der Lieblingsplan Ihres Vaters."

„Und was gedenkt er nun zu thun?"

„Sie haben Madame Dyck geſehen . . ."

„Ja."

„Er will den Sohn dieſer Frau aufſuchen."

„Und dann?"

„Dann kommt die Spekulation."

„Ah, ich verſtehe!"

„Louiſe ſoll ein Vermögen heirathen, das nur in der Einbildung eines verrückten Hirnes exiſtirt. Der arme Oberſt leidet wirklich. Er ſchmiedet ſtets Plane, die ihn lächerlich machen und uns Verlegenheiten bereiten. Bis jetzt iſt es mir gelungen, die Einmiſchung der Regierung fern zu halten — bedenken Sie, zu welchen Erörterungen eine ſolche Einmiſchung führen muß. Es wird mehr als ein Prozeß entſtehen, die, ſo

viel ich ermeſſen kann, zum Nachtheile Ihres Vaters ausfallen. Das ganze Vermögen ſteht auf dem Spiele."

„Das begreife ich; aber was kann ich thun?"

„Beſtimmen Sie Ihren Vater, daß er Ihnen ein Teſtament aushändigt, das er vor ſeinem Rücktritte aus der Welt gemacht hat. Es geſchah dies in einem Anfalle von Melancholie — aber gleichviel, das Dokument iſt bindend. Es rüſtet mich mit väterlicher Gewalt aus, und daß ich dieſe nur zu Ihrem und Ihrer Mutter Beſten verwenden werde, bedarf wohl keiner Erwähnung. Wir bilden eine Koalition, die nicht ſchadet, ſondern nur nützt."

„Aber was wird aus meinem Vater?"

„Er bleibt unter der Obhut der Aerzte und mag hier den Fantaſien ſeines kranken Geiſtes, die ihn glücklich machen, nachhängen."

„Ich ging zum Scheine auf Alles ein.

„Nach dem Abendeſſen führte mich der Oberſt in mein Zimmer zurück. Von Geſchäftsangelegenheiten hatten wir nicht geſprochen. Ich wußte nicht, ob ich den Greis für krank oder geſund halten ſollte. Für mich zeigte er eine wahrhaft rührende Zärtlichkeit und nannte mich das Ebenbild Sabinens und ſeine geliebte Tochter. Der Domherr meinte, es ſei dies ein ſicheres Zeichen ſeiner geiſtigen Verwirrung.

„Es war ſpät, als ich mich endlich allein in meinem Zimmer befand. Draußen heulte der Winterſturm

und trieb Schnee und Regen an das Fenster. Ich ging zu Bett. Mein Schlaf war unruhig, es peinigten mich ängstliche Träume. Wie lange ich gelegen, weiß ich nicht — aber plötzlich hörte ich das leise Geräusch der Thüre, die geöffnet wurde. Ich fuhr empor und zog die Gardine des Alkovens zurück. Ein matter Schein erfüllte das Gemach, in dessen Mitte eine seltsame Gestalt stand. Diese Gestalt war in ein dunkles, kaftanähnliches Gewand gehüllt. Der Kopf war unbedeckt, der Hals bloß — ich erkannte meinen Vater, der eine Blendlaterne in der Hand trug und starr nach meinem Bette sah. Der Ausdruck seines Gesichts kam mir unheimlich vor, sein großes Auge glühete unter den buschigen Brauen, seine Hand, welche die Laterne hielt zitterte ein wenig.

„Ich muß ihren Schlaf unterbrechen!" murmelte er. Mir bleibt nicht viel Zeit, meine Feinde könnten mich entdecken. O, sie wähnen, daß ich ohnmächtig sei — mein Scharfsinn wird sie überlisten."

„Er setzte die Laterne auf ein Möbel. Dann schlich er näher.

„Vater!" rief ich leise.

„Du wachst, Louise?"

„Ja."

„Ich muß Dich sprechen."

„Er kauerte sich an dem Bette nieder und ergriff meine Hände. Die seinigen waren eiskalt. Ich bebte am

ganzen Körper unter der Berührung des seltsamen Mannes.

„Louise! ich bin kein Verbrecher!“ begann er.

„Wer behauptet das?“ fragte ich erschreckt zurück.

„Deine Mutter hat mich angeklagt.“

„Sie irren.“

„Ich habe Beweise. Vertheidige das Weib nicht, ich habe Beweise.“

„So verdient sie mehr als Verachtung.“

„Liebst Du mich, mein Kind! wirst auch Du mich verrathen?“

„Ich stehe zu Ihnen bis zum letzten Hauche meines Lebens!“

„Ach ja, ein Kind kann den Vater nicht verrathen, es müßte denn ein Ungeheuer sein. Glaube mir, ich bin kein Verbrecher, man stempelt mich nur dazu. Mein Vermögen reizt die Leute und macht sie unehrlich. Louise! ich traue auch meinem Notar nicht mehr — er gönnt mir den Besitz meiner Tochter nicht.“

„Niemand in der Welt kann mich Ihnen rauben!“

„Ich bin zufrieden, vollkommen zufrieden! Höre mich an.“

„Die folgenden Worte sprach der Greis so leise, daß ich sie nur mit Anstrengung verstehen konnte.

„Louise! nimm dieses Taschenbuch.“

„Er überreichte es mir; es war umfangreich und schwer.

„Was soll ich damit beginnen?“

„Verbirg es — kein Mensch, selbst der Notar nicht, darf es sehen. Es enthält mein Testament und eine große Summe in Banknoten. Einzelne Papiere, die Du vorfinden wirst, enthalten Bestimmungen, mit deren Ausführung ich Dich hiermit beauftrage. Mögen sie Dir auch sonderbar erscheinen — befolge meinen Willen.“

„Das verspreche ich Ihnen.“

„Bedarfst Du eines Bankhauses, so wende Dich an Baptist Leroux in Brüssel und Kaiser in Köln. Mein Taschenbuch enthält die nöthigen Empfehlungsbriefe. Die Verwaltung einiger Grundstücke bleibt noch in den Händen des Notars, weil es unmöglich ist, sie ihm jetzt zu entziehen. Aber Alles wird Dir zufallen, denn Du bist meine Universalerbin. — Still, war das nicht Geräusch?“

„Wir lauschten.

„Die Ruhe der Nacht ward nur durch das Geheul des Sturmes unterbrochen, der von Zeit zu Zeit tosend an die Fenster stieß.

„Es ist nichts, mein Vater!“

„Gut, die Wächter schlafen, sie vermissen mich nicht.“

„Mein Vater, Sie befinden sich an einem traurigen Orte!“ rief ich leise. „Müssen Sie denn hier bleiben?“

„Er neigte traurig sein weißes Haupt.

„Du kommſt auf den Punkt, den ich ſoeben berühren wollte," murmelte er. „Louiſe! ich muß heimlich entfliehen. Aber dazu bedarf ich einer Hilfe."

„Ich gewähre ſie Ihnen, mein Vater!"

„Du?"

„Ja, ich!"

„Der Notar wird Dich beobachten . . ."

„Ich ſende Ihnen einen Vertrauten!"

„Wen?"

„Felix von Eberſtein."

„Den Sohn meines alten Freundes?"

„Felix hat es ſich zur Aufgabe geſtellt, Ihnen nützlich zu ſein. Wollen Sie ihm vertrauen."

„Mit Leib und Seele!"

„Beſtimmen Sie Tag und Stunde."

„Der Oberſt dachte einige Augenblicke nach.

„In der Sylveſternacht."

„Iſt ſie zur Flucht geeignet?"

„Man begeht hier einen Ball, den einzigen im Jahre. Mit dem Schlage zwölf werde ich an der Pforte ſein, die nach der Wieſe hinausführt. Es gibt keine zweite Pforte, ſie iſt leicht zu finden. Die Mauer iſt nicht hoch — o, mein Kind! ſende mir Felix und ſorge für ein ſtilles Aſyl, das mich aufnimmt."

„Wir beſprachen noch verſchiedene Einzelnheiten und trennten uns. Der Oberſt ſchlich, ſeine Laterne tragend, leiſe aus dem Zimmer. Ich zitterte, daß man ihn

entdecken würde. Besorgt verließ ich mein Bett, hüllte mich in den Mantel, öffnete die Thüre und lauschte. Ich sah die Gestalt über den Korridor schweben und in einer der Thüren verschwinden. Nun verbarg ich mein Taschenbuch unter dem Kopfkissen. So war ich denn in dem Besitze dessen, wonach der Domherr strebte. Ich verbrachte die Nacht in einer fieberhaften Unruhe. Kaum dämmerte der Morgen, so verließ ich mein Bett. Das Wetter war hell und sehr kalt. Der Sturm hatte die Schneewolken vertrieben. Meine Toilette war in fünf Minuten gemacht.

„Auf dem Korridor regte sich Nichts, die Bewohner schienen noch zu schlafen. Flüchtig prüfte ich den Inhalt der Brieftasche. Er bestand aus einer Menge hoher Banknoten und Staatspapiere, deren Werth ich für den Augenblick nicht ermessen konnte. Darüber, daß ich eine enorme Summe in Händen hatte, blieb mir kein Zweifel. Auch das Testament fand sich vor. Die übrigen Papiere ließ ich außer Acht. Es war mir unerklärlich, daß man dem angeblichen Geisteskranken diese Schätze nicht entzogen hatte. Und wie war es ihm möglich gewesen, seinen Wächtern die Papiere zu verbergen? Daß die Existenz derselben jetzt in Gefahr schwebte; mußte der Oberst ahnen. Nun gerieth ich selbst in Verlegenheit — wie sollte ich das umfangreiche Taschenbuch, das einer Mappe glich, heimlich fortbringen? Stand nicht zu befürchten, daß der Dom-

herr Forſchungen anſtellte und mich in Verdacht nehmen könne? Auf dem Korridor ward es lebendig, ich hörte Stimmen und Schritte. Nun durfte ich keine Zeit mehr verlieren. Ich nahm die Papiere, verbarg ſie in meinem Korſette und warf das Taſchenbuch in den Ofen. Gleich darauf kam eine Magd und machte Feuer an. Sie hatte den Gegenſtand, den ich in den Ofen geworfen, nicht bemerkt. Als ſie ſich entfernt, ſorgte ich dafür, daß das leichte Leder verbrannte.

„Mir war ein Stein vom Herzen genommen. Beruhigt wartete ich nun der Dinge, die da kommen ſollten. Der Domherr holte mich zum Frühſtück in das Zimmer des Oberſten. Der Greis war ruhig und freundlich, aber ungewöhnlich bleich. In einzelnen Momenten ſchien er zerſtreut zu ſein und nur mühſam ſeine Aufmerkſamkeit zu ſammeln. Das Frühſtück ſchmeckte ihm nicht."

„Wann wollen Sie reiſen?" fragte er plötzlich.

„Sobald unſere Geſchäfte geordnet ſind," antwortete der Domherr.

„Ich habe meinen Entſchluß geändert, Freund! Es iſt gut, wenn man überlegt, und ich habe dieſe Nacht überlegt. Reiſen Sie mit Gott, ich bleibe!"

„Aber die Geſchäfte," erinnerte lächelnd der kleine Mann. „Ich meine, in ſo weit ſie unſere Louiſe betreffen. Sie begreifen wohl, Herr Oberſt! daß ich die Intereſſen meiner Mündel wahrnehmen muß."

„Jetzt schien dem Domherrn der rechte Augenblick gekommen zu sein, um einen wirksamen Schlag auszuführen.

„Louise!“ fuhr er freundlich fort, „betrachtet mich wie ihren zweiten Vater, und ich habe sie wie eine Tochter liebgewonnen. Mir, dem aufrichtigen Vermittler, werden Sie erlauben, daß ich ein rathendes Wort rede, wenn es der Drang der Umstände erheischt. Sie wollen Ihren bisherigen Aufenthalt beibehalten — gut, so folgen Sie dem Rathe Ihres Rechtsanwaltes. Nun aber spricht der Vormund Louisens: erkennen Sie ihre Tochter vor der Welt an und stellen Sie ihre Zukunft sicher. Es ist dies nicht nur Ihre heiligste Pflicht, es entspricht auch dem Abkommen, das ich bei Uebernahme der Vormundschaft als Bedingung gestellt habe. Louisens Leben war bisher das einer Einsiedlerin; das arme Kind soll nun ihrem Range gemäß in die Welt treten. Herr Oberst! liefern Sie mir die Mittel dazu. Eine Weigerung müßte ich als Hartherzigkeit bezeichnen.“

„Der Greis runzelte die Stirn.

„Ich besitze kein Vermögen mehr!“ murmelte er. „Sie kennen die Verluste, die ich erlitten habe. Aber ich werde wieder gewinnen!“ fügte er hastig hinzu. „Die Plane, die ich entworfen, führe ich aus. Es stehen mir Millionen in Aussicht.“

„Der Domherr lächelte mitleidig.

„Täuschen Sie mich nicht, lieber Freund!“

„Sie gehen zu weit!“ rief der Oberſt.“

„Nein.“

„Ueberſchreiten Sie den Ihnen angewieſenen Kreis nicht.“

„Sie werden es mir ſpäter Dank wiſſen. Sie ſehen,“ wandte der Domherr ſich an mich, „Ihr Vater iſt hartherzig.“

„Verzeihung,“ rief ich aus, „ich begnüge mich mit dem, was vorhanden iſt.“

„Es iſt Nichts mehr vorhanden, Nichts. Was Ihre Erziehung übrig gelaſſen, haben unglückſelige Prozeſſe verſchlungen. Doch ich komme Ihnen entgegen, Herr Oberſt! Behalten Sie Ihre falſchen Banknoten — ich werde fortfahren, für unſere Louiſe zu ſorgen. Sie haben wohl gute Gründe, meine Forderung zu verweigern.“

„Der Oberſt ſprang auf. Dann ſank er leichenblaß auf ſeinen Stuhl zurück. Sein Augen rollten wild, ſeine Hände zuckten krampfhaft.

„Louiſe!“ wimmerte er, „mein Kopf, mein armer Kopf.“

„Nachdem er eine Zeit lang das Geſicht mit beiden Händen bedeckt hatte, ſprang er plötzlich auf und ſchlug mit der Fauſt ſo gewaltig auf den Tiſch, daß das Kaffeeſervice in Scherben zerbrach. Er achtete des Blutes nicht, das aus ſeiner Hand rann. Ich flog mit einem Schreckensſchrei an die Thüre. Der Dom-

herr zog ruhig die Glocke. Ein handfester Wärter trat ein.

„Man will mich verderben!“ rief der Oberst.

„Dann wollte er einen Stuhl nach dem Domherrn schleudern — der Wärter fiel ihm in den Arm und vereitelte so die Absicht des Obersten, den ich nun wirklich für geisteskrank halten mußte. Er bot einen fürchterlichen Anblick. Nach einigen Augenblicken wollte er sich auch des Wärters entledigen — es entstand ein Kampf. Ein Arzt trat ein und bat mich, ich möge mich entfernen. Am Arme des Domherrn verließ ich das Zimmer. Was ferner geschehen, weiß ich nicht — eine Viertelstunde später saß ich mit meinen Begleitern in dem Wagen, der gegen Abend Brüssel erreichte. Mein Vormund hatte unterwegs kein Wort gesprochen. Erst als wir allein in dem Zimmer waren, fragte er:

„Was erwarten Sie von Ihrem Vater?

„Nichts!“ antwortete ich mechanisch. „Der arme Mann ist geisteskrank.“

„Und sehr gefährlich. Was ich befürchtete, ist eingetroffen . . .“

„Was befürchteten Sie?“

„Daß Sie auf mich allein angewiesen sein würden. Doch beruhigen Sie sich, unser Verhältniß bleibt dasselbe. Sie haben ja den armen Mann kaum kennen gelernt, der Verlust desselben kann Sie deshalb nicht schmerzlich berühren. Hier ist meine Hand, Louise! —

ich verlasse Sie nicht; ich bin selbst erbötig, Sie durch festere Bande an mich zu knüpfen. Trocknen Sie Ihre Thränen, Sie werden nicht verwaist in der Welt stehen."

„Scheinbar nahm ich den Trost mit Dank an. Ermattung vorschützend, zog ich mich in mein Zimmer zurück. Babet wollte mich bedienen — ich lehnte es in einem Anfluge übler Laune ab. Sobald ich allein war verschloß ich die Thüre und ordnete meine Papiere. Die Haufen der Banknoten lagen vor mir auf dem Tische. Ein Schauder ergriff mich, als ich bedachte, daß sie falsch sein könnten. Ich zermarterte meinen Kopf mit tausend Vermuthungen. Warum hatte Sie mir der Oberst zur Aufbewahrung gegeben? Hätte er sie nicht verbrennen können, um sich vor Entdeckung zu sichern? Doch der arme Mann war ja seines Verstandes nicht mächtig. Dann wieder fiel mir ein, daß der Domherr nur eine Drohung ausgestoßen haben könne, indem er die Banknoten als falsch bezeichnete. Ich kam zu keinem Resultate und beschloß, Felix um Rath zu fragen. — Das Testament war in aller Form angefertigt; es setzte Louise von Melin, die Pupille des Domherrn P., zur Universalerbin ein. Der Domherr war natürlich zum Testamentsvollstrecker ernannt. Ein Verzeichniß gab die liegenden Gründe des Testators an. Ich war erstaunt über den Reichthum, der mir zufallen sollte. Und doch hatte der Domherr davon gesprochen, daß Nichts mehr

vorhanden sei. Vielleicht besaß ich das Testament eines Irrsinnigen, vielleicht war Alles nur eine Illusion.

„Am folgenden Morgen besuchte ich die Messe. Weder von dem Domherrn noch von der Kammerfrau ward mir die Begleitung angetragen, ein Umstand, der mich mit Befürchtung erfüllte. Sollten sie mich heimlich beobachten lassen? Ich mußte auf meiner Huth sein. Als ich die Kirche betrat, fand ich Felix in der Vorhalle. Auch er fand eine Unterredung in der Kirche nicht rathsam. Wohin sollten wir uns wenden? Felix fand ein Auskunftsmittel — wir ließen uns in einem Fiaker nach der Witwe fahren, die meinem Freunde ein Stübchen vermiethet hatte. Die Noth ließ mich die Inconvenienz dieser Fahrt übersehen. Nun erzählte ich kurz und rasch die Erlebnisse der letzten Tage.

„Der Oberst muß entfliehen!“ rief Felix. „Das Irrenhaus ist die Anstalt eines Privatarztes, der ohne Zweifel zu dem schändlichen Unternehmen bestochen ist. Ich werde mich in der Neujahrsnacht an der Pforte einfinden. Und hier in diesem bescheidenen Hause, soll der gemißhandelte Mann wohnen.“

„Nun zeigte ich ihm einige Banknoten, die ich mitgebracht. Felix behauptete, daß sie echt seien. Um ganz sicher zu sein, wollte er eine davon wechseln — ich ließ sie ihm. Wir beschloßen, vor der Hand nichts zu unternehmen als die Befreiung des Obersten, der, wie Felix behauptete, durch raffinirte Mittel in eine mo-

mentane Geistesverwirrung versetzt sei. Das Testament, fügte er hinzu, müsse Rechtskraft haben, da der Notar nach dem Besitze desselben strebe.

„Die Verhältnisse schlangen das Band fester, das gegenseitige Zuneigung um uns gewoben. Wäre Felix von Eberstein, der einen offenen, braven Charakter zeigte, auch nicht meine einzige Stütze gewesen, ich würde ihm dennoch meine ganze Gunst geschenkt haben. Davon, daß ich die Stelle meiner Schwester einnahm, hatte er keine Ahnung; er war glücklich, wenn ich ihm die Hand zum Kuße überließ.

„Wie stehen Sie mit der Gräfin? fragte ich ihn.

„Er berichtete, daß er sie Abends zuvor im Foyer des Theaters gesprochen habe.

„Wird diese Annäherung unserm Unternehmen nicht schaden?"

„Im Gegentheil," antwortete er, „ich hoffe Nutzen davon. Die Gräfin ist die Vertraute des Domherrn, und Beide intriguiren gegen den Grafen, dessen Vermögen ihnen zur Beute werden soll. Louise!" versicherte er, „listige Ränke sind mir im Grunde der Seele verhaßt; aber verschmähe ich sie unter den obwaltenden Verhältnissen, so erliegen wir in dem begonnenen Kampfe. Unsere Feinde sind schlaue Spekulanten, Menschen, die Börsengeschäfte im Großen treiben. Die Verzweiflung und der Untergang ihrer Opfer kümmert sie nicht; sie schreiten über Leichen ihrem Ziele zu. Der

Graf ſteht ſchon mit einem Fuße in dem Grabe, er iſt nicht zu retten — aber der Oberſt, ſo hoffe ich, wird zum Leben zurückkehren, um den Betrügern die Stirn zu zeigen. Louiſe! verzeihen Sie mir, daß ich die Leidenſchaft der Gräfin benütze, um die Plane dieſer verſchmitzten Perſon ganz kennen zu lernen. Es handelt ſich ja um die Ehre meines verſtorbenen Vaters."

„Wir trennten uns; nachdem wir verabredet hatten, daß das Haus der Witwe der Ort unſerer ferneren Zuſammenkünfte ſein ſollte.

„Denſelben Abend ſtatteten wir einen Beſuch in dem gräflichen Hotel ab. Auguſte empfing mich mit der ausgelaſſenen Freude eines jungen Mädchens. Die Eiferſucht regte ſich in mir, denn ich nahm an, daß die frohe Gemüthsſtimmung der reizenden Frau eine Folge des Wiederfindens meines Felix ſei. Auguſte kam mir verführeriſch ſchön vor; die Beweglichkeit und Lebhaftigkeit der Freude ſtand ihr beſſer, als die erkünſtelte Sentimentalität und Trauer. Sie war an jenem Abende ſchneeweiß gekleidet und trug eine natürliche weiße Kamelie in dem vollen Haare, das eine Meiſterhand friſirt hatte. Der kranke Graf bewunderte mit ſtillem Entzücken ſeine Gattin, für die Gäſte hatte er keine Aufmerkſamkeit. Unter andern Umſtänden würde mir die Liebe eines alten Mannes zu einer jungen Frau lächerlich erſchienen ſein — hier übte ſie einen traurigen

Eindruck auf mich aus. Das glänzende Hotel kam mir vor, wie ein übertünchtes Grab.

„Um nicht aufzufallen, nahm ich an der lebhaften Unterhaltung theil. Zu meiner großen Verwunderung leitete der Domherr das Gespräch auf meinen Vater und erzählte von dem Besuche im Irrenhause. Mir war bald klar, daß dies ein sehr geschicktes Manöver war.

„Sie haben ihn also gesehen?“ fragte der Graf.

„Ja.“

„Ich wußte es, daß seine Krankheit unheilbar sei.“

„O, Sie haben leider Recht gehabt!“ rief der Domherr.

„Wie benahm er sich?“ fragte Auguste, einige Theilnahme erheuchelnd.

„Er tobte dergestalt, daß wir vor ihm fliehen mußten.“

„Die Irrsinnigen sind mir furchtbare Menschen.“

„Was gab ihm Veranlassung zu toben?“ fragte der Graf.

„Ich reklamirte das Vermögen meiner Mündel.“

„Ah! Und der Oberst?“

„Will Nichts mehr besitzen.“

„Das charakterisirt den Geizhals, der Zeit seines Lebens nur auf Gewinn bedacht gewesen.“

„Die Gräfin hielt meinen Arm in dem ihrigen und betrachtete mich mit schmerzlichen Blicken.

„O, Sie Aermſte!“ rief Sie aus. „Was wird denn nun geſchehen?“

„Der Vormund gab ſtatt meiner zur Antwort:

„Das Herz des Vaters iſt verſtockt; ich hoffe jedoch, daß ihn die Aerzte zu Geſtändniſſen veranlaſſen werden, die meiner Louiſe nützlich ſein können. Gelingt dies nicht, ſo mag ſie ſich nicht grämen, meine Liebe wird ſie für den Verluſt entſchädigen.“

„Brav! Brav!“ rief die Gräfin. „So ſpricht ein Mann von Herz und Ehre!“

„Der Graf meinte:

„Die Börſenſpekulanten gleichen den Spielern am grünen Tiſche; ſie enden entweder im Wahnſinne oder durch Selbſtmord.“

„Hiemit ſchloß das Geſpräch über dieſen Punkt, ohne daß ich mich daran betheiligt hatte. Soviel war mir klar geworden, daß man den Oberſten nicht in Ruhe laſſen wollte.

„Es war Mitte Dezember. Wir hatten alſo noch vierzehn Tage bis zur Sylveſternacht. Bei meiner nächſten Zuſammenkunft mit Felix erfuhr ich, daß die Banknote echt und gewechſelt ſei. Ich überließ das Geld dem jungen Manne, damit er die Koſten der Reiſe nach dem Irrenhauſe beſtreiten, und ſonſt für den armen Oberſten ſorgen konnte. Er wollte es nicht annehmen; ich gab ihm aber zu bedenken, daß ich eine ſolche Summe nicht aufbewahren könne.

„Mit Ungeduld erwartete ich den entscheidenden Tag, denn es hing viel davon ab, meinen Vater den Händen seiner spekulativen Feinde zu entziehen. Bei der Heftigkeit, die ich an ihm kennen gelernt, ließ sich so Manches fürchten.

„Meine Lage sollte indeß immer schwieriger werden. Die Zärtlichkeiten des Domherrn trieben mich arg in die Enge. Er blieb stundenlang in meinem Zimmer und girrte wie ein Tauber. Soviel ich mir auch Mühe gab, ich konnte zuweilen meinen Mißmuth nicht verbergen.

„Was ist das, Louise?“ fragte er bei einer solchen Gelegenheit.

„Mir ist seltsam zu Muthe,“ gab ich zur Antwort. „Der Gedanke an meine Eltern und an meine Schwester will mich nicht verlassen. Während ich hier in Luxus lebe, leiden sie vielleicht am Nothwendigsten Mangel.“

„Sie gehen in Ihrer Gutmüthigkeit zu weit. Doch, es hängt von Ihnen ab, über mein Vermögen zu gebieten.“

„Was habe ich zu thun?“

„Denken Sie an die junge Gräfin von Ripon.“

„Ich errieth den Sinn dieser Worte und mochte wohl ein wenig erröthen.

„Die junge Dame, die aus einer armen Famillie stammt,“ fuhr er fort, „unterstützt eine alte Mutter und zahlreiche Geschwister, die sie wie ihre Vorsehung

verehren. Sie hat im wahren Sinne des Wortes eine Verſtandesheirath abgeſchloſſen, eine Heirath, die gute Früchte trägt. Nun meine ich, daß ich jeden Augenblick aufhören kann, Ihr Vormund zu ſein, um Ihr Lebensgefährte zu werden. Dann lege ich Ihnen mein ganzes Vermögen zu Füßen."

„Jetzt mußte ich eine Antwort ertheilen, die den ſchlauen Alten in Schlummer wiegte.

„Lieber Herr! ich weiß, wie hoch ich Ihnen zu Danke verpflichtet bin — Ihr Vermögen reizt mich nicht."

„O, Louiſe! ich ſpreche ſtets nur von einer Verſtandesheirath."

„Gönnen Sie mir noch einige Zeit!" bat ich.

„In Ihrem Intereſſe rathe ich, bald einen Entſchluß zu faſſen."

„Warum?"

„Ich kann Ihnen unter den obwaltenden Verhältniſſen die Nachricht nicht erſparen, daß der Mann Ihrer Schweſter, ein gefährlicher Abenteurer, das Vermögen ſeiner Frau zu reklamiren droht."

„Es iſt ja kein Vermögen vorhanden."

„Wer weiß es?"

„Der Oberſt hat es verſichert."

„Der arme Mann iſt ja irrſinnig."

„Ich will mich eines beſonderen Scharfſinnes nicht rühmen," ſagte Louiſe lächelnd; „aber die Widerſprüche

in den Aeußerungen meines Vormundes fühlte ich klar heraus. Er wandte Reizmittel und Drohungen an, um mich seinen Wünschen geneigt zu machen. Der kleine süße Mann war mir bereits unerträglich geworden; ich würde ihm sofort meine wahre Gesinnung mitgetheilt haben, um einem unwiderstehlichen Drange zu folgen, wenn die in Aussicht stehende Befreiung des Obersten mich nicht davon abgehalten hätte. Es gab ja des Räthselhaften noch so viel aufzuklären, daß ich vorsichtig zu Werke gehen mußte. So duldete ich denn die entsetzlichen Zärtlichkeiten des verliebten Alten, der mir schwor mehr mein Sklave, als mein Gatte sein zu wollen.

„An mancherlei Kleinigkeiten in meinem Zimmer machte ich die Bemerkung, daß Babet bald hier, bald dort nachspürte und daß sie ihre Sorgfalt auf Dinge richtete, die ihr früher gleichgiltig gewesen. Meine Papiere verwahrte ich in dem Kästchen, das meine Schmucksachen enthielt, und zu diesem Kästchen besaß ich allein den Schlüssel. Das Kästchen stand in dem Fache eines schweren Mahagoni-Sekretärs, der wiederum fest verschlossen war. Bei dem großen Werthe der Diamanten konnte der sorgfältige Verschluß nicht auffallen. Die Mappe, die meine Zeichnungen und Schreibereien enthielt, ließ ich offen liegen. Auch mein Tagebuch, in das ich nur gleichgiltige Notizen machte und mitunter Dankbarkeitsäußerungen über meinen Vormund schrieb, entzog ich den Blicken der Kammerfrau nicht.

„Einſt machte ich Toilette zum Beſuche der Oper. Babet war mir dabei behilflich. Sie lobte die Fülle meines Haares, den ſchlanken Wuchs und die glückliche Entwicklung meiner Körperformen. Sie verzeihen mir, Herr Juſtizrath! dieſes Selbſtlob; aber ich berichte die Aeußerungen meiner Kammerfrau, die ich nicht verſchweigen darf, um Ihnen ein vollſtändiges Bild von den ſtattgehabten Ereigniſſen zu geben.“

Der Juſtizrath verneigte ſich, indem er hinzufügte:

„Erlauben Sie mir, daß ich der Anſicht Ihrer Kammerfrau beipflichte.“

Die junge Dame dankte durch eine Verneigung und fuhr fort:

„Die Schmeicheleien der Alten entlockten mir ein Lächeln. „Ach, Sie werden eine ſchöne Braut ſein!“ rief ſie aus. „Wenn nur der Bräutigam ein Dutzend Jahre jünger wäre.“

„Babet! Sie ſprechen ſeltſame Dinge.“

„Ja, wohl, ſeltſame Dinge! Ich kann mir nicht einbilden, daß Sie mit dem alten Herrn, ſo gut er auch iſt, glücklich werden. Die Verſchiedenheit des Alters iſt doch zu groß. Wenn ich mir einen jungen, ſtattlichen Bräutigam an Ihrer Seite denke . . .“

„Denken Sie das nicht; ich weiß, was ich meinem Vormunde ſchuldig bin.“

„Immerhin, mein beſtes Fräulein! aber man ſollte Ihr junges Leben doch nicht an ein altes, feſſeln. Unſer Herr fordert zu viel von Ihnen."

„Die Alte will ſondiren, dachte ich; ſie handelt im Auftrage des Domherrn. Ich mußte ſie täuſchen.

„Babet! wiſſen Sie, was platoniſche Liebe iſt?"

„Nun ja, die Frau Gräfin hat davon geſprochen."

„Und die Gräfin fühlt ſich glücklich bei ihrem alten Manne."

„O, ich zweifle daran!"

„Babet! der Augenſchein lehrt es."

„Er lehrt auch noch etwas Anderes."

„Ich ſah die Alte erſtaunt an. Sie ſchüttelte den Kopf und meinte:

„Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt. Können Sie ſchweigen?"

„Ja."

„Geſtern, gegen Abend beſuchte Sie die Gräfin."

„Ganz recht."

„Ich begleitete die Dame zur Thüre. Und da habe ich geſehen..."

„Was denn?"

„Daß ein ſchöner junger Mann in dem Wagen ſaß, der ſie in ſeinen Armen empfing. Der Bediente, der das zärtliche Geheimniß ſeiner Herrin kennen muß, ſchloß raſch den Schlag und der Wagen, in deſſen weichem Schoße das Pärchen ſich wiegte, fuhr raſch davon."

„Babet! Sie haben sich wohl getäuscht!“

„Nein, nein!“

„Oder der junge Mann, wenn er wirklich vorhanden gewesen, ist ein Verwandter...“

„Ein Verwandter kann unmöglich so zärtlich sein, wie der Mann im Wagen. Und dann die Gräfin — sie streckte ihm beide Arme entgegen. Ist das platonische Liebe?“

„Das wäre freilich eine Untreue, die sich nicht verzeihen läßt.“

„Und doch will ich die junge Frau nicht so ganz verdammen, die bei ihrem Manne nur eine Krankenwärterin ist. Wir Menschen sind keine Engel, und die Verführung zeigt sich uns auf allen Wegen. Da haben Sie nun die Folgen einer platonischen Liebe.“

„Mein Vormund, liebe Babet! ist ein ganz anderer Mann, als der kranke Graf.“

„O, wer wollte das in Abrede stellen! verzeihen Sie es meiner Liebe zu Ihnen, wenn ich Sie auf die Gefahren einer Ehe aufmerksam mache, die von so ungleichen Parteien geschlossen wird.“

„Ich danke Ihnen, liebe Babet! mein Entschluß steht fest.“

„Daß dieser Entschluß der war, den alten Narren nicht zu heirathen, behielt ich für mich. Der Mann im Wagen war kein anderer als Felix gewesen. Mir pochte das Herz gewaltig; aber ich bekämpfte meine Eifersucht

und forderte Babet auf, über die Sache zu ſchweigen, da ihre Vorausſetzung eine falſche ſein könne. Die Abſicht der Kammerfrau konnte ich mir nicht erklären; aber daran zweifle ich nicht, daß die Gräfin in ihrer Leidenſchaft ſich vergeſſen hatte.

„Zwei Tage ſpäter hatte ich mit Felix eine Unterredung. Er beſtätigte das Rendezvous in dem Wagen. Ich gab zu bedenken, das Babet darum wiſſe.

„Es kommt nicht darauf an," meinte Felix. „Die Gräfin kennt mich unter dem Namen von Marhofen und dieſen Namen kann der Domherr erfahren, der die Extravaganzen ſeiner Freundin nicht mißbilligt. Uebrigens ſteht Alles gut, man ahnt meine wahre Abſicht nicht und hält mich für einen getreuen Seladon. Den baldigen Tod des Grafen zieht man durchaus nicht in Zweifel, und ſomit gibt man mir Hoffnung, ſein Nachfolger zu werden. Der Oberſt ſoll im Irrenhauſe verkümmern und der Graf ſoll in das Grab verſenkt werden — dann ſind zwei überflüßige Menſchen beſeitigt. Die Gräfin iſt, ſo viel ich ſchließen kann, eine Verwandte des Notars — ſie kennt alle ſeine Verbrechen. Bald werde ich Ihnen mehr ſagen können."

„Felix traf nun ſeine Vorbereitungen zur Flucht des Oberſten. Er kaufte einen Wagen und ein kräftiges Pferd, das er ſelbſt lenken wollte, um die Mitwirkung eines Fremden zu vermeiden. Die Witwe, der man geſagt hatte, ein Onkel des jungen Mannes werde

kommen, richtete bereitwillig ein Stübchen ein. Ich nahm Abschied von Felix und versprach, in der Dämmerung des Neujahrstages mich einzustellen. Felix trat seine Reise an. Die wenigen Tage verflossen langsam; eine unbeschreibliche Angst marterte mich, nur mit Mühe konnte ich Ruhe und Unbefangenheit erheucheln. Die Sylvesternacht verbrachten wir bei der Gräfin, die ein glänzendes Bankett gab. Die Gesellschaft bestand aus Kaufleuten und Künstlern; der Adel war durch einige Personen vertreten, denen ich wenig Geschmack abgewinnen konnte. Die ganze Gesellschaft trug überhaupt ein seltsames Gepräge; man brauchte eben kein unbefangener Beobachter zu sein, um zu errathen, daß der Graf von Ripon in der Aristokratie wenig galt.

„Als es zwölf Uhr schlug und die Champagnergläser klangen, erbebte mir das Herz — in diesem Augenblicke mußte Felix den Obersten an der Pforte des Irrenhauses treffen.

„Nach der Tafel ward der Ball fortgesetzt. Der Domherr, der fast nie von meiner Seite wich, zeigte sich als einen gewandten Tänzer. Auguste ward von einigen Herren in Anspruch genommen, deren Mienen verriethen, daß sie die traurige Ehe der reizenden Frau vom Hause kannten. Der kranke Graf hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, nachdem er einige Zeit dem Tanze zugesehen und sich wie ein Kind über seine strahlende Gattin gefreut hatte.

„Mit Tagesanbruch fuhren wir nach unſerer Wohnung zurück. Gegen Abend war der Domherr krank; er hatte ſich ein wenig zu viel zugemuthet. Babet ſaß beſorgt an ſeinem Bette.

„Wohin?“ fragte er, als er mich im Pelzmantel erblickte.

„In die Vesper.“

„Nach der Ballnacht?“

„Ich fühle mich ganz wohl.“

„Gehen Sie, mein Kind! und ſchließen Sie mich in Ihr Gebet mit ein.“

„Ich betrat wirklich die Kirche und verrichtete ein kurzes, aber andächtiges Gebet. Dann eilte ich nach dem kleinen Hauſe der Witwe. Es war ſchon dunkel, als ich anklopfte. Die Magd öffnete. Auf der Treppe ſtand Felix, ein Licht in der Hand haltend. Seine vor Freude ſtrahlenden Züge verriethen mir, daß die Flucht gelungen ſei. Er führte mich in ſein Zimmer.

„Wo iſt mein Vater?“

„Dort!“

„Kann ich ihn ſehen?“

„Er ſchläft.“

„Gott ſei Dank!“

„Ja, wahrlich, Gott hat ſichtlich geholfen!“

„Wir traten leiſe in das angrenzende Gemach. Der Greis lag in einem feſten Schlafe auf ſeinem Bette. Aber wie eingefallen waren ſeine Wangen, wie bleich

ſeine Lippen, wie tief lagen die Augen in ihren Höhlen! er athmete tief und ruhig. Die Hände hielt er gekreuzt auf der Bruſt. Ich hätte niederknieen und ihn küſſen mögen. Um den ſtärkenden Schlaf nicht zu unterbrechen, zogen wir uns zurück. Ich dankte dem Retter meines Vaters durch einen innigen Kuß.

„Felix erzählte:

„In einer Dorfſchenke, die eine halbe Stunde von dem Irrenhauſe liegt, ſtieg ich ab und gönnte dem Pferde Raſt. Dann unternahm ich einen Spaziergang, um das Terrain zu rekognosziren. Die Pforte nach der Wieſe war bald gefunden; ſie befand ſich in einer zehn bis zwölf Fuß hohen Mauer, die den ganzen Garten umſchließt. Den Weg über die Mauer konnte der Greis nicht wählen, ich mußte alſo darauf bedacht ſein, die Pforte zu öffnen. Es war dies eine ſchwere Aufgabe, da die ſtarke Thüre ein mächtiges Schloß hatte. Wie ein Dieb hatte ich mich mit einem Dietrich verſehen, ich probirte das Gauner-Inſtrument, und ſiehe, das Schloß gab nach. Trotzdem konnte ich die Thüre nicht öffnen, weil von Innen noch ein Riegel vorgeſchoben war. Die Beſeitigung desſelben konnte der Oberſt übernehmen.

„Halb zwölf Uhr hielt ich mit meinem Wagen unter einer großen Eiche, die ſich vielleicht tauſend Schritte von der Mauer befand. Den Zügel hatte ich feſt an einen Zweig des rieſigen Baumes gebunden.

Der Wind heulte über die mit Schnee bedeckte Fläche hin. Es war empfindlich kalt. Daß sich um Mitternacht ein Mensch in die öde Waldgegend verirren würde, ließ sich füglich nicht voraussetzen, zumal in der Sylvesternacht, in der man allgemein den Freuden des Mahles fröhnt. Aus dem Irrenhause herüber erklangen die Töne einer lustigen Musik — die armen Wahnsinnigen sollten jubelnd das neue Jahr begrüßen. Es schlug drei Viertel zwölf. Nachdem ich den Schlag des Wagens geöffnet und sonstige Vorkehrungen getroffen hatte, ging ich über die mit Schnee bedeckte Wiese nach der Mauer. Einige Minuten später schlug es Mitternacht. Die Musik in dem Ballsaale brachte einen Tusch, mit dem sich das Schreien einer Menge Stimmen vereinigte.

„Ich lauschte an dem Schlüsselloche. Knarrende Schritte ließen sich in dem gefrornem Schnee vernehmen. Das mußte der Oberst sein, der mit militärischer Pünktlichkeit sich einstellte. Durch ein leises Klopfen gab ich mich zu erkennen. Diesem antwortete ein leises Klopfen von Innen.

„Herr Oberst?“ fragte ich.

„Ich bin es.“

„Schieben Sie den Riegel zurück.“

„Ein Geräusch deutete an, daß es geschehen war. Nun wendete ich mein Gauner-Instrument an — die Thüre flog auf, der Oberst lag an meiner Brust; er weinte wie ein Kind. Minderte ihn die Schwäche oder

die ungewöhnliche Gemüthsbewegung am raſchen Fortkommen — ich umſchlang ihn und trug ihn nach dem Wagen. Da der Schnee tief lag, konnte ich nur langſam weiterſchreiten. Noch ehe ich den Wagen erreichte, hörte ich Stimmen hinter mir. Als ich mich wandte, ſah ich zwei ſchwarze Geſtalten über die weiße Fläche laufen. Es waren offenbar Wärter, die das Verſchwinden des Kranken bemerkt hatten. Nun galt es, ſo raſch als möglich davon zu kommen, denn an einen Kampf konnte ich, der Einzelne, nicht denken. Mit einer faſt übermenſchlichen Anſtrengung trug ich den erſchöpften Oberſt in den Wagen und ſchloß den Schlag. Ich riß den Zügel von dem Aſte und ſchwang mich auf den Bock. In demſelben Augenblicke kamen die rufenden Männer heran. Der eine von ihnen ſtreckte den Arm nach dem Kopfe des Pferdes aus. Da feuerte ich ein Piſtol ab, um ihn zurückzuſchrecken. Was aus dem Manne geworden iſt, weiß ich nicht, denn das Pferd bäumte ſich in dem Augenblick und jagte wie raſend davon, als es die Peitſche fühlte. Nun ging es über Stock und Stein, über Aecker und Wieſen, über Furchen und Raine. Der Wagen ward von dem kräftigen Roſſe wie eine Nußſchale fortgeſchleudert. Als ich glaubte, daß ich vor meinen Verfolgern ſicher ſei, wollte ich langſamer fahren; das ſchnaubende Pferd ließ ſich nicht halten, wie eine Furie flog es dem Walde zu, in dem der Weg immer mehr der Schwierigkeiten bot.

Der leichte Wagen flog bald links, bald rechts, ich glaubte er müsse jeden Augenblick zertrümmern. So viel ich auch Kraft anwandte, der Zügel half nichts. Das durch den Schuß erschreckte Pferd raste weiter. Der Wind kam mir heulend entgegen. Um das Unglück voll zu machen, riß der eine Zügel. So war ich nun der Willkür des erschreckten Thieres preisgegeben, das im Carrière durch die Nacht sauste. Der Schnee wirbelte auf unter den Hufen wie eine graue Wolke; ich konnte die Gegenstände vor mir nicht erkennen. Ein Baum, ein Graben konnte der schrecklichen Reise ein blutiges Ziel setzen. Mir wäre es ein Leichtes gewesen, zur Erde zu springen, aber ich wollte das Schicksal des armen Obersten theilen. Gott hatte unsere Erhaltung beschlossen. Die Bäume waren bald verschwunden, eine Wiese breitete sich aus. Der Wagen erhielt keine Stöße mehr, denn die Räder schnitten durch den Schnee in einen weichen Boden. Das beruhigte mich. Nach einer Viertelstunde stand das Pferd todtmüde still. Ich stieg ab und brachte den Zügel in Ordnung, der dicht am Gebisse zerrissen war. Eine unabsehbare weiße Fläche breitete sich um mich aus. Ich wußte nicht wo ich mich befand. Aber jedenfalls war ich in Sicherheit, denn das flüchtige Pferd mußte in kurzer Zeit mehrere Meilen zurückgelegt haben.

„Ich trat zu dem Obersten — er lag in dem bequemen Polster des Wagens. Nachdem ich ihn in den

Pelz gehüllt, den ich vorsorglich mitgebracht, und seine Fragen, die Aengstlichkeit, selbst Furcht verriethen, beantwortet hatte, fuhr ich auf gut Glück weiter. Das Pferd hatte sich vollkommen beruhigt, es gehorchte dem Zügel und der Peitsche. Gegen Morgen ward der Wind schneidend kalt. Bei dem Grauen des Tages kam ich in ein freundliches Städtchen. Ein Gasthaus gewährte uns Ruhe und Erquickung. Nach den Angaben des Wirthes, die ich sorgfältig einholte, war ich fünf Meilen von dem Irrenhause entfernt. Ebenso weit hatte ich noch bis Brüssel. Der Oberst schien krank zu sein; er genoß zwar ein wenig heißen Wein, blieb aber einsilbig und in Gedanken vertieft. Von Zeit zu Zeit fragte er nach seiner Louise. Eine Stunde später fuhr ich auf einer guten Landstraße weiter. In der Abenddämmerung erreichte ich glücklich Brüssel. Der Oberst war todtmüde; wir brachten ihn zu Bett. Das ist die Geschichte von der Flucht aus dem Irrenhause."

„Wahrlich," rief der Justizrath, „diese Flucht hat die Vorsehung begünstigt."

„Wir hielten es nicht für räthlich, den Schlaf des Greises zu stören. Ich küßte ihm leise die Stirn und entfernte mich, froh, daß der Vater den Händen seiner Feinde entrissen war. Ein Fiaker brachte mich in das gräfliche Hotel. Auguste ließ dem Domherrn sagen, daß ich ein Stündchen bei ihr bleiben würde. Ich war nun wiederum Zeugin jener Szenen, die mich mit Ekel er-

füllten. Wie gewandt wußte die junge Frau ihren alten verliebten Gatten zu behandeln. Er konnte unmöglich an der platoniſchen Liebe ſeiner Auguſte zweifeln.

„Ihr Vormund iſt krank?“ fragte die Gräfin, als wir allein waren.

„Die Freuden der Sylveſternacht haben ihn angegriffen.“

„Liebe Freundin! wollen Sie einen Rath von mir annehmen?“

„Gern.“

„Machen Sie den Vormund zu Ihrem Manne, damit die irdiſchen Angelegenheiten mit einem Schlage geordnet werden. Es ſind Seitenverwandte vorhanden, die nicht ſäumen, ihre Anſprüche geltend zu machen. Bedenken Sie, wenn Sie gezwungen würden, in beſchränkten Verhältniſſen zu leben! Louiſe! man muß das Glück einlaſſen, wenn es an die Thüre klopft. Von Ihrem Vater, ich kann es Ihnen im Vertrauen ſagen, haben Sie Nichts zu erwarten, der arme Mann hat ſein Vermögen in Spekulationen verloren.“

„Sie ſtellte tauſend Gründe auf, die mich einer raſchen Heirath geneigt machen ſollten. Ich verſprach, ihrem Rathe zu folgen. So lag es denn klar am Tage, daß die Gräfin im Intereſſe des Domherrn handelte.“

„Erlauben Sie mir eine Frage,“ unterbrach ſie der Juſtizrath.

„Fragen Sie, mein Herr!“

„Felix von Eberstein pflegte einen heimlichen Umgang mit der Gräfin?“

„Ganz recht.“

„Der Zweck dieses Umganges ist mir noch nicht klar.“

„So geht es Ihnen, wie mir es damals ging — aber ich sollte bald einen tiefern Blick in das ungeheuere Intriguengewebe werfen, das zu zerreißen die Aufgabe des jungen Mannes war. Vielleicht erzähle ich ein wenig zu umständlich . . .“

„Nein, nein! Mir ist jede Episode Ihrer Geschichte von Wichtigkeit. Der Jurist bauet seinen Plan oft auf Dinge, die dem Laien unwesentlich erscheinen. Wann sahen Sie nun Ihren Vater wieder?“

„Zwei Tage später.“

„Warum nicht früher?“

„Am folgenden Morgen erschien der Doktor Laurent, jener ernste Begleiter auf der Reise nach dem Irrenhause. Er war unser Hausarzt. Der Domherr war immer noch leidend. Ich machte mir in dem angrenzenden Zimmer zu schaffen, als ich die ängstliche Unruhe des Doktors bemerkte. Er trat in das Krankengemach — ich schlüpfte an die halbgeöffnete Thüre. Nun hörte ich, daß der Arzt die Nachricht von der Flucht des Obersten brachte. Der Domherr stieß einen Schrei aus, den ich nicht beschreiben kann. Laurent erzählte, daß man dem Kranken Sturzbäder gegeben, um

ihn mürbe zu machen, daß er von seiner Tochter fantasirt habe, daß die Drohungen mit den falschen Banknoten vergebens gewesen seien und daß man weder von dem Testamente noch von den Werthpapieren eine Spur gefunden habe. Auch die Mappe, die man ihm seither gelassen, sei verschwunden. Man hege zwar die Vermuthung, daß er der fixen Idee gefolgt sei, in Amsterdam das Vermögen der Witwe Dyck zu erheben, mit der er freundlichen Umgang gepflogen; aber diese Vermuthung werde dadurch aufgehoben, daß ein Wagen an der Wiesenpforte gehalten habe. Die beiden Verfolger hätten gesehen, daß das Pferd flüchtig geworden und den leichten Wagen über Stock und Stein geschleudert habe. Man gebe sich noch der Hoffnung hin, der Flüchtige könne den Hals gebrochen haben. Eine Spur sei nicht aufzufinden gewesen, da der Wind den Schnee über die Wiese getrieben.

„Mir schauderte das Herz bei der Unterhaltung der beiden Männer. Der Domherr drang auf fortgesetzte Nachsuchung, und wenn es Tausende koste. Er sprach selbst von öffentlichen Bekanntmachungen, wovon der Doktor indeß abrieth, da er den gegenwärtigen Geisteszustand des Obersten nicht kenne. Was ist zu thun? hörte ich den kleinen Mann fragen. Der Doktor sprach von einem Agenten, den man aussenden wolle, denn dieses sei der Mann, dem es auf einen Dolchstich oder Pistolenschuß nicht ankomme.

„Die alte Babet, deren Schritte ich im Vorzimmer hörte, trieb mich von der Thüre fort. Ich betrat ein Nebengemach, aus dem ich in mein Zimmer gelangte. Ich weiß nicht, wie es mir möglich ward, Ruhe und Faſſung zu erkünſteln. Daß man die Bosheit bis zu einem ſolchen Grade treiben könne, war mir bis dahin undenkbar geweſen. Die Schilderung raffinirter Böſewichter in Romanen hatte ich belächelt und ſie für den Erguß hyperphantaſtiſcher Schriftſteller gehalten, die darauf ausgehen, die Leſer auf die Folter zu ſpannen — jetzt lieferte mir die Erfahrung den Beweis, daß es in Wirklichkeit wahre Ungeheuer von Menſchen gibt. Der Aufenthalt in dem glanzvollen Hauſe ward mir unerträglich. Alles, was ich ſah, hielt ich für die Frucht eines Verbrechens. Ich kam auf den Gedanken, der Behörde Anzeige zu machen; aber Felix hielt mich davon zurück, da er zuvor die Verhältniſſe des Oberſten kennen lernen wollte. Und was würde mit mir geſchehen, wenn man erführe, daß ich die Flucht vermittelt hatte?

„Nun mußte ich vorſichtiger mit meinen Beſuchen verfahren.

„Babet kam mir ſeit jener Unterredung, in der ſie eine Verſtandesheirath getadelt, verdächtig vor. Sie hatte nach meiner Anſicht nur ſondiren wollen.

„Ich will die Vorwände nicht anführen, die ich benutzte, um aus dem Hauſe zu kommen. Die Krank-

heit hielt den Vormund ab, mich zu begleiten, und Babet mußte den Kranken pflegen.

„So kam ich am dritten Tage in das Haus der Witwe.

„Felix empfing mich in seinem Zimmer. Vertrauensvoll eröffnete ich ihm, was ich von dem Doktor Laurent gehört hatte. Der Zorn ließ ihn Verwünschungen gegen die Missethäter ausstoßen. Ich machte den Vorschlag, den Schutz der Behörden anzurufen.

„Nein," rief Felix, „wir müssen noch schweigen aus Rücksicht für den Obersten und vielleicht auch für Ihre Mutter. Die Angelegenheit darf noch nicht zur Kenntniß der Behörde kommen."

„Demnach mußte der junge Mann in meine Familienverhältnisse eingeweiht sein. Felix war mir so lieb geworden, daß ich mit ganzer Seele an ihm hing. Eifersucht empfand ich nicht mehr, denn ich setzte voraus, daß eine ränkevolle Frau wie die Gräfin, die Felix genau kannte, einem braven Manne Liebe nicht einflößen könne. Und so entschuldigte ich Alles mit dem Drange der Umstände. Wir schloßen uns einander an wie zwei Kinder, die verwaist durch's Leben gehen. Es war mir ein trostreicher Gedanke, einen Schützer gefunden zu haben, dessen Theilnahme an meinem Schicksale durch Liebe die Weihe erhielt.

„Der Oberst saß schreibend am Tische, als wir zu ihm eintraten.

„Louiſe!“ rief er aus. „Endlich! Endlich!“

„Er hatte ſich wieder erholt. Seine Geſichtsfarbe war nicht mehr ſo bleich und ſeine großen Augen hatten an Feuer und Lebhaftigkeit gewonnen. Mit Entſetzen ſah ich, daß ihm der Kopf ganz kahl geſchoren war. Ich entſchuldigte mein Ausbleiben mit der Ueberwachung des Notars, dem die Flucht aus dem Irrenhauſe bereits bekannt geworden ſei. Der Greis runzelte die Stirn, indem er murmelte:

„Der Schurke wird ſeiner Strafe nicht entgehen!“

„Vater!“ fragte ich, „darf ich Ihnen die Banknoten und die Papiere zurückſtellen?“

„Nein, bei mir ſind ſie nicht ſicher. Der Notar mag ſich noch einmal meiner Perſon bemächtigen — die Banknoten und das Teſtament ſoll er nicht finden. Sie ſind Dein Eigenthum, mein Kind! Felix, lieben Sie meine Tochter, bleiben Sie ihr treu und ehren Sie ſie — Louiſe iſt die Gattin, die Ihr Vater und ich für Sie beſtimmt. O, mein armer Eberſtein,“ fügte er düſter hinzu; „Du biſt in die Grube gefahren, ohne die Schmach abwaſchen zu können, mit der Schurken Deinen ehrlichen Namen befleckt — vielleicht muß ich Dir, mit dem Verdachte eines Verbrechens belaſtet, folgen. Felix! Louiſe! rettet mich.“

„Ich bin da!“ antwortete der junge Mann. „Ihre Intereſſen ſind die meinigen, und wer Sie beleidigt, beleidigt mich.“

„Des Obersten hatte sich eine ungewöhnliche Aufregung bemächtigt. Zitternd überhäufte er mich mit Zärtlichkeiten und dem Sohne seines verstorbenen Freundes schüttelte er die Hand.“

„Kinder!“ sagte er bewegt, „Euch darf ich mein Herz ausschütten, denn es fesseln Euch heilige Bande an mich. Es gibt ja kein Wesen auf dieser Welt, das mich liebt; wie Ihr mich liebt. Sabine hat mich verrathen, der Notar, der sich meinen Freund nannte, hat mich betrogen. Die Welt haßt und verfolgt mich, weil ich reich geworden bin. Ich habe Glück gehabt, nichts weiter!“ rief er in einer Anwandlung seltsamer Fröhlichkeit aus, eine Fröhlichkeit, die mir das Herz durchschnitt, denn ich glaubte einen Irrsinnigen reden zu hören. „In Homburg habe ich die Bank gesprengt, meine Aktien arbeiten fort und tragen reiche Zinsen ein, zwei Landgüter liefern jährlich bedeutende Kapitale — das weiß der Notar — Louise! noch ein Gut muß ich haben — es ist in den Händen meines Feindes — Andreas von Sydow darf Elsborn nicht behalten! Die Schulden erdrücken ihn, er muß verkaufen. Und dann steht mir ein gutes Geschäft in Aussicht! Wir sprechen später davon. O, meine Plane sind groß — ich werde noch Millionen gewinnen! Aber, wenn man den Prozeß gegen mich fortstellt, wenn man mich einkerkert und auf die Anklagebank bringt? Gräßlicher Gedanke! Meine Ehre! Meine Ehre! Aber ich bin

ja wahnsinnig, ich weiß ja nicht, was ich thue. Es ist nicht gut, daß ich aus dem Irrenhause entflohen bin."

„Ich sah wieder das Aufflammen seiner Augen, das plötzliche Erblassen und das krampfhafte Zittern. Mir war, als ob er mit der Faust die Gegenstände auf dem Tische zertrümmern müsse. Um dies zu verhindern, wollte ich mich ihm nähern. Felix winkte mir, ruhig zu bleiben. Er selbst fragte den Greis:

„Herr Oberst! von welchem Prozesse sprechen Sie?"

„Ich soll falsche Banknoten ausgegeben haben!" murmelte er leise vor sich hin.

„Sie?"

„Ich und Ihr verstorbener Vater."

„Felix zuckte heftig zusammen.

„Wer klagt Sie dessen an?"

„Der Graf von Ripon will sie empfangen haben."

„Ah, der Graf!"

„Mein Rechtsanwalt, der Notar schützte Irrsinn vor."

„Weiter, weiter! O, erzählen Sie weiter!" bat Felix.

„Das ist Alles!"

„Aber in dem Irrenhause?"

„Der Greis verstand die Frage nicht mehr. Er wühlte mit der Hand auf der Brust und sah wirr durch das Zimmer, das von zwei Kerzen hell beleuchtet ward.

Sein eigener Schatten, der ſich an der Wand zeigte, erſchreckte ihn. Indem er abwehrend den Arm ausſtreckte, führte der Schatten dieſelbe Bewegung aus.

„Hilfe, Hilfe!“ rief er. „Man ſchleppt mich vor das Gericht! Zurück, ich bin wahnſinnig! Seht Ihr denn nicht, daß ich im Irrenhauſe bin? Aber meine Banknoten gebe ich nicht heraus!“

„Wir ſuchten ihn zu beruhigen. Nach und nach kam ſein Geiſt von dem ihm fürchterlichen Gegenſtande zurück. Es war, als ob er aus einem ſchweren Traume erwachte und ſich nun mit der Wirklichkeit bekannt zu machen ſuchte. Ich durfte nicht mehr zweifeln, daß der Verſtand des Greiſes gelitten hatte. Wir gaben dem Geſpräche eine andere Richtung; aber der Oberſt blieb einſilbig. Als ich mich trennte, bat er flehentlich: „verlaß mich nicht, mein Kind!“

„Mir ſcheint,“ ſagte der Juſtizrath, „der Mann iſt im Irrenhauſe wahnſinnig geworden.“

„Ganz recht.“

„Der Notar hat richtig gerechnet.“

„Ein Prozeß hat gegen den Oberſten gar nicht obgeſchwebt.“

„Alſo Vorſpiegelung?“

„Um ihn freiwillig zum Aufenthalte in dem Irrenhauſe zu bewegen.“

„Ah,“ rief der Juriſt, „das ändert die Sache. Mir wäre das Verfahren des Gerichtshofs unerklärlich

gewesen. Demnach hat man den armen Spekulanten systematisch zu Grunde gerichtet."

„Geistig und körperlich."

„Der Oberst muß eine extravagante Natur gewesen sein."

„Wie man sie nicht häufig im Leben trifft. Und dies mag seine Verfolger auf die entsetzliche Idee gebracht haben, die Schwäche meines Vaters bis zum Irrsinne zu treiben. Der Besitzer jener Anstalt, ein Privatmann, hat dazu die Hand geboten. Der Doktor Laurent ist der Bruder dieses Ehrenmannes."

„Was unternahm man zur Aufsuchung des Flüchtlings?"

„Man ging sehr vorsichtig, aber raffinirt zu Werke. Die Gräfin suchte mich zu bereden, den Vormund zu heirathen, dessen Gesundheit erschüttert sei. Babet sprach davon, so oft es geschehen konnte, daß der Domherr an einem Herzenskummer leide, und der Domherr beklagte das Geschick, das mich nach seinem Tode treffen würde, denn er könne nicht mit gutem Gewissen mich zur Erbin einsetzen, und außerdem sei meine Zwillingsschwester zu bedenken, der eigentlich das Landhaus zufallen müsse. Man drang von allen Seiten auf mich ein. Um diese Zeit ward der Graf von Ripon gefährlich krank. Der Domherr verbrachte den ganzen Tag an dem Bette desselben. Auguste konnte ihre Maske nicht immer festhalten, sie erschien nicht selten so

freundlich, daß ich meine Verwunderung darüber aus=ſprach.

„Wundern Sie ſich nicht, liebe Freundin!“ antwortete ſie mir; „ich finde eine große Genugthuung darin, daß mein armer Mann mit meinen Aufmerkſamkeiten zu=frieden geweſen iſt. Es iſt mir gelungen, ſeine letzten Lebenstage aufzuheitern.“

„Sie haben allerdings ſich ein großes Verdienſt erworben.“

„Das der Kranke gebührend belohnt. Louiſe! neh=men Sie ſich mein Beiſpiel zu Herzen. Ich bin die einzige Erbin des Grafen von Ripon und Niemand in der Welt kann mich anfechten.“

„Ah, dachte ich, jetzt ſchlägt man dieſen Ton an! Ich fingirte eine ernſte Stimmung.

„Eines Abends befanden wir uns in dem gräflichen Hotel. Da rief uns der Arzt an das Krankenbett. Der Graf, der ſein Ende nahen fühlte, wollte Abſchied neh=men. Auguſte weinte und küßte ſeine bleichen Lippen. Eine Schauſpielerin auf der Bühne hätte die Schmer=zensſzene nicht beſſer darſtellen können. Und dieſe Frau hoffte auf den Tod ihres gebrechlichen Mannes; ſie weinte Thränen der Trauer mit lachendem Herzen. Mein Gott, wie kann die Spekulation die Menſchen verderben!

„Der Graf lag wirklich im Sterben. Er reichte jedem der Anweſenden die Hand zum Abſchiede. Als der Domherr zu ihm trat, flüſterte er dieſem zu:

„Schonen Sie den Oberſten von Melin! Ich verzeihe ihm, wie mir Gott verzeihen möge!“

„Dies waren ſeine letzten Worte — der Graf hauchte ſeine Seele aus. Nachdem der Arzt den Tod beſtätigt hatte, zog man die ſeidenen Gardinen des Bettes zuſammen. Wir gingen in den Salon, um von der jungen Witwe die Vorzüge des Verſtorbenen rühmen zu hören und den Plan zu einem glänzenden Begräbniſſe zu entwerfen. Der Arzt war ein gefälliger Mann; er ſprach die Meinung aus, daß der gnädige Graf viel gelitten habe und ihm die endliche Ruhe wohl zu gönnen ſei. Am dritten Tage ward der Graf begraben und Auguſte war die einzige Bewohnerin des prachtvollen Hotels. Sie ſah entzückend aus in der gewählten Trauertoilette. Und dieſes verführeriſche Weib beſaß einen enormen Reichthum! Faſt hätte ich ſie beneidet. Als wir ſpät in der Nacht gingen, umſchlang ſie meinen Hals, küßte mich und bat mit bebender Stimme, ihr ſtets eine liebende Freundin zu ſein. Hätte ſie gewußt, daß Felix von Eberſtein mich liebte!

„Meine Lage ward von Tag zu Tag ſchwieriger. Der Domherr trat dringender auf.

„Ich kann Sie nicht mehr ſchützen, Louiſe!“ ſagte er einſt.

„Was iſt geſchehen?“

„Ihre Mutter fordert eine große Summe und droht, im Falle ich Sie nicht zahle, der zuſtändigen

Behörde Anzeige von der Verwechslung der Zwillingsschwestern zu machen."

„Ich werde meine Mutter auf ihre Pflicht aufmerksam machen. Geben Sie mir Gelegenheit, daß ich Sie sprechen kann."

„Sie läßt durch einen Agenten unterhandeln. Uebrigens hoffen Sie Nichts von ihr, die Frau ist halsstarrig. Es gibt nur zwei Mittel, die Läſtige abzufertigen."

„Und dieſe ſind?"

„Ich zahle die geforderte Summe im Namen meiner Gattin oder zeige dem Staatsanwalte an, daß Sabine... doch, ich will Sie nicht kränken, Louiſe! man wird mich hoffentlich nicht zu Maßregeln zwingen, die mir verhaßt ſind. Habe ich doch den Diebſtahl Ihrer Schweſter ruhig ertragen und verſchwiegen — aus Rückſicht für Sie!" fügte er hinzu. „Meine Gattin ſoll ſich Ihrer Verwandten nicht zu ſchämen haben."

„Sie ſehen, daß der Notar immer ſicherer auftrat.

„Haben Sie Nachrichten von meinem Vater?" fragte ich.

„Armes Kind! betrachten Sie den Oberſten als todt. Sie ſelbſt haben ihn geſehen und können ſich ein Urtheil bilden. Die Verhältniſſe drängen; geben Sie mir in drei Tagen eine Erklärung. Louiſe! warum zögern Sie? Betrachten Sie die junge Witwe des Grafen von Ripon und machen Sie die Nutzanwen-

dung — ich bin eben ſo reich als der Graf und werde eben ſo handeln.“

„Um den Mann ſicher zu machen, gab ich ihm auf der Stelle die Erklärung, daß ich ihm nach drei Monaten die Hand reichen werde, wenn er mich in den Stand ſetze, für meine Geſchwiſter zu ſorgen.

„Sie werden über große Summen verfügen, wie die Gräfin!“

„Nach dieſen Worten drückte mich der kleine Mann entzückt an ſeine Bruſt. Er verſicherte, daß er ſich nun mit meiner Mutter und meiner Schweſter abfinden werde, um ſie zu beruhigen. Später ſolle ich ihnen ſelbſt die Mittel des Unterhalts ſpenden. So war nun ſcheinbar der Frieden hergeſtellt, und ich beſchloß, die mir gewordene Friſt klug zu benutzen. Sie ſehen, Herr Juſtizrath! daß mir die Ausführung der Rolle, die ich zu ſpielen übernommen, erleichtert ward, da die in dem Drama Mitwirkenden mir wacker zur Seite ſtanden. Das Ende war freilich nicht abzuſehen; aber ich zählte auf Felix, daß er die Kataſtrophe beſchleunigen werde. Eine Zeit lang ging nun Alles gut. Der Winter verfloß und der Frühling kam heran. In dem Zuſtande meines Vaters änderte ſich Nichts. Er lebte wie ein Gefangener in ſeinem Stübchen, machte Plane zu großen Unternehmungen, ſprach von dem Ankaufe des Gutes Elsborn und betrachtete mich als ſeine wiedererſtandene Sabine, die er in ruhigen Augenblicken bemitleidete. Nur der Prozeß machte ihm zu

ſchaffen; er zitterte, ſobald annähernd die Rede davon war.“

„Wie benahm er ſich in Bezug auf die Amſterdamer Erbſchaft?“ fragte der Juſtizrath.

„Er ſchien die Witwe ſammt ihrer Erbſchaft vergeſſen zu haben. Es mußte dies wohl eine Folge ſeiner geiſtigen Indiſpoſition ſein.

„Das Oſterfeſt war vorüber. Von dem verſtorbenen Grafen ſprach kein Menſch mehr. Auguſte theilte mir im Vertrauen mit, daß ſich ihr Bewerber von allen Seiten näherten, daß ſie aber einem jungen Manne den Vorzug gäbe, den ſie früher geopfert habe, um ſich der Pflege des kranken Grafen zu widmen; ſie freue ſich, den getreuen Seladon nun glücklich machen zu können. Da ſie noch im Trauerjahre lebe, dürfe ſie ſich nicht öffentlich mit ihm zeigen, aber ich, ihre vertraute Freundin, ſolle ihn kennen lernen.

„Wer iſt der Glückliche?“ fragte ich.

„Felix von Marhoven, ein ehemaliger Offizier. Ah, er iſt ein intereſſanter Mann! Schweigen Sie über dieſes Geſtändniß, Louiſe! denn die Liebe iſt um ſo ſüßer, je geheimer ſie gehalten wird. Jetzt genieße ich die Früchte meiner Aufopferung — Louiſe! merken Sie ſich das!“

„Man ließ alle Mienen ſpringen, um mich gefügig zu machen. Mit der platoniſchen Liebe war es aus; jetzt kam die Spekulation an die Reihe — ein vortreff-

liches Reizmittel! Wie verächtlich erschien mir die Gräfin; nicht ohne Mühe unterdrückte ich meinen Widerwillen und machte gute Miene zum bösen Spiele. Die schlaue Auguste war schwach genug, mich in ihr Vertrauen zu ziehen.

„Felix sagte mir, daß die Gräfin ihn einer Freundin vorstellen wolle.

„Wissen Sie," fragte ich, „wer diese Freundin ist?"

„Nein. Die Witwe rühmte sie mir als eine verschwiegene und treue Person, der sie Freud und Leid mittheile."

„Diese Freundin bin ich! Auch mir hat man die neue Bekanntschaft bereits angekündigt."

„Louise! ich vermuthe, daß die schlaue Witwe uns eine Schlinge legt."

„In der sie uns nicht fangen wird."

„Als ein Werkzeug des Notars ist sie zu Allem fähig. Immerhin, die Dame soll uns gerüstet finden. Ach, Louise!" rief Felix schmerzlich, „gebe Gott, daß ich bald die unerträgliche Maske ablegen kann. Durch Nacht zum Licht!" fügte er emphatisch hinzu. „Die verliebte Witwe soll mir die Mittel zur Ehrenrettung meines Vaters liefern."

„Ehe jedoch die Zusammenkunft bei der Gräfin stattfand, trat ein anderes Ereigniß ein, das von der Thätigkeit unserer Feinde den schlagendsten Beweis lieferte. Seit ich dem Domherrn das Versprechen gege-

ben, ſeine Frau werden zu wollen, geſtattete man mir eine Art Regiment in dem Hauſe. Auch mein Nadelgeld ward um die Hälfte erhöht. Unter dem Vorwande Einkäufe zu machen, ſtattete ich Beſuche bei meinem Vater ab. Man ſchien ſich über die Freiheit zu freuen, die ich mir nahm. Die Rechnung in dem Modewaarenmagazin wuchs zu einer bedeutenden Summe an. Ich trieb eine faſt maßloſe Verſchwendung, um meiner gräflichen Freundin gleichzukommen. Eines Abends fuhr ich aus einem Laden, in dem ich Einkäufe gemacht, in einem Fiaker zu dem Vater. Die Witwe öffnete.

„Gehen Sie nicht hinauf!“ flüſterte ſie.

„Warum?“

„Es iſt ein Fremder angekommen, der, wie Herr Felix wünſcht, Sie nicht ſehen ſoll. Ich bitte, treten Sie in mein Stübchen.“

„Die Frau ließ eine Lampe zurück, damit die Hausflur erhellt blieb.

„Wir traten in das dunkle Zimmer. Durch ein Fenſter in der Thüre konnte ich die Hausflur beobachten. Ueber mir hörte ich Schritte und dumpfe Stimmen, die eifrig ein Geſpräch führten, von dem ich indeß kein Wort verſtehen konnte. Plötzlich erklangen Schritte auf der Treppe. Felix und ein großer ſtarker Mann erſchienen.

„Um neun Uhr werde ich an dem bezeichneten Orte ſein,“ ſagte Felix

„Ich erwarte Sie! Sollten Sie nicht kommen, ſo haben Sie ſich die Folgen davon ſelbſt zuzuſchreiben.“

„Ah bah!“ rief Felix verachtend. „Ich laſſe mich nicht einſchüchtern. Aber zählen Sie darauf, daß ich komme. Der Irrthum wird ſich bald aufklären.“

„Der Fremde ging. Felix verſchloß die Thüre. Ich eilte zu ihm.

„Was iſt geſchehen, mein Freund?“

„Der Oberſt muß fort.“

„Aber Wohin?“

„Ich habe den Fall vorausgeſehen und Maßregeln getroffen. Folgen Sie mir.“

„Wir betraten das Zimmer meines Vaters. Der Greis erſchrack ſichtlich, als Felix ihm die Nothwendigkeit eines Umzuges ankündigte. Zitternd griff er nach den Papieren und verbarg ſie in den Taſchen ſeines Rockes. In völliger Muthloſigkeit bat er uns, ihn zu ſchützen, damit er nicht auf die Bank der Angeklagten käme. Seine Toilette war bald vollendet. Ein großer Mantel und ein Hut machten ihn unkenntlich. Das Haus hatte weiter keinen Ausgang als den auf die Straße. Dieſen mußten wir benutzen, obgleich Felix befürchtete, daß man uns beobachten würde. Er ging voran. Nach einigen Minuten folgte ich Arm in Arm mit meinem Vater. Unter dem Schutze der Dunkelheit gelangten wir in die nächſte Straße, dann in eine zweite. Felix umkreiste uns und ſpähete nach allen Seiten.

Die Vorübergehenden waren unverdächtige Personen. Der erste Fiaker, der uns entgegen kam, ward angehalten. Felix bezeichnete dem Kutscher das Ziel der Fahrt, die er, wenn sie rasch geschehe, doppelt und dreifach zu bezahlen versprach.

„In dem Augenblicke, als der Oberst in den Wagen steigen wollte, ward er von einem Manne, der aus der Luft gefallen zu sein schien, an dem Mantel zurückgezogen, daß ich von der Last seines Körpers bei Seite geschleudert wurde. Wie ein Panther sprang Felix auf den Unbekannten, der, als er die Ueberlegenheit seines Gegners spürte, wie ein Schatten in der Dunkelheit verschwand. Ein Theil seines Rockes blieb in der Hand des Siegers zurück. Wir stiegen in den Wagen, der rasch davonfuhr.

„Die Drohung des Doktors geht in Erfüllung," flüsterte mir Felix zu.

„Angst und Schrecken raubten mir die Sprache. In jedem Geräusche glaubte ich Verfolger zu erkennen. Die Pferde, trotzdem sie jagten, liefen mir zu langsam. Der Oberst lag apathisch in dem Polster; er schien keinen Begriff von der Situation zu haben. Nach vielleicht einer halben Stunde hielt der Wagen. Der Kutscher öffnete den Schlag. Felix stieg zuerst aus. Dann forderte er uns auf, ihm zu folgen.

„Louise!" bat er mich, „zahlen Sie dem Kutscher das Fahrgeld."

„Ich gab dem Manne einen Dukaten. Felix deutete ihm eine Kapelle an, bei der er auf uns warten ſollte, um, wie ich hinzufügte, einen zweiten Dukaten zu verdienen. Der Kutſcher verſprach es. Wir gingen weiter. Die Gegend war faſt menſchenleer. Nachdem wir einen Platz überſchritten, kamen wir zwiſchen die Gitter von Gärten, die ſich rechts und links ausbreiteten. Das rege Leben der Stadt war verſchwunden, ſtatt ſeiner war eine ländliche Stille eingetreten.

„Wo ſind wir?“

„Bei den Gärtnern von Brüſſel.“

„Und hier wird mein Vater wohnen?“

„Weil er nirgends ſo ſicher iſt. Bald wird er Brüſſel verlaſſen. Halt, wir ſind am Ziele. Merken Sie ſich dieſe beiden Kaſtanien, die dicht neben einander ſtehen, es ſind die einzigen in der Blumengaſſe.“

„Felix ſtieß ein Gitter auf und wir traten in einen Garten. Alles war ſtill, ſelbſt in der Gaſſe ließ ſich kein Geräuſch vernehmen, ſo daß wir ſchließen durften, die Verfolger ſeien von unſerer Spur abgekommen. Der Weg führte durch Beete und Baumpflanzungen zu einem Hauſe, das tief im Garten lag. Einige Fenſter des Erdgeſchoſſes dieſes Hauſes waren erleuchtet. Auf unſer Klopfen öffnete ein alter Mann. Felix gab ſich als Miethsmann zu erkennen. Der freundliche Alte führte uns in ein hübſches Zimmer des erſten

Stockes, das der Bewohner gewartet zu haben ſchien, denn es war völlig eingerichtet. Aber ſollten wir den leidenden Greis den Händen fremder Leute anvertrauen? Konnte Felix immer bei ihm ſein? Ich ward über dieſen Punkt beruhigt, als eine bejahrte Frau eintrat, die ihren Miethsmann mit herzlicher Freude begrüßte. Ich erfuhr ſpäter, daß Frau Vanné die Amme Felix geweſen. Der Sohn des alten Gärtners wohnte mit ſeiner Familie in demſelben Hauſe, und dieſer konnte den erforderlichen Schutz gewähren.

„Da bemerkte ich plötzlich, das Felix ungewöhnlich bleich war. Er ging hinaus. Ich folgte ihm. Er konnte es nicht länger verhehlen, daß er einen Dolchſtich in den Oberarm erhalten hatte, der offenbar meinem Vater gegolten. Auch bei dieſem Unfalle kam Vater Vanné zu Hilfe; er wußte das Blut zu ſtillen und die eben nicht gefährliche Wunde zu verbinden. Dem Oberſten verſchwiegen wir natürlich den Angriff auf ſein Leben. — Ich will die einzelnen Szenen nicht ausmalen, ſondern raſch weiter gehen.

„Der Blutverluſt hatte den armen Felix, der auch mir die meuchleriſch verübte Verwundung geheim zu halten bemüht geweſen, ſehr geſchwächt; er konnte nun nicht zu dem Rendezvous gehen, das er dem Fremden verſprochen, deſſen Abſicht keine andere war, als die Bewohner einzuſchüchtern und aus dem Hauſe zu locken. Ich werde Ihnen ſpäter das Geſpräch mittheilen, das

in dem Stübchen der Witwe zwiſchen den beiden Männern ſtattgehabt.

„Felix beſchloß, die nächſte Nacht bei dem Oberſten zu bleiben, und ich ſollte nach der Stadt zurückkehren, um keinen Verdacht zu erwecken. Mein Vater verblieb immer noch in ſeiner Apathie; er fragte nicht einmal nach dem Grunde des Wohnungswechſels. Ernſt und ſchweigend reichte er mir die Hand, als ich Abſchied nahm. Der alte Vanné begleitete mich nach der Kapelle, wo ich den Wagen beſtieg, um mich nach dem Hotel der Gräfin fahren zu laſſen.

„Louiſe! wo ſind Sie geweſen?“ fragte Auguſte, nachdem ſie mich geküßt hatte.

„Ich habe kleine Einkäufe gemacht.“

„Bei dieſen Worten zeigte ich ihr einige Bijouterien.

„Der arme Vormund!“ rief ſie.

„Nun?“ fragte ich.

„Er iſt beſorgt um Sie. Vor kaum einer Viertelſtunde hat er mich in der Abſicht verlaſſen, Sie aufzuſuchen. Er wird zurückkehren, um mit uns zu ſpeiſen.“

„Gut, ſo treffen wir uns hier.“

„Das war verdächtig. Noch nie hatte der Domherr mich aufgeſucht. Vielleicht war er mit ſeinen Agenten thätig geweſen.

„Morgen,“ ſagte die Witwe vertraulich, „müſſen Sie den ganzen Abend bei mir zubringen.“

„Warum?“

„Sie werden den jungen Mann kennen lernen, den ich für ſeine Treue zu belohnen gedenke.“

„Ich unterdrückte einen leichten Schrecken.

„Der verwundete Felix konnte ja nicht kommen. Eine doppelte Vermuthung ward in mir wach: die Witwe handelte entweder im Einverſtändniſſe mit dem Domherrn, kannte Felix's Inkognito und wollte ihn durch affektirte Leidenſchaft kirren, oder es war jetzt ein Argwohn in ihr erwacht, der ſie zu einer neuen Intrigue aufforderte. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß man Felix's Beziehung zu dem Oberſten ahnte und zu ergründen ſuchte. Daß man meines Vaters Aufenthalt in Brüſſel kannte, bewies der freche Angriff auf offener Straße. Der nächſte Tag konnte vielleicht eine Entſcheidung bringen. Ich hielt es für rathſam, mich darauf vorzubereiten.

„Nach einer halben Stunde kam der Domherr. Als er mich erblickte, verklärte ſich ſein Geſicht.

„Mein ſchöner Flüchtling!“ rief er ſcherzend.

„Und zugleich bewies er mir die Zärtlichkeit eines Bräutigams.

„Bravo!“ rief Auguſte.

„Mein Bräutigam zeigte an, daß wir uns in drei Monaten verheirathen würden.

„Die Witwe herzte und küßte mich, ſie lobte meinen Entſchluß und wünſchte Glück. Der Bräutigam,

deſſen Zärtlichkeiten mir Schauder verurſachten, ſprach von ſeiner Sehnſucht und fragte, wo ich die erſten Abendſtunden verbracht habe. Ich ſchützte Ueberraſchungen vor, die ich beabſichtigte und bat, mir mein kleines Geheimniß nicht zu rauben. Von dieſem Augenblicke an betrachtete ſich der Domherr als mein Verlobter. Meine Pein kann ich nicht beſchreiben — die Ausſicht auf eine baldige Erlöſung gab mir die Kraft, den widerwärtigen Mann zu ertragen.

„Der folgende Abend kam. Ich machte eine gewählte Toilette und legte meine Schmuckſachen an, um nicht ganz von der reizenden Witwe verdunkelt zu werden, im Falle Felix erſcheinen ſollte. Babet brach in laute Verwunderung aus, als ich fertig vor dem Spiegel ſtand. Dann wandte ſie ſich in ſchmerzlicher Bewegung ab und flüſterte:

„Das Opfer iſt geſchmückt!“

„Was ſagen Sie, Babet?“

„Ich erinnere mich Ihrer armen Schweſter — ſie hat viel gelitten. Und auch Sie leiden, Sie müſſen leiden, denn die Zukunft, der Sie entgegengehen, kann Ihnen wahrlich kein Glück bringen.“

„Babet! wenn er hörte, daß Sie ſo über ſeine Heirath ſprechen.“

„Er wird nicht hören, und Sie werden mich nicht verrathen. Ich meine es eben ſo gut mit Ihnen, als mit Ihrer Schweſter, die ich wie mein eigenes Kind liebe.“

„Ich sah die Alte zweifelnd an.

„Sie trauen mir nicht," fuhr sie fort; „o, ich habe meine triftigen Gründe, so zu sprechen. Das Herz blutet mir, wenn ich diesen Schacher mit Personen und Eigenthum sehe."

„Babet, Babet! was ist das?"

„Sie trauen mir nicht, trotzdem ich Ihnen manchen Wink gegeben habe. Und das schmerzt mich. Glauben Sie nur ich habe Sie beobachtet. Da kam mir Ihre Schwester anders entgegen. Wir beide wußten bald woran wir waren. Die Flucht der armen Louise, die man wie eine Gefangene behandelte, wäre ohne meine Hilfe unmöglich gewesen. In Ihrer Behandlung befolgt man ein anderes System. Louise! hüten Sie sich vor der Gräfin, sie ist eine Verwandte des Domherrn und zieht mit ihm an einem Strange. Jetzt gehen Sie und verrathen Sie mich, wenn Sie wollen und können."

„Die Alte wollte sich entfernen; ich hielt sie zurück.

„Soll ich Ihnen Beweise geben, daß ich Ihr Vertrauen verdiene?" fragte sie.

„Ja, Babet!"

„Hier ist der Schlüssel zu Ihrem Sekretär, den Sie gestern im Schlosse gelassen haben."

„Der Sekretär enthielt nämlich meine Papiere. Ich eilte nun, um nachzusehen — es war Alles in Ordnung.

„Weiter, Babet! weiter."

„Gestern hat man einen Angriff auf Ihren Vater beabsichtigt — ich weiß nicht, ob er zur Ausführung gekommen. Wären Sie zu Hause gewesen, ich würde Sie gewarnt haben. So aber mußte ich die Frevelthat dulden.“

„Wissen Sie, wer dazu gedungen war?“

„Ja.“

„Nun?“

„Ein Bedienter der Gräfin, ein hübscher junger Mann, aber ein schlechter Mensch. Dieser François soll früher französischer Galeerensklave gewesen sein. Jetzt ist er das Factotum in dem gräflichen Hotel, auch wohl noch ein wenig mehr.“

„Großer Gott! Babet! wenn Sie die Wahrheit sagten!“

„Ich sage Ihnen, was ich gehört habe. Nun aber kommt die Hauptsache. Ihre Schwester wird wie eine Verbrecherin verfolgt; sie ist mit Ihrem Manne landesflüchtig geworden. Ergreift man sie, so macht man dem armen Menschen den Prozeß, und wie dieser ausfällt läßt sich denken.“

„Aber woher wissen Sie das Alles?“

„Aus einem Briefe, den mir Ihre Schwester geschrieben hat; er ist glücklicherweise ohne Anfechtung in meine Hände gekommen.“

„Geben Sie mir den Brief.“

„Die Alte holte ihn aus der Tasche ihres Kleides hervor. Ich verglich die Handschrift mit den Notizen,

die in dem von Felix gefundenen Portefeuille ſtanden. Es waren genau dieſelben Züge.

„Himmel,“ rief Babet plötzlich, „Sie beſitzen das Taſchenbuch, das ich als Andenken an Ihre Schweſter aufbewahrt habe — und ich weiß nicht, wie es mir abhanden gekommen —“

„Ich erzählte ihr, daß ich es neben dem zerbrochenen Wagen gefunden und es als eine Reliquie meiner Zwillingsſchweſter werth gehalten habe.

„O, dann müſſen Sie ihr auch helfen!“

„Zu dieſem Zwecke will ich ja den Domherrn heirathen.“

„Louiſe! wer ein Kapital beſitzt, wie Sie ... erſchrecken Sie nicht; ich kenne Ihr Geheimniß ſeit Monaten und habe es nicht verrathen. Hätte ich nicht über Sie gewacht, man würde Ihnen längſt die Papiere genommen haben. Der Domherr iſt gegen Jedermann argwöhniſch; nur mir traut er. Meinen Berichten ſchenkt er unbedingten Glauben. Daß dieſe zu Ihrem Vortheile ausfielen, werden Sie gemerkt haben. Würde es Ihnen möglich geweſen ſein, ſo oft auszugehen? Ich habe ſtets verſichert, daß Sie in der Kirche geweſen. Nun ſeien auch Sie offen ...“

„Thränen erſtickten meine Stimme. Mir ward klar, daß Babet aus Anhänglichkeit an meine Schweſter ſo handelte und daß meine Lage ihr Mitleid rege gemacht hatte.

„Wir konnten unſer Geſpräch nicht weiter fortſetzen denn, der Domherr erſchien um mich abzuholen Der entſetzliche Mann war geſchmückt wie ein junger Elegant.

„Der Wagen brachte uns in das gräfliche Hotel.

„Sie erlaſſen mir die Beſchreibung des Empfangs der in ihrer Trauertoilette ſtrahlenden Auguſte. Jetzt da ich ſchärfer ſah, konnte es mir nicht entgehen, daß das Benehmen dieſer Frau nur Affektation war. Wie früher dem Grafen, ſo ſchmeichelte ſie jetzt mir.

„François hatte den Dienſt.

„Ich muß geſtehen, er war ein ſchöner Mann von neunundzwanzig bis dreißig Jahren. Er trug, weil er ſeinen verſtorbenen Herrn betrauerte, ſchwarze Kleidung, die ihm das Anſehen eines Haushofmeiſters gab. Seine Manieren waren leicht und graziös. Niemand hätte ihn für einen früheren Galeerenſklaven gehalten. Wie war der Menſch nach Brüſſel in die Dienſte des Grafen gekommen? Und wie hatte Babet die ſchmähliche Vergangenheit desſelben erfahren? Die Antwort auf dieſe Fragen hoffte ich von meiner Kammerfrau zu erhalten.

„Sie können wohl ermeſſen, wie ungeduldig ich den nächſten Stunden entgegenſah. Der verwundete Felix konnte ja unmöglich kommen — und doch erwartete die Gräfin ihren Gaſt, der durch einen Freund des verſtorbenen Grafen empfohlen ſein ſollte, mit völliger Gewißheit.

„Vielleicht war François der, der ihm den Dolchstoß versetzt.

„Es schlug neun Uhr.

„Ich bemerkte, daß Auguste meinen Vormund ansah. Warum, fragte ich mich, empfängt sie ihren Liebhaber nicht allein? Warum erfindet sie die Lüge, daß ihr der Gast empfohlen sei? Vielleicht kommt ein Anderer.

„Wir befanden uns in einem Kabinette, das an den Salon grenzte. In dem Salon war die Tafel für vier Personen gedeckt. Die ersten Frühlingsblumen verbreiteten einen lieblichen Duft. Wie glücklich müßten die Bewohner dieser Räume gewesen sein, wenn ihre Existenz nicht auf Verbrechen geruht hätte. Ich begriff, daß sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben konnten, daß sie das Ziel ganz erreichen mußten, wenn sie nicht untergehen wollten.

„Und Auguste, diese von der Schöpfung mit allen Reizen des Körpers und Geistes ausgestattete Frau, gehörte zu der Zahl der Verbrecher!

„Plötzlich trat François ein.

„Herr von Marhoven!" meldete er.

„Die Gräfin fuhr empor. Der Domherr sah sie mit einem schlauen Lächeln an.

„Also kam er doch! Vielleicht war die Verwundung so unbedeutend, daß sie ihn nicht belästigte. Wie es mir gelang, ein unbefangenes Gesicht zu zeigen,

weiß ich nicht; aber ich bemerkte, daß die beiden andern Personen mich nicht beobachteten, sie mußten also meine Beziehung zu Felix nicht argwöhnen.

„Der junge Mann trat ein. Zu meinem Entsetzen trug er den linken Arm in der Binde. Sein schönes Gesicht war bleich, aber freundlich und ruhig. Er grüßte mit dem Anstande eines Kavaliers. Ich beobachtete die Gräfin. Der Anblick der Binde machte sie bestürzt. Auch der Domherr zuckte leicht zusammen. Demnach durfte ich nicht zweifeln, daß der Einladung mehr zum Grunde lag, als eine gewöhnliche Höflichkeit.

„Aber warum war Felix in diesem Zustande gekommen? Er mußte wohl triftige Gründe haben. Demnach bereitete sich für diesen Abend eine Katastrophe vor, die von ernsten Folgen sein konnte. Die gegenseitige Vorstellung fand in der üblichen Form statt. Mir klopfte das Herz gewaltig, als ich mich vor Felix verbeugte. Himmel, wer in den Herzen der sich gegenüberstehenden Personen hätte lesen können!

„Die erste Unterhaltung berührte gleichgiltige Gegenstände. Die Witwe riß mich nicht zur Bewunderung, sondern zum Erstaunen hin. War sie sonst geistreich und kokett, so war sie heute wehmüthig und zu Augenblicken naiv. Es mußte dies wohl der Ton sein, den sie dem Geliebten gegenüber zu beobachten pflegte. Wahrlich, sie zeigte einen ganz anderen Charakter.

„Meine Ruhe ward ſchwankend, als die Gräfin wie beiläufig erwähnte, ich ſei die verlobte Braut des Domherrn. Felix verneigte ſich und wünſchte Glück.

„Der Domherr, der bisher ruhig an meiner Seite geſeſſen, ward nach und nach geſprächig. Keines ſeiner Worte verrieth, daß er den wahren Namen und Stand des Gaſtes wiſſe. Mit feinem Takte wußte er den Uebergang zu der Frage zu vermitteln:

„Warum tragen Sie, Herr von Marhoven! den Arm in der Binde?"

„Dieſe Frage eröffnete das Gefecht.

„Auguſte ſaß neben mir und hielt meinen Arm in dem ihrigen; ſie wollte, indem ſie ſich den Anſtrich der zärtlichen Freundin gab, ohne Zweifel meine Ruhe oder Unruhe ſondiren. Mein Verdacht hielt dieſe verſchlagene Frau zu Allem fähig.

„Felix ſchien auf die an ihn gerichtete Frage gewartet zu haben.

„Man hat mich verwundet."

„In einem Duelle?"

„Nein."

„Iſt die Wunde gefährlich?" fragte theilnehmend die Gräfin.

„Sie wäre ohne Bedeutung, wenn man ſie mir nicht meuchlings beigebracht hätte."

„Himmel!" rief die Gräfin. „Meuchlings?"

„Und in den Straßen Brüſſels."

„Jetzt fühlte ich, daß der Arm meiner Freundin zitterte. Sie wußte also um das Attentat.

„Die Polizei von Brüssel ist schlecht," meinte der Domherr.

„Ah," rief Felix, „das hat der Gauner gewußt."

„Um meine Unbefangenheit zu zeigen, fragte ich:

„So hat man Sie berauben wollen, mein Herr?"

„Nein. Der Stoß galt meinen Begleiter, einem Manne, der gewissen Leuten lästig sein muß. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man ihn aus dem Leben schaffen wollte."

„Die Pendule über dem Kamine schlug halb Zehn.

„Kaum waren die Schläge verklungen, als François eintrat und mit lauter Stimme meldete:

„Die Tafel ist servirt!"

„Zu Tische denn!" rief Auguste.

„Der Domherr reichte mir, Felix der Witwe den Arm. So traten wir in den Salon und nahmen unsere Plätze an der glänzenden Tafel ein.

„François blieb zur Bedienung zurück. Mir schien, man hatte ihn heute absichtlich gewählt, da sonst ein alter Lakei servirte. Denken Sie sich die Mischung der Tafelgesellschaft: einen verliebten alten Vormund, der seine Mündel heirathen wollte; eine junge Witwe, die froh war über den Tod ihres alten Mannes; den armen Felix, der sich lieben ließ, um Geheimnisse zu

erſpähen; mich, die zwei Liebhaber hatte, und endlich den ehemaligen Galeerenſklaven, der Kammerdiener und Bravo zugleich war. Und Alle beargwöhnten ſich gegenſeitig, Alle täuſchten ſich und zitterten vor den Entdeckungen, die ſie machen würden. Es handelte ſich um Vermögen und Ehre.

„Zu meiner Verwunderung bediente ſich Felix ſeines kranken Armes beim Eſſen ziemlich geſchickt. Der aufmerkſame François richtete ſeine Bedienung darnach ein. Wie fein, wie gewandt und liebenswürdig benahm er ſich. Und dieſer Mann ſollte Jahre in dem Bagno von Toulon verbracht haben! Wie war es möglich geweſen, daß die Gräfin ihn kennen gelernt und in ihre Dienſte genommen hatte? Aus welcher Quelle hatte die alte Babet ihre Nachrichten über ihn geſchöpft?

„Ich beobachtete die Gräfin. Sie ſprach nicht viel mit ihrem Gaſte; aber es entging mir nicht, daß ſeine Nähe ſie in einen Aufruhr verſetzte, den ſie zu verbergen ſuchte. Felix blieb ruhig; die blendenden Reize der Witwe ſchien er nicht zu bemerken. Niemand hätte das Einverſtändniß zwiſchen Beiden geahnt. Der Domherr leitete mit ſeinem Takte das Geſpräch.

„Sie haben den verſtorbenen Gemahl unſerer liebenswürdigen Wirthin gekannt?“ fragte er.

„Ich habe die Ehre gehabt, mein Herr!“ antwortete Felix.

„Der arme Mann hat viel gelitten.“

„So habe ich zu meinem innigen Bedauern gehört. Man sagt, der Graf sei vergiftet worden."

„Ah," rief der Domherr, „Sie haben davon gehört!"

„Der Prozeß gegen den Vergifter, den Herrn von Eberstein, ist aller Welt bekannt."

„Für den Juristen ein interessanter Prozeß!" rief der Domherr, der fleißig den feinen Speisen zusprach. „Schade, daß der Tod des Angeklagten die Verhandlungen unterbrach."

„Halten Sie ihn für schuldig?" fragte Felix.

„Ohne Frage! Die vollständige Beweisführung würde eine sehr schwierige Aufgabe gewesen sein und vielleicht hätte der Gerichtshof ein „Nichtschuldig" aussprechen müssen — aber die Welt hätte ihren Verdacht nicht fahren lassen. Kennen Sie die Einzelnheiten, mein Herr?"

„Nein!"

„Urtheilen Sie: Der Graf Ripon besaß vom Hause aus ein nur bescheidenes Vermögen wie seine einzige Schwester, die Gattin des Herrn von Eberstein. Der Graf war glücklich in der Anlage seines Kapitals, er verband sich mit einem Freunde, dem Obersten von Melin, zu großen Spekulationen, und wenn auch eine derselben fehlschlug, so glückten zwei, drei andere. Ueber das Verhältniß der beiden Freunde ist mir nur so viel bekannt, daß sie sich trennten, als eine Meinungsverschieden-

heit bezüglich neuer Unternehmungen eintrat. Von dem Obersten, einem exzentrischen Manne, erfuhr Eberstein daß der Graf Ripon große Kapitalien zusammengescharrt habe. Eberstein, der in ungünstigen Verhältnissen lebte, suchte die Unterstützung seines Schwagers nach; dieser aber, nämlich der Graf Ripon, wies ihn mit dem Bemerken ab, daß er, da seine Schwester, Frau von Eberstein, gestorben sei, die verwandtschaftlichen Verhältnisse als aufgelöst betrachte. Der Grund dieser Abweisung mag wohl darin zu suchen sein, daß der Edelmann seine Gattin schlecht behandelt hatte. Graf Ripon war ohne Familie; es mußte demnach sein Vermögen dem Sohne seiner Schwester anheimfallen — und dies lag auch in der Absicht des Grafen, der seinen Schwager für einen Verschwender hielt. Ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht. Mir ist nur so viel bekannt, daß der Graf auf den Gedanken kam, sich zu vermählen. Kaum war die Verlobung bekannt geworden, als der Schwager sich freundlich dem Schwager näherte; er sprach seine Freude aus über den Entschluß und wünschte ihm Glück zum heiligen Ehestande, der für einen Mann von Herz und Geist unerläßlich sei. Der gutherzige Graf wies seinen Schwager nicht zurück, gestattete ihm Zutritt in sein Haus und unterstützte seinen Neffen, der in einem Husarenregimente diente. Die Vermählung stand in naher Aussicht; in dem gräflichen Hotel traf man die Vorbereitungen dazu. Da saßen eines

Abends der Graf, die liebenswürdige Braut und der Schwager beim Thee. Man hatte viel und freundschaftlich gesprochen. Der Herr vom Hause war gesund und guter Dinge und theilte seine Plane für die Zukunft mit, die auch dem Schwager Glück verhießen — plötzlich fühlte sich der Graf unwohl, klagte über heftige Schmerzen und mußte zu Bett gebracht werden. Der schnell herbeigerufene Arzt, Doktor Laurent erkannte die Symptome einer Vergiftung und wandte unverweilt die entsprechenden Mittel an, die für den Augenblick Linderung brachten. Woher war das Gift gekommen? Man untersuchte den Thee. Er war rein und gut. Der Arzt verlangte die Tasse des Grafen — sie lag in Scherben am Boden, man hatte sie bei dem Tumulte vom Tische geworfen. Das war verdächtig. Die Scherben wurden untersucht und man fand einen Bodensatz von Arsenik — nur in der Tasse des Grafen. Wer hatte das Gift gemischt? Von der Braut, die sehnlichst auf den Vermählungstag hoffte, ließ sich dies nicht annehmen — wohl aber von dem Schwager, der, so mußte man schließen, die Heirath, die seinem Sohne das Vermögen theilweise oder ganz entzog, zu verhindern suchte. Wenn man außerdem bedenkt, daß der Graf, wenn er plötzlich ohne Testament gestorben, sein Vermögen dem einzigen Erben hinterließ, so erhielt der Verdacht neue Stärke. Und der Kranke hatte wirklich an ein Testament noch nicht gedacht. Eberstein äußerte die lebhafteste

Theilnahme und entfernte sich als der Arzt erklärt, er hoffte, den Grafen zu retten.

„In der Nacht aber verschlimmerte sich der Zustand des Grafen. Die Braut, die an seinem Bette saß, war trostlos. Der Arzt fand die Lage bedenklich. Der Graf selbst verlangte einen Priester, der geholt ward. Er sprach dem Geistlichen seinen Verdacht gegen Herrn von Eberstein aus und fügte hinzu, daß auch der Oberst von Melin aus Gründen, die ich nicht weiter erörtern mag, seinen Tod wünschen müsse. Man rieth zu einem Testamente. Der Graf forderte die Trauung mit seiner Braut, die der Geistliche in Gegenwart des Arztes und eines Notars vollzog. Zugleich diktirte er seinen letzten Willen dahin, daß seine Frau die Universalerbin sein solle. Als der Morgen dämmerte, erhielt der Kranke die Sterbesakramente. Die fortgesetzten Bemühungen des Arztes hatten indeß einen glücklichen Erfolg, — der Graf genas, behielt aber einen siechen Körper, er schwankte langsam dem Grabe zu.

„Daß ein solcher Fall nicht verschwiegen bleiben konnte, ist wohl erklärlich. Der Staatsanwalt erhielt Kunde und erhob Klage. Herr von Eberstein war flüchtig geworden; man bemächtigte sich seiner in dem Augenblicke, als er zu Ostende ein Schiff zu besteigen im Begriffe war, das nach England abfuhr. Das böse Gewissen hatte ihn fortgetrieben. Während der Voruntersuchung starb der Mörder im Gefängnisse. Der Graf

lebte noch einige Tage und erlag dann den Folgen der Vergiftung."

„Felix hatte ruhig zugehört. Indeß fragte er:

„Hat man den Oberst von Melin nicht zur Rechenschaft gezogen?"

„Nein."

„Nach der Aussage des Grafen war dies nöthig."

„Aber nicht möglich."

„Warum?"

„Weil der Oberst im Irrenhause wohnte."

„Ah, er hatte seinen Verstand verloren."

„Vielleicht aus Furcht vor der Untersuchung."

„Ein verwickelter Kriminalfall!" rief der jung Mann.

„Die Juristen haben bedauert, daß er nicht z Ende geführt werden konnte."

„Aber welche Gründe kann der Oberst gehabt ho ben, den Freund in das Jenseits zu befördern?"

„Der Domherr zuckte mit den Achseln.

„Vielleicht hat sich der verstorbene Graf gegen sein Gattin darüber ausgesprochen," meinte er.

„O mein Gott!" rief die Gräfin, „warum führ wir ein so unnützes Gespräch! Brechen wir ab. Fran çois, Champagner!"

„François verschwand.

„O, wie bedaure ich, gnädige Gräfin!" sagte Feli „daß Sie so schmerzliche Erfahrungen machen mußten

„Ich habe viel gelitten," flüsterte sie schmerzlich zurück.

„Zumal, da Sie mit Liebe an dem kranken Gat=
:n hingen und seine Leiden nicht hindern konnten."

„Ich sah, daß ein leichtes Roth die weißen Wan=
en der jungen Frau überzog.

„Meine Ehe war nicht beneidenswerth; ich hatte
om Anfang bis zum Ende derselben einen Patienten
u verpflegen."

„Demnach darf ich wohl voraussetzen, daß die Auf=
chlüsse, die mir der Freund des Verstorbenen, durch
essen Güte ich hier eingeführt bin, gegeben, Sie in=
:eressiren?" fragte Felix.

„Ueber meinen verstorbenen Gemahl?"

„Ueber ihn."

„Sie werden mich verbinden, Herr von Marhoven!"

„François brachte den Champagner. Der Kork sprang knallend an die Decke — die Gläser wurden mit dem schäumenden Nektar gefüllt. François besorgte dieses Geschäft mit einer bewunderungswürdigen Vir=tuosität. Die Geschicklichkeit dieses Mannes kam mir grauenhaft vor.

„Wir stießen an und tranken. Auguste sandte ihrem vermeintlichen Liebhaber einen vielsagenden Blick zu. Vor einem solchen Blicke mußte das Herz eines Man=nes erzittern. Felix blieb ruhig; er begann:

„Der Graf von Ripon war ein gutmüthiger Son=derling."

„Wiſſen Sie das genau?“ fragte der Domher.

„Ich theile Ihnen die Anſichten des Freundes mit, mein Herr! Ich ſelbſt erlaube mir kein Urtheil. Es iſt wahr, Eberſtein hat lange von der Unterſtützung ſeines Schwagers gelebt, und auch der Oberſt von Melin hat dem armen Edelmanne beigeſtanden. Waren doch alle drei innige Freunde, wie man ſie ſelten trifft. Schon als Jünglinge hatten ſie ſich eine für das ganze Leben dauernde Freundſchaft geſchworen. Zu dieſem Bunde gehörte auch Andreas von Sydow, ein eben ſo armer Edelmann als Eberſtein. Aber was ſind die Plane der Jugend? Phantaſtiſche Träume, die vor dem Ernſte des Lebens in Nichts zerfließen. Eberſtein trat zu dem Grafen in verwandtſchaftliche Verhältniſſe, er ward der Schwager desſelben. Die Taufe des erſten Sohnes, den Frau von Eberſtein ihrem Gatten ſchenkte, war ein Feſt für drei Freunde, die ſich einfanden und Pathenſtelle vertraten. Bruder, ſagte der Oberſt von Melin zu dem glücklichen Vater, wenn ich mich einmal verheirathe und eine Tochter haben werde, ſo gebe ich ſie Deinem Sohne zur Gattin. Mit Ripon biſt Du verwandt — auch wir müſſen Verwandte werden. Andreas von Sydow meinte, er würde von der Verwandtſchaft wohl ausgeſchloſſen bleiben, da er keine Neigung verſpüre, ſich eine Frau zu nehmen. Daher iſt es gekommen, daß der Oberſt den bedrängten Freund unterſtützte, und zugleich den Sohn, der die militäriſche Laufbahn

wählte. Der Oberst vermählte sich wirklich, aber unter seltsamen Umständen, die ich nicht kenne. Der Himmel schenkte ihm auch eine Tochter, und diese sollte, dem Versprechen gemäß, die Gattin des jungen Eberstein werden. Alles ging gut. Louise von Melin ward der Obhut eines Notars anvertraut, der zugleich ihr ausgesetztes Vermögen verwaltete, und der Oberst, der leider in einer sehr unglücklichen Ehe lebte, ließ sich von dem Strudel der epidemisch gewordenen Spekulation hinreißen wie sein Freund, der Graf von Ripon. Beide geriethen in Streit wegen des Rittergutes Elsborn, das ihnen ein vortreffliches Spekulationsobjekt zu sein schien. Der seltsamste Zufall von der Welt fügte es, daß, während der Oberst und der Graf ihre Agenten aussandten, Andreas von Sydow Elsborn an sich brachte, der nun dort in stiller Abgeschiedenheit lebte und seine Felder bebauete. Um die Jugendfreundschaft der drei Männer war es geschehen — der leidige Mammon hatte sie zerstört. Eberstein suchte vergebens eine Aussöhnung zu bewirken.

„Dies sei genug über die Vergangenheit. Man hat Eberstein als den Giftmischer angeklagt und vor Gericht gestellt. Zu derselben Zeit wanderte der Oberst in das Irrenhaus. Wohlgemerkt, zu derselben Zeit! Der arme Mann litt an einer unbesiegbaren Schwermuth. Es war leicht, den gedrückten Geist vollständig einzuschüchtern und ihm zu sagen: Du hast falsche Bank-

noten ausgegeben, lebst in einer Doppelehe mit einer Abenteuerin und selbst in dem Verdachte, die Vergiftung des Grafen von Ripon mit veranlaßt zu haben, der Dich laut seinen ärgsten Feind nennt — man wird Dich einkerkern, wie man den armen Eberstein eingekerkert — Du wirst auf der Anklagebank erscheinen! Es gibt nur ein Mittel Dich zu retten: stelle Dich irrsinnig. Das war ein schlau ersonnener Streich. Der schwermüthige Oberst, der vor nichtexistirenden Gefahren zitterte, ließ sich willig in die Anstalt eines schurkischen Arztes führen, und hier erkrankte sein Geist wirklich. Man hatte ihn bei Seite geschafft, um über seine Tochter, die durch ein früher verfaßtes Testament zur Erbin eingesetzt war, um über sein Vermögen disponiren zu können."

„Mein Herr!" sagte der Domherr verlegen lächelnd, „das geht mich an."

„Verzeihung, ich berichte, was ich von dem Freunde des Herrn Grafen gehört."

„Hat er Ihnen noch mehr gesagt?"

„Ja, mein Herr!"

„Sie erregen meine Neugierde."

„Ich werde diese Neugierde befriedigen, um mich für die Gastfreundschaft, die ich hier genieße, dankbar zu zeigen."

„Die Gräfin suchte ihr Zittern zu verbergen; von Zeit zu Zeit warf sie einen flehenden Blick auf den Erzähler, der ruhig, fast gleichgiltig fortfuhr:

„Während der Oberſt verſchwunden war, machte die Vergiftungsgeſchichte gerechtes Aufſehen. Die Welt erzählte ſie, wie Sie ſie mir erzählt haben. Aber der Freund des Herrn Grafen kennt ſie anders. Der Hausarzt, Doktor Laurent, hat eine Doſis Arſenik für fünfundzwanzigtauſend Franks an den Kammerdiener des Grafen verkauft. Auf dieſe Weiſe iſt das Gift in das Hotel gekommen."

„François!" ſagte kalt der Notar, „vertheidigen Sie ſich."

„Die Freundlichkeit des eleganten Kammerdieners war längſt verſchwunden; er hatte die rechte Hand in die Bruſtöffnung ſeiner weißen Weſte geſteckt und ſah den Erzähler mit Blicken an, die mich erſchreckten.

„Dieſe Beſchuldigung," ſagte er, „von Ihnen ausgeſprochen, befremdet mich nicht. Der Sohn wird den Verdacht von ſeinem Vater abzuwälzen ſuchen."

„Was ſagen Sie, François?" rief der Domherr.

„Herr von Marhoven hat meine gnädige Gräfin betrogen."

„Wie?" fuhr die Witwe auf.

„Felix von Eberſtein führt einen falſchen Namen."

„Und Sie ſind Edelmann?" fragte ironiſch der Notar.

„Jetzt verließ der junge Mann ſeinen Platz. Erſchreckt flüchtete ich in eine Fenſtervertiefung. Die Witwe ſtellte ſich mir zur Seite. Der Kammerdiener trat hinter den Stuhl des Domherrn.

„Felix rief dem Franzoſen zu:

„Er, mein Freund! muß den Begleiter des Oberſten wohl kennen, Er, der Bandit, deſſen Dolch vollenden ſollte, was der Irrſinn begonnen. Dem Grafen ſoll er Gift gemiſcht, dem Oberſten wollte er die Bruſt durchſtoßen. Aber der Dolch hat meinen Arm getroffen."

„Der arme Herr ſpricht im Fieber!" rief François.

„So muß es wohl ſcheinen, da ich mit zu großer Offenherzigkeit verfahre und ſorglos in dieſe Geſellſchaft komme. Aber ich habe meine Maßregeln getroffen, wenn ich bis Mitternacht dieſes Hotel nicht verlaſſen, ſo wird mich die Polizei abholen."

„Eine peinliche Pauſe trat ein. Mir fehlte die Kraft, die Geſichter der Perſonen zu beobachten.

„Genug!" ſagte kalt der Notar. „Zu welchem Zwecke, mein Herr! ſpielen Sie dieſe Komödie? Sie brauchen wohl Geld?"

„Nur das, was der Sohn der Schweſter des Grafen zu fordern hat. Es iſt ein Kodizill vorhanden, nach welchem Felix von Eberſtein die Hälfte des gräflichen Vermögens zufällt."

„Schaffen Sie dieſes Kodizill zur Stelle!" rief der Notar.

„Die Gräfin ſchwankte und ſank todtenbleich in einen Seſſel. Ich begriff die Urſache ihres Schreckens.

„Bin ich nicht gut unterrichtet?" fragte Felix.

„Wo iſt das Kodizill?"

„Niemand kann es beſſer wiſſen, als die Frau Gräfin."

„Ich?" fragte dieſe in einer grenzenloſen Verwirrung.

„So muß ich wohl Ihrem Gedächtniſſe zu Hilfe kommen!" ſagte Felix in unerſchütterlicher Ruhe.

„Aber nicht hier, nicht jetzt."

„Warum nicht?"

„Dieſe Mißverſtändniſſe ſind aufzuhellen — mein Herr! eine kurze Unteredung ..."

„Die Witwe ſchwankte zu Felix und wollte ihn mit ſich fortziehen. Schreck und Leidenſchaft hatten ſie dergeſtalt erregt, daß alles Blut aus ihrem Geſichte gewichen war.

„Der Domherr betrachtete erſchreckt die Witwe, die ſich bemühte, Felix zu einer geheimen Unterredung zu bewegen. Er mußte wohl jetzt erſt entdecken, daß ſie ſich vergeſſen hatte.

„Felix!" ſtammelte ſie wie im Delirium, „Du haſt mich betrogen! Iſt das der Lohn für meine Liebe? Bin ich eine Verbrecherin, ſo haſt Du mich dazu gemacht. Du haſt mir die Geheimniſſe meines Herzens entlockt!" fügte ſie, faſt wimmernd hinzu.

„Felix entzog ſich ihr, indem er zurücktrat.

„Die Gräfin ſank mit einem unterdrückten Schrei wie leblos zu Boden. Die Entdeckung, daß der Mann,

den sie über Alles liebte, sie getäuscht, hatte ihr stolzes Herz tief verwundet. Ich erhielt die Gewißheit, daß sie nicht ein böswilliges Spiel getrieben, um Entdeckungen zu machen; sie hatte vielmehr leidenschaftlich geliebt und sah sich nun, die stolze Schönheit, schmählich betrogen.

„Ich rief durch eine Glocke das Kammermädchen herbei. Fanchette erschien; sie sank bestürzt neben ihrer Herrin nieder. Man brachte die Ohnmächtige wieder zum Bewußtsein. Fanchette führte ihre Herrin in das angrenzende Zimmer. Die Sorge um Felix hielt mich ab, sie zu begleiten. Der Domherr gab dem Kammerdiener einen Wink; dieser entfernte sich, einen furchtbaren Blick auf den Gast werfend, der sich ruhig auf die Lehne eines Sessels stützte.

„Louise!“ sagte der Domherr, „leisten Sie Ihrer kranken Freundin Gesellschaft; die arme Frau ist sehr krank,“ fügte er betonend hinzu.

„Mein Herr!“ sagte Felix, „die Tochter des Obersten von Melin hat das Recht, unseren Verhandlungen beizuwohnen. Ihr Mandat als Rechtsanwalt und Vormund ist erloschen. Sie werden mir, dem Bevollmächtigten des Obersten, Rechnung ablegen. Weigern Sie sich, so schreitet die Behörde ein, deren Hilfe ich beanspruchen werde. In diesem Falle würden freilich dann Dinge zur Sprache kommen, die ...“

„Sie drohen mir?“ fragte der Domherr.

„Nehmen Sie es, wie Sie wollen. Hier ist meine Vollmacht, die Sie hoffentlich respektiren werden.“

„Er überreichte ihm ein Dokument.

„Die Schriftzüge des Obersten!“ murmelte der kleine Mann. „Meine Papiere sind in Ordnung — finden Sie sich morgen in meiner Wohnung ein.“

„Der Notar verbeugte sich, als ob er den Gast entlassen wollte.

„Verzeihung,“ sagte Felix, „ich habe noch über einen Punkt mit dem Notar des verstorbenen Grafen zu reden. Mein armer Vater ist in dem Gefängnisse gestorben, ohne daß er den schändlichen Verdacht hätte von sich abwälzen können. Aus der Untersuchung würde er unzweifelhaft gerechtfertigt hervorgegangen sein — jetzt ist es meine Pflicht, seine Ehre zu retten, und Sie werden mir dabei behilflich sein.“

„Ich? Was kümmert mich die Sache?“

„Sträuben Sie sich nicht.“

„Ich habe Ihren Vater nur oberflächlich gekannt.“

„Aber Sie kennen François, der diesen Brief an Sie geschrieben hat.“

„Felix holte ein Papier aus der Brusttasche seines Fracks. Dann las er laut ungefähr folgende Zeilen:

„Mein Herr!

„Es ist Zeit, daß ich für meine treuen und gefährlichen Dienste endlich den Lohn erhalte. Ihre Nichte ist von dem lästigen Grafen befreit und Erbin des Ver-

mögens; wiſſen Sie denn, daß nicht das Geld mich dienſtbereit gemacht hat, ſondern die Liebe Auguſtens. Wir kennen uns ſeit langer Zeit und unſere Liebe iſt nicht etwa von geſtern. Mein mehr als hartes Schickſal riß mich von der Heimath fort, ich mußte die Geliebte verlaſſen. Als ich zurückkehrte, war ſie die Gattin des alten reichen Grafen. Ich trat in ihre Dienſte — das Uebrige wiſſen Sie. Mit Geld laſſe ich mich nicht abkaufen, nur die Hand Auguſtens kann mich entſchädigen. Wir ſind hier nicht mehr ſicher, darum iſt es gut, wenn wir nach Amerika gehen. Ich zeige Ihnen dies ſchriftlich an, weil Sie mir keine Gelegenheit geben, Sie zu ſprechen. Den letzten Dienſt werde ich Ihnen dieſen Abend noch erweiſen, weil es Auguſte will, und für Sie thue ich Alles. Sorgen Sie alſo, daß ich in vierzehn Tagen mit meiner Braut abreiſen kann. François."

„Der Domherr ſtand wie niedergeſchmettert. Ich glaubte er würde zu Boden ſinken.

„In dieſem Augenblicke trat Fanchette ein. Sie meldete, daß die Gräfin mich dringend bitten laſſe, auf einige Augenblicke zu ihr zu kommen. Als ich unſchlüſſig blieb, ſagte Felix:

„Gehen Sie ohne Furcht, Louiſe! ich erwarte Sie hier, meine Maßregeln ſind ſo getroffen, daß nichts geſchehen kann."

„Ohne meinen Vormund eines Blickes zu würdigen, entfernte ich mich.

„Auguſte lag in ihrem Zimmer auf der Ottomane. Ihr ſchönes Haar, aufgelöst, floß auf die Schultern herab. Sie ſchien die Koiffure in einer Art Raſerei zerſtört zu haben. Ihr Halsſchmuck lag in Trümmern am Boden. Als ich eintrat, flog ſie mir entgegen, ſie ſchien mich umarmen zu wollen; aber plötzlich wich ſie zurück und brach in lautes Weinen aus.

„Sie müſſen mich verabſcheuen, Louiſe!“ rief ſie ſchluchzend. „Aber ſtoßen ſie mich nicht zurück, mir bleibt ja kein befreundetes Weſen, dem ich meinen Schmerz mittheilen und meine tiefe Reue eingeſtehen kann. Ich bin in der Verblendung auf die gewagte Spekulation eingegangen — die Liebe ſtraft mich hart dafür. Felix hat ſeine Pflicht gethan, wenn er mich auch verrathen hat; ach, und ich habe nicht gewußt, daß er der Sohn des armen Eberſtein iſt! Nehmen Sie, nehmen Sie — ſie ſtürzte zu ihrem Schreibtiſche und holte ein Papier hervor — hier iſt das Kodizill, wornach Felix eine bedeutende Summe bei dem Bankhauſe Leroux erheben kann. Sie ſind ihm als Kind ſchon verlobt — ſeien Sie glücklich mit ihm, Louiſe! Und nun verzeihen Sie mir Alles, was ich gegen Sie gethan, ich werde grauſam büſſen, denn ich muß die Gattin eines Verbrechers werden, der mein und meines Onkels Geſchick in ſeiner Hand hält. Bitten Sie Gott, daß er mein qualvolles Leben abkürze.

„Sie ſank auf den Teppich nieder, legte das ſchöne Haupt in die Kiſſen der Ottomane und begann laut

zu weinen. Ihr Schmerz und ihre Reue mußten wohl aufrichtig sein. Ich suchte sie zu beruhigen.

„Plötzlich erhob sie sich und trocknete ihre Thränen. Ihr reizendes Gesicht war geisterhaft bleich. Wie wunderbar schön war sie in dieser Verfassung! ich empfand ein inniges Mitleid mit der reuigen Sünderin. Sie zog mich auf die Ottomane und ließ sich zu meinen Füßen nieder.

„Louise!“ begann sie in einem schmerzlichen Tone, „mein Herz hat stets mit meinem Kopfe in Zwiespalt gelegen, und deshalb habe ich ein ruheloses, mir selbst unerklärliches Leben geführt. Glanz und Reichthum galten mir Alles in der Welt und darum war ich ein Spielball in der Hand des Mannes, der mir die Befriedigung meiner Wünsche versprach. Ich bin nicht so schuldig, als es den Anschein hat, und doch habe ich viel, entsetzlich viel gelitten. Während ich die Liebkosungen des alten Grafen erwiederte, hing mein Herz in glühender Leidenschaft an Felix. Das Grauenvolle meiner Lage zu erhöhen, trat nun auch François, meine Jugendliebe auf, und erwarb sich durch seine schrecklichen Dienste Ansprüche auf meine Dankbarkeit. Es gibt eine Nemesis, Louise! und diese hat mich furchtbar bestraft. Noch bin ich jung, aber mein Leben ist schon zertreten, vernichtet. Ich bin ein Opfer allzukühner Spekulationen geworden. Der Ernst des Lebens und die Regungen des Herzens haben das Börsenspiel vereitelt,

das ſo künſtlich eingeleitet war. Louiſe! betrachten Sie mich als eine Sterbende, und erfüllen Sie meinen letzten Wunſch."

„Sie umfaßte krampfhaft meine Knie.

„Was kann ich thun?" fragte ich.

„Sie ſind dem Manne, den ich liebe zur Gattin beſtimmt. Das Kodizill, deſſen Inhalt ich kenne, fordert Ihre Verbindung mit Felix von Eberſtein. Ich habe es Ihnen eingehändigt und Ihr Glück iſt begründet. Ich nehme nur einen Theil des Vermögens mit mir, um dem Elende und dem Mangel nicht anheimzufallen. Louiſe! wir trennen uns heute, um uns nie wiederzuſehen; in dieſem feierlichen Augenblicke beſchwöre ich Sie: dringen Sie in Felix, daß er nichts gegen den Domherrn unternimmt, daß er ſich auf Grund gewiſſer Dokumente mit ihm abfinde und die traurige Familienangelegenheit nicht vor die Oeffentlichkeit bringe. Der kleine Mann iſt Ihnen gefährlich; er bewahrt ein Geheimniß, das er zu Ihrem Verderben ausbeuten kann. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie noch eine Schweſter und eine Mutter haben. Sie ſelbſt haben die Hand zu einer Täuſchung des braven Oberſten geboten — man hat Sie feſt in die Schlingen der Intriguen verwebt, ohne daß Sie es wiſſen — dieſe Warnung glaube ich Ihnen ſchuldig zu ſein — der Fall des Domherrn reißt Sie und Felix mit in den Abgrund — glauben Sie an die Drohungen des gefährlichen Mannes — und nun le-

ben Sie wohl, Louiſe! — dort in jener Welt, ſehen wir uns wieder."

„Laut ſchluchzend vor Schmerz, umſchlang ſie mich, küßte meine Wangen und Mund und eilte in das angrenzende Gemach, deſſen Thüre ſie eilig hinter ſich verſchloß.

„In dieſem Augenblicke erſchien François.

„Der Mann flößte mir ein tiefes Entſetzen ein.

„Wo iſt Auguſte?" fragte er in kecker Vertraulichkeit.

„Ich deutete auf die Thüre des Zimmers.

„Gut, ſo werde ich ſie finden."

„Er hielt mich zurück, als ich mich entfernen wollte. Eine tödtliche Angſt befiel mich.

„Was wollen Sie?" fragte ich bebend.

„Ich bin Ihnen nicht gefährlich, mein Fräulein! ich meine es ſogar gut mit Ihnen. Zittern Sie nicht, hören Sie mich ruhig an. Der heutige Beſuch des Herrn von Eberſtein findet auf meine Veranlaſſung ſtatt; ich habe längſt ſeinen wahren Namen gekannt und auch gewußt, daß Auguſte, ihn, daß er aber Auguſten nicht liebt, die er täuſchte. Die Erklärung, die ſtattfand, lag in meinem Intereſſe; ſie mußte früher oder ſpäter doch erfolgen, und ich habe ſie nur beſchleunigt. Der Domherr, ein ſchlauer Fuchs, hat Ihren Geliebten ebenfalls für einen Herrn von Marhoven gehalten und die Liebe ſeiner Nichte zu ihm begünſtigt. Was er mit mir anfan-

gen wollte, weiß ich nicht. Der Brief, der ſich in Herrn Felix' Händen befindet, hat dem Alten Furcht eingejagt. Darum hat er ſeinen Plan geändert. In dieſem Augenblicke verhandelt er Ihre Abtretung. Der junge Mann weiß bereits, daß Sie nicht die rechte Louiſe ſind."

„Er verneigte ſich in kalter Ironie und trat zu der Thüre, um anzuklopfen.

„Ich eilte in den Salon zurück. Die beiden Männer ſaßen im ernſten Geſpräche an dem Tiſche. Als Felix mich ſah trat er mir entgegen. Die Bläſſe ſeines Geſichtes verrieth, daß die Mittheilungen des Domherrn ihn tief ergriffen hatten. Jetzt begann eine für mich peinliche Szene. Der Entſchluß ſtand feſt: ich wollte mit der größten Offenheit verfahren.

„Joſefine!" rief Felix vorwurfsvoll.

„In dieſem einen Worte lag Alles, was ich wiſſen mußte.

„Ja, ich bin Joſefine!" antwortete ich feſt.

„Und das erfahre ich erſt heute?"

„Der Herr Notar ſelbſt hat mich durch ſeine Entdeckung, die er Ihnen gemacht, meines feierlichen Verſprechens entbunden, eines Verſprechens, das mir lange ſchwer auf der Seele gelegen hat. Die ihn leitenden Gründe will ich nicht erörtern; es genügt mir, daß die Aufklärung ſtattgefunden."

„Felix hatte mich lange mit ſchmerzlichen Blicken betrachtet. Ich ſah, daß ihm Thränen in die Augen traten.

„War ich Ihres Vertauens nicht würdig?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Felix!“ rief ich, ihm die Hand reichend, „ich glaube Ihnen Beweiſe gegeben zu haben, daß ich Ihnen unbedingt vertraue; nur in einem Punkte durfte ich dann erſt offen ſein, wenn ich wußte, daß ich im Stande wäre, Ihnen meine Schweſter zu erſetzen, die für Sie unwiederbringlich verloren iſt. Habe ich einen Fehler begangen, ſo halten Sie ihn meiner Liebe zu Gute, die, ich will es geſtehen, Louiſen um ihr Glück beneidet hat. Außerdem verzeihen Sie es meiner Eitelkeit. Sie ſollten mich erſt kennen lernen und dann wählen. Jetzt kennen Sie mich: wollen Sie mich zurückſtoßen, weil ich nicht die echte Louiſe bin? Das Herz meiner Schweſter hatte ſich einen Andern erkoren — ich liebe Sie aufrichtig und wahr. Dieſes Geſtändniß lege ich im Beiſein meines Vormundes ab...“

„Genug! Genug!“ rief Felix überwältigt, als er meine Thränen ſah. „Herr Notar!“ fügte er raſch hinzu, „bei allen Ihren Verbrechen haben Sie ſich ein Verdienſt erworben, das ich Ihnen nicht genug danken kann: Sie haben dem Vater die Tochter, und mir die Geliebte erhalten.“

„Eine Uhr zeigte die Mitternachtsſtunde an.

„Der Domherr ſuchte einen leichten Schreck zu verbergen.

„Denken Sie an Ihr Verſprechen!“ rief er mahnend.

„Felix wollte sich entfernen.

„Was wird aus mir?“ fragte ich ihn flüsternd.

„Sie begleiten mich.“

„Und Ihre Louise?“

„Ist meine Josefine geworden. Der Herr Notar wird dafür sorgen, daß dieser Wechsel noch einige Zeit geheim bleibe.“

„Der Domherr hatte sich abgewendet; er schien es vermeiden zu wollen, Abschied von mir zu nehmen — vielleicht aus Scham. Der Mann war mir verhaßt; ich ergriff den Arm meines Bräutigams und verließ mit ihm das Hotel. Niemand hinderte uns. In dem Schatten eines Hauses fanden wir einen Fiaker.

„Felix!“ rief eine Stimme aus dem Innern.

„Ich bin es, Freund!“

„Soeben wollte ich Deinen Auftrag vollziehen.“

„Es bedarf dessen nicht. Hier ist meine Braut!“

„Ein junger Mann stieg aus und begrüßte mich. Wie ich erfuhr, war er ein Freund meines Felix, der ihm seinen Beistand für die Nacht zugesagt hatte.

„Wohin?“ fragte der Kutscher.

„Felix bezeichnete ihm die Wohnung meines Vormundes. Dann flüsterte er mir zu:

„Du darfst Deine Papiere nicht dort lassen!“

„Der Freund nahm seinen Platz neben dem Kutscher, wir stiegen in den Wagen, der rasch davonfuhr. Jetzt erst machte sich die Empfindung meines Bräuti-

gams Luſt; er überſchüttete mich mit Zärtlichkeiten und nannte mich bei den ſüßeſten Namen. Wir wiederholten den Schwur treuer, ewiger Liebe.

„Als ich ihn fragte, ob er mir die Täuſchung verzeihen könne, antwortete er:

„Du biſt mir ja mehr als Louiſe, denn Du liebſt mich!“

„Der Wagen hielt. Wir ſtiegen aus. Felix zog die Glocke. Babet öffnete die Thüre. Erſtaunt betrachtete ſie meinen Begleiter. Ich beruhigte ſie und bat, uns voranzuleuchten. In meinem Zimmer befand ſich Alles in gewohnter Ordnung. Ich erſchloß den Sekretär und holte meine Papiere hervor, die ich Felix übergab.

„Wo iſt der Domherr?“ fragte Babet.

„Bei der Gräfin.“

„Und Sie kommen allein?“

„Ich komme mit meinem Bräutigam.“

„Die Alte war ſprachlos vor Erſtaunen. Zitternd führte ſie einige Befehle aus, die ich ertheilte.

„Nun wollen auch Sie entfliehen!“ rief ſie ſchmerzlich. „Ich kann es Ihnen nicht verdenken, mein liebes Fräulein! und wünſche Ihnen alles mögliche Glück; aber nehmen Sie mich mit ſich, es iſt mir unmöglich, allein hier zu bleiben. Ich will Ihnen treu und ehrlich dienen. Liebe ich Sie doch wie mein Kind, das ich unter Sorgen und Kummer groß gezogen habe. Wären

Sie nicht gekommen, ich hätte den Domherrn längſt verlaſſen. Wenn ich bei Ihnen bin, ſehne ich mich nach Louiſen nicht mehr. Aber, Du lieber Himmel, was iſt denn das? Den jungen Herrn ſollte ich ja kennen!"

„Ja, gute Alte!" ſagte Felix, „Sie haben mir manches Briefchen an Louiſen beſtellt."

„Und nun haben Sie doch Ihre Louiſe gefunden..."

„Wir erklären uns ſpäter, jetzt bleibt uns keine Zeit dazu. Der Domherr ſelbſt wird Sie entlaſſen, und dann finden Sie bei uns eine Zuflucht."

„Ah, könnte ich doch, bevor ich ſterbe, beide Louiſen noch einmal ſehen!"

„Mit Hilfe Babettens wählte ich aus meiner Garderobe das Nöthigſte und nahm es mit mir in den Wagen, der uns zu meinem Vater brachte. Der Aufenthalt in dem Hauſe des Domherrn ſchien mir doch zu gefährlich, denn es ließ ſich wohl annehmen, daß der Böſewicht auf Rache ſann. Am nächſten Morgen erklärte ich dem Oberſten, daß ich von nun an bei ihm bleiben würde. Der Greis war ſo apathiſch, daß er dieſe Nachricht, von der ich mir eine außerordentliche Wirkung verſprochen, nur mit einem melancholiſchen Lächeln aufnahm.

„Um Mittag erſchien Felix.

„Sind Sie in dem gräflichen Hotel geweſen?" fragte ich.

„Ja."

„Was für Neuigkeiten haben Sie erfahren?“

„Die Gräfin ist mit ihrem Kammerdiener abgereist, wie ich vorausgesehen habe.“

„Die arme Frau ist zu beklagen,“ meinte ich, „denn auch ich hatte etwas Anderes nicht erwartet.“

„Nun beschrieb ich die Szene, die zwischen ihr und mir stattgehabt und überreichte Felix das Kodizill.

„Mag sie fliehen,“ rief er aus, „ich will sie nicht hindern, obgleich ich die Gewalt dazu in Händen habe. Eine größere Strafe, als die Liebe des François, kann sie nicht treffen.“

„Ich belohnte ihn für diesen Entschluß mit einem innigen Kusse. Die Flucht der Gräfin hatte mein Herz erleichtert.

„Wie steht es mit dem Domherrn?“

„Er befand sich noch in dem Hotel. Ausgerüstet mit einer Vollmacht der Gräfin, die schon früher ausgestellt sein muß, wird er das Mobilar verkaufen und das gemiethete Hotel seinem Besitzer übergeben. Dann soll ein Arrangement zwischen uns stattfinden. Bei dieser Gelegenheit werde ich das Schulddokument geltend machen, das sich bei den Papieren Deines Vaters vorgefunden hat.“

„Felix war sehr glücklich, und ich kann nicht sagen, daß ich unglücklich war. Unseren Groll auf den Notar mäßigte der Gedanke, daß seine Spekulation uns zusammengeführt hatte. Felix versprach mir, den kleinen

Alten so lange zu schonen, bis das Arrangement der Geschäfte vollendet sei. Wir nahmen dabei Rücksicht auf den Obersten, der in seinem Schwächezustande Handlungen begangen haben konnte, die der Notar zu seinem Vortheile benutzte. Der Mai war für uns ein wirklicher Wonnemonat. Der blühende Garten, die Freundlichkeit der Gärtnerfamilie und die körperliche Kräftigung meines Vaters — Alles vereinigte sich, um uns heiter zu stimmen.

„Nach vierzehn Tagen brachte Felix die alte Babet, die wir dem Leidenden als Pflegerin zutheilten. Der Notar war abgereist, nachdem die gräflichen Angelegenheiten geordnet waren, ein leichtes Geschäft, da die Spekulanten für Kapitalien gesorgt hatten, um nöthigenfalls damit entfliehen zu können. Im Juni reisten wir nach Aachen, um dort den Sommer zu verbringen. Felix konnte nicht bei uns bleiben, da ihn Geschäfte zu dem Notar riefen, der ihm bald hier, bald dort eine Zusammenkunft gab. Er benutzte zugleich die Andeutungen, die ihm Babet gab, um meine Schwester aufzusuchen, denn ich hegte den sehnlichen Wunsch, mit ihr mein Vermögen zu theilen.

„Der Herbst kam, aber Felix blieb aus. Im August hatte er mir zum letzten Male geschrieben. Ich tröstete mich mit der Voraussetzung, daß er uns eine Ueberraschung bereiten wolle. Die Geschäfte mit dem Notar standen gut, wie er in seinen Briefen geschrie-

ben; der Alte habe Furcht und sei zu Allem bereit. Der Zustand meines Vaters hatte sich auffallend gebessert; der Greis war heiter geworden und sprach mit Begeisterung von seinen großen Planen. Es war dies der einzige Punkt, der an seine Monomanie erinnerte. Er gab sich den Genüssen des Lebens wieder hin. Wir machten Spazierritte und besuchten das Theater, um ihn zu zerstreuen rauchte ich sogar Zigarren mit ihm. Er lachte herzlich und nannte mich seine Amazone.

„Nun wäre Alles recht gut gewesen, wenn Felix gekommen wäre. Babet schüttelte ihr greises Haupt und der Oberst fluchte über die Nachlässigkeit. Wir richteten uns für den Winter ein. Der Oberst hatte große Lust, seinen Notar aufzusuchen, denn er las die Zeitungen und beschäftigte sich wieder mit Spekulationen. Einige Tage vor Weihnachten kam Felix an. Er brachte gute und böse Nachrichten. Die Abwickelung der Geschäfte ging von statten; aber meine Schwester! Sie führte ein höchst abenteuerliches Leben mit ihrem jungen Manne. Felix war ihr mehr als einmal auf der Spur gewesen; stets hatte sie sich seinen Nachforschungen zu entziehen gewußt, als ob sie einen gefährlichen Verfolger gefürchtet. In Köln hatte er ihre Spur verloren. Er wollte aus verschiedenen Anzeichen bemerkt haben, daß die Flüchtige in dürftigen Verhältnissen sich befinde. Der Notar, berichtete er, sei ein ganz anderer Mann geworden, er sei rastlos thätig, die widrigen Verhältnisse

ſeines Mandatars zum Guten zu wenden. Seinen Sitz habe er in dem Landhauſe aufgeſchlagen. Aber wir trauten dem Fuchſe nicht, der nur aus Furcht vor einer Unterſuchung ſich gefügig zeige. Babet enthüllte uns mancherlei Aufſchlüſſe über die feinen Intriguen des verſchmitzten Domherrn.

„Da der Oberſt die Exiſtenz meiner Zwillingsſchweſter nicht kannte, verſchwiegen wir ſie ihm; wir wollten nicht, daß ſeine Heiterkeit durch neue Aufſchlüſſe, von denen wir nicht wußten, wie ſie ihn berührten, getrübt werde. Jedenfalls war dies ein Geheimniß meiner Mutter, das zuvor aufgeklärt werden mußte.

„Daß nun auch an meine Verbindung mit Felix gedacht wurde, bedarf wohl der Erwähnung nicht. Mein Vater ſah in ſtiller Freude der Verwirklichung ſeines Lieblingsgedankens entgegen. „Ich halte dem todten Freunde Wort!“ rief er mehr als einmal aus.

„Aber der Menſch denkt, und Gott lenkt.

„Das Haus Leroux in Brüſſel, bei dem Felix ſeine Kapitalien deponirt hatte, ſtand auf dem Punkte, die Zahlungen einzuſtellen. Die allgemeine Kriſis hatte den ſoliden Grund dieſes Etabliſſements erſchüttert. Dieſer Umſtand machte eine Reiſe nach Brüſſel nothwendig, die mein Bräutigam nicht ohne Zögern antrat. Es fiel ihm ſchwer, ſich von mir zu trennen. Er reiſte ab. In einem Briefe benachrichtigte er uns, daß Ausſicht auf Rettung des Kapitals vorhanden ſei, daß

er aber wahrscheinlich nach London gehen müsse, um dort den Stand eines Bankhauses zu erforschen, das mit Leroux in enger Verbindung stehe. Von dem Resultate dieser Forschung hänge das Auftreten gegen Leroux ab. Ein Bevollmächtigter des Hauses Kaiser in Köln habe sich mit ihm zu gemeinschaftlichem Handeln verbunden. Die Zeit seiner Rückkehr sei demnach unbestimmt. Der Oberst war zufrieden, er lobte seinen künftigen Schwiegersohn als einen tüchtigen Geschäftsmann, der ihm noch wacker zur Seite stehen könne.

„Eines Tages hatte mein Vater die Zeitungen gelesen. Er war so erregt, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug, wie damals im Irrenhause.

„Vater!“ rief ich erschreckt. „Was ist Ihnen?“

„Louise! es gibt eine Nemesis!“

„Ich zweifle nicht daran.“

„Hier ist der Beweis!“

„Er zeigte mir einen Bericht über die Anlage einer neuen Eisenbahn. Ich begriff die Absicht meines Vaters nicht. Nach Tische ging er aus und kam gegen Abend zurück. Sein Gesicht strahlte vor Freude.

„Morgen werde ich reisen.“

„Wohin?“

„Um das Gut Elsborn zu kaufen.“

„Sie werden bleiben, lieber Vater!“

„Andreas von Sydow ist bankerott, er muß verkaufen. Ein Agent hat mir genaue Aufschlüsse über ihn

gegeben. Elsborn, Elsborn!“ rief er wie im Delirium, und seine Augen glühten, daß ich einen Rückfall seines Irrsinns fürchtete. „Andreas, alter Sünder, das ist die Nemesis, die Dich verfolgt! Du hast einen zu großen Frevel an mir verübt, ich kann Dir nicht verzeihen. Wenn das der Graf von Ripon wüßte!“ fügte er mit einem unheimlichen Lächeln hinzu. „Louise! besorge meinen Koffer, morgen reise ich!“

„Im Laufe des Abends gelang es mir, ruhig mit ihm zu sprechen. Ich sollte ihn begleiten. Dieser Vorschlag war mir schon recht; aber wer konnte wissen, was für Szenen mit dem Baron stattfinden würden, den er glühend haßte. Der arme Mann war nicht davon abzubringen, er wollte das Gut kaufen, ehe ihm ein Anderer zuvorkäme. Babet hielt es für sehr bedenklich, den Greis reisen zu lassen, selbst in meiner Begleitung. Der Gedanke wurzelte so fest in ihm, daß er meine Ermahnungen barsch abwies. So erbot ich mich denn, allein zu reisen und seinen Auftrag zu vollziehen. Er brach in lautes Lachen aus.

„Meine Amazone will Güter kaufen! Nicht übel — auch die Frauen spekuliren. Doch, Du hast recht, ich will den Andreas nicht sehen, er würde sonst sagen, ich weide mich an seinem Unglücke. Rachsüchtig bin ich nicht, aber ich will Elsborn haben, das mir damals durch die Ränke Sabinens entgangen ist.“

„Am nächsten Morgen instruirte mich mein Vater mit der größten Seelenruhe. Ich empfing Staatspapiere zur ersten Anzahlung und was sonst noch nöthig. Im Grunde meines Herzens hegte ich aber den Plan, die beiden alten Feinde auszusöhnen, und dieser Plan stand um so fester, als ich wußte, daß meine Mutter der Zankapfel war. Andreas von Sydow sollte nicht untergehen. In die Verkaufsangelegenheit mußten wohl noch andere Hände eingreifen, denn am folgenden Morgen erhielt mein Vater einen Brief, der ihm anzeigte, daß die Direktion der Eisenbahnkompagnie die Absicht habe, das Gut zu erstehen. So reiste ich denn denselben Tag ab. Ich kam nach Köln. Mein erster Weg war zu dem Banquier Kaiser, um die Staatspapiere zu verkaufen. Da trat mir auf der Hausflur eine Dame entgegen, die bestürzt vor mir zurückwich. Daß ich nicht gleichgiltig blieb, läßt sich denken.

„Ich bat die Dame, mir das Komptoir zu zeigen.

„Wen suchen Sie?“ fragte sie heftig.

„Den Herrn Banquier Kaiser.“

„Furchtsamkeit ist sonst mein Fehler nicht; aber ich begriff, daß man mich für meine Schwester nahm, die vielleicht ein galantes Abenteuer gehabt, wenn nicht mehr. Ich sah ja die Dame, die trotz ihrer Jahre nicht übel war, zum ersten Male.

„Meine Verlegenheit schien ihr den Muth zu der Frage zu geben:

„Was wollen Sie bei dem Banquier?“

„Madame, ich begreife nicht ...“

„Sie werden mich ſchon begreiflich finden, Madame Seltenau!“

„Dieſe Worte beſtätigten meine Befürchtung.

„Ihr Flitterputz täuſcht mich nicht,“ fuhr die Dame heftig fort.

„Sie nannte eine Gaſſe und ein Haus und meinte, das Stübchen dort ſei mir wohl zu enge geworden. Sie war bleich, ihre Lippen zitterten und ihr Athem ging kurz und raſch. In dieſer Verfaſſung mußte ſie zu Allem fähig ſein. Es gingen Domeſtiken über die Hausflur. Um eine mich demüthigende Szene zu vermeiden, trat ich den Rückweg an, ohne mich weiter um die aufgeregte Dame zu kümmern.

„Die Polizei wird Sie ſchon erreichen!“ rief ſie mir nach.

„Mein Fiaker ſtand noch vor der Thüre, mit meinem Reiſegepäck belaſtet. Ich befahl dem Kutſcher, raſch nach dem Hauſe in der Gaſſe zu fahren. Wir kamen an. Ein Laſtwagen hemmte die Fahrt. Da ſah ein altes Weib in den Wagen.

„Madame Seltenau!“

„Was gibt's?“

„Betreten Sie Ihre Wohnung nicht.“

„Warum?“

„Die Polizei ſucht Sie.“

„Meine Schwester war also mit der Polizei in Konflikt gerathen. Ich hielt es für das Beste, meine Forschungen aufzugeben und rasch die Sadt zu verlassen. Den Tag auf Elsborn durfte ich nicht versäumen. So ließ ich mich nach dem betreffenden Bahnhofe fahren. Auch hier setzte ich eine Dame in Erstaunen, eine recht liebenswürdige Dame.

Der Justizrath zog sein Taschentuch, um die Verlegenheit zu verbergen, die sich, wie er an dem Brennen fühlte, in seinem Gesichte zeigen mußte.

„Eine zweite Dame!“ rief er lachend. „Madame Seltenau hat ja eine wahre Revolution unter den Frauen erregt.“

„Auch unter den Juden.“

„Levi Markus!“

„Sie kennen ihn. Juden und Christen waren in Bewegung. Madame Seltenau muß eine gefährliche Person sein.“

„Und dann kam Ihr Diener an die Reihe!“

Der Justizrath verneigte sich.

„Verzeihung, ich habe nie vorausgesetzt, daß meine Schwester eine Eroberung an Ihnen gemacht hat; aber daß Sie mehr von ihr wissen, als ich, darf ich wohl mit gutem Grunde annehmen. Ich erinnere Sie an unser Gespräch in dem Wagen.“

„Ganz recht, mein Fräulein! Aber Ihr Benehmen . . .“

„Mein Benehmen während der Reiſe ward von der Nothwendigkeit bedingt, mit den übrigen Konkurrenten zugleich auf Elsborn einzutreffen. Ich wies jede Verſtändigung zurück, um Weitläufigkeiten zu vermeiden. Mit bangem Herzen habe ich geſcherzt, gelacht und Zigarren geraucht, ich ging ja einem ſehr ernſten Ziele entgegen. Die Vorgänge auf dem Gute kennen Sie, und weitere Erklärungen behalte ich mir noch vor. Der Oberſt hat Sie mir, als den zuverläſſigſten Rechtsanwalt empfohlen, wenn ich der Hilfe eines ſolchen bedürftig würde."

„Ich werde das Vertrauen zu rechtfertigen wiſſen. Im Laufe Ihrer Erzählung äußerten Sie, wenn ich nicht irre, daß Sie auch gegen Herrn Felix von Eberſtein..."

Es ward an die Thüre geklopft.

Die junge Dame verließ ihren Platz und öffnete. Ein Polizei-Kommiſſär erſchien. Joſefine, wir wollen ſie jetzt ſo nennen, wich beſtürzt zurück.

„Was wollen Sie?" fragte ſie keck.

Der Gefragte ſah den Juſtizrath an. Die Anweſenheit des erſten Rechtsanwaltes der Stadt ſchien ihm Reſpekt einzuflößen.

„Ich ſuche die junge Dame," antwortete er höflich, „die in dem Fremdenbuche als Louiſe von Melin eingetragen iſt."

„Sie ſteht vor Ihnen."

„So erſuche ich Sie, mir zu folgen."

„Wohin?“ fragte sie lebhaft. „Verhandeln wir hier, der Herr Justizrath ist mein Rechtsanwalt.“

„Verzeihung, ich habe den Auftrag, Sie zu verhaften.“

„Mich? Und warum?“

„Ihr Rechtsanwalt mag mit der Behörde verhandeln. Ich bin nur der Vollstrecker des erlassenen Befehles.“

Josefine war sichtlich erschreckt; sie warf ihrem Rechtsanwalt einen flehenden Blick zu. Aber auch dieser befand sich in einer Verlegenheit, die er umsonst zu bekämpfen suchte.

„Das Mißverständniß wird sich aufklären,“ meinte er.

Auf seine Frage, wer die Verhaftung verfügt habe, antwortete der Kommissär: die Polizeidirektion. Mehr wußte er nicht. Das war nun eine verhängnißvolle Lage — die junge, elegante Dame mit dem pikanten Gesichtchen in den Händen der Polizei mußte Aufsehen erregen. Der Justizrath wandte noch ein letztes Mittel an, um dem Eklat vorzubeugen.

„Kennen Sie mich, mein Herr?“ fragte er.

„Ja, Herr Justizrath!“ antwortete der Mann des Gesetzes.

„Ich leiste Bürgschaft für diese Dame.“

Der Kommissär bedauerte, ohne vorher eingeholte Erlaubniß darauf nicht eingehen zu können, ein Grund, der dem Juristen einleuchtete. Aber die Verhaftung mußte unter allen Umständen vermieden werden.

„Mein Gott," rief Joſefine unwillig, „wozu habe ich denn einen Rechtsanwalt? Sie wiſſen, was Ihnen zu wiſſen nöthig — ſo verfahren Sie doch!"

Der Juſtizrath ergriff Hut und Stock.

„Mein Herr! bleiben Sie bei meiner Klientin und bewachen Sie ſie gut; ich eile zu dem Polizeidirektor, um Ihnen einen ſchriftlichen Entlaſſungsbefehl zu holen. Die Erfüllung dieſer Bitte widerſtreitet Ihrer Amtspflicht nicht, und außerdem leiſten Sie mir einen Dienſt, den ich zu würdigen wiſſen werde."

Der Kommiſſär willigte ein und der Rechtsanwalt entfernte ſich. Joſefine bewirthete indeß ihren Wächter mit Champagner. Eine Stunde verfloß der Harrenden unter banger Erwartung. Da kam endlich der Juriſt zurück; er gab dem Beamten ein Papier, und dieſer entfernte ſich, nachdem er höflich gegrüßt hatte.

„Nicht wahr, die Verfolgung galt meiner Schweſter?" fragte Joſefine.

„Nein; für dieſes Mal dem Fräulein von Melin."

„Himmel, was habe ich denn verbrochen?"

„Sie haben ihren Vormund nicht geheirathet."

„Der Elende!"

„So präſumire ich, mein Fräulein! Ihre Verhaftung hatte zunächſt den Zweck, Sie zu einem Verhöre zu führen. Ich werde mein Amt damit beginnen müſſen, Sie gegen die Polizei zu vertheidigen. Man will nämlich wiſſen, daß Sie falſche Banknoten verbreiten. Die der

Polizei zugekommene Insinuation ist ohne Zweifel von dem würdigen Domherrn ausgegangen, der falsche Banknoten schon dem Obersten als Schreckbild aufgestellt hat. Es ist mir gelungen, für Sie Bürgschaft zu leisten. Nun aber dürfen Sie die Stadt nicht verlassen. Demnach rathe ich Ihnen: lassen Sie Ihren Vater und die alte Babet von Aachen kommen, denn Beide sind mir wichtig, wenn ich den Ex-Notar zu einer vollständigen Ablegung seiner Vormundschaftsrechnung zwingen soll. Herr Felix von Eberstein wird sich gern zu der Reise nach Köln entschließen. Das Arrangement mit dem Baron von Sydow steht jetzt in zweiter Reihe. Und nicht wahr, dies gehört zu den Aufträgen, die Sie mir zu ertheilen haben."

„Ja, mein Herr! Der Oberst und der Baron sollen gemeinschaftlich auf Elsborn leben. Verwirklichen Sie diesen meinen Lieblingswunsch, so zahle ich meinem Rechtsanwalte jedes Honorar, das er fordern wird. Noch heute geht ein Brief nach Aachen ab, und in einigen Tagen wird der Oberst hier sein. Sie kennen nun Ihre Aufgabe: es sollen die Familienverhältnisse, die ich Ihnen weitläufig erzählt, geordnet werden, damit mein Vater Ruhe gewinnt und mit der Vergangenheit abschließen kann. Die Aufgabe ist schwer; aber Sie sind ihr, wie Keiner, gewachsen. Vermögen Sie es, so erleichtern Sie mir meine Gefangenschaft, indem Sie mich Ihrer Gattin vorstellen."

„Morgen ſehen Sie mich wieder!“

Joſefine ſchrieb einen langen Brief, den ſie nach Aachen abſandte.

Gegen Abend machte ſie, gefolgt von einem Lohndiener, einen Spaziergang an den Rhein. Der Cicerone gab ſich Mühe, ihr die Sehenswürdigkeiten der alten Stadt zu erklären. Da geſellte ſich Levi Markus zu ihr, der ſtolz, wie ein Spanier, auf- und abging und die Damen muſterte, welche ſich zufällig zeigten. Er wußte nicht ob er das junge Mädchen für Madame Seltenau oder für die Amazone von Elsborn nehmen ſollte. Joſefinen war dieſes Begegnen recht; ſie redete den überraſchten Juden an.

„Haben Sie Nachrichten von Elsborn?“ fragte er.

„Nein, mein Herr!“

„So kann ich Ihnen eine ſehr wichtige mittheilen, die mir vor einer Stunde zugekommen iſt.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Der Baron Andreas von Sydow hat ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt.“

Joſefine erſchrack heftig.

„Die kleine Liſette hat er zur Erbin eingeſetzt,“ fuhr Markus fort. „Und Baron Emil iſt Vormund geworden. Wir werden alſo mit ihm zu verhandeln haben. Sie erfreuen ſich der beſonderen Vorliebe dieſes Herrn — machen Sie dem Juſtizrathe einen Strich durch die Rechnung.“

Josefine kürzte ihren Spaziergang ab; erschüttert ging sie in das Hotel zurück.

„Das ist nun das dritte Opfer der Börsenspekulationen," dachte sie weinend. „Gebe Gott, daß mein Vater ein friedliches Alter erlebt!"

Ende des dritten Bandes.

Druck von A. Dorfmeister.